This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

E. DORSCH, M. D.
Monroe, Mich.

THE DORSCH LIBRARY.

The private Library of Edward Dorsch, M. D., of Monroe, Michigan, presented to the University of Michigan by his widow, May, 1888, in accordance with a wish expressed by him.

DC
33.4
.B165

Bailly, Alexandre

Geheime Chronik

3715-3

der

königlichen Luſtſchlöſſer Frankreichs.

Aus dem Franzöſiſchen

von

Ludwig Hain.

Erſter Band.

Leipzig, 1847.
Literariſches Muſeum.

Inhalt des ersten Bandes.

Einleitung.

Choisy-le-Roi. — Mademoiselle von Montpensier. — Lauzün. — Ludwig XIV. — Frau von Montespan. — Frau von Sevigné. — Frau von Maintenon. — Der Herzog du Maine. — Der Großdauphin. — Die Schauspielerin La Raisin. — Die Prinzessin von Conti. — Ludwig XV. — Die Marquise von Pompadour. — Die Gräfin Dubarri. — Der Herzog von Richelieu. — Der Prinz von Soubise.

Anet. — Diana von Poitiers. — Ludwig von Brezé. — Der Graf von Saint-Vallier. — Franz I. — Marot. — Heinrich II. — Gabriele d Estrées. — Heinrich IV. — Margaretha von Valois. — Richelieu. — Die Herzöge von Vendome. — Ludwig XIII. — Der Herzog du Maine. — Lulli. — Chaulieu. — Lafare. — Der Großprior.

Amboise. I. — Ludwig XI. — Olivier le Daim. — Tristan. — Charlotte von Savoyen. — Du Lude. — Margaretha von Oestreich. — Anna von Bretagne. — Dunois. — Karl VIII. — Rohan de Gié. — Die Herzogin von Angouleme. — Ludwig XII. — Karl von Montpensier. — Die Gräfin von Chateaubriand. — Franz I. — Die Herzogin von Alençon. — Frau Soudin und ihre drei Töchter. — Der Herzog von Orleans. — Katharina von Medicis.

Einleitung.

Es giebt in den Annalen Frankreichs nichts, was an Mannichfaltigkeit und Wechsel der Scenerie so reich und durch das Wunderbare und Eigenthümliche der Begebenheiten so anziehend wäre, als die Geschichte der französischen Lustschlösser. Welche Poesie, welche Pracht in diesen herrlichen Gebäuden, den prunkvollen Sitzen einer Macht, die mit so viel Glanz herrschte und jetzt nicht mehr ist! Wie anregend beschäftigen diese düstern Schloßthürme, diese mit Zinnen versehenen Wälle, diese starken Mauern, diese weitläufigen Parks und königlichen Gärten die Einbildungskraft, und welche Erinnerungen rufen sie wach! Jetzt, wo die zerstörende Art der Speculanten den größten Theil dieser prachtvollen Denkmäler der Vergangenheit vernichtet hat, wo die Geschichte des Adels, dieser für immer gefallenen Größe, uns nur noch wie ein poesiereicher Roman, wie ein köstlicher Traum oder wie eine jener phantastischen Erzählungen aus „Tausend und Einer Nacht" vorkommt, jetzt wollen wir

versuchen, vor den Augen unsrer Leser diese zauberischen Paläste wieder aufzubauen, deren hier und da zerstreute und von den Freunden mittelalterlicher Art und Kunst mit Ehrfurcht conservirte Ruinen nur noch die traurigen Zeugen von einstigen Wunderwerken sind, die man, während sie Staunen in uns erwecken, zugleich mit Bedauern betrachtet.

Mit Alles erhellender Fackel wollen wir in die verborgensten Räume dieser herrschaftlichen Häuser dringen, von den unterirdischen Gewölben an, welche so oft das Grab unglücklicher Opfer wurden, bis zu den Boudoirs der Edeldamen, den Stätten des Ueberflusses und der Ueppigkeit; von dem heiligen Tempel an, in welchem der feierliche Ton der Orgel sich mit den inbrünstigen Gebeten des frommen Kaplans vermischte, bis in die Waffen- und Rittersäle, welche Zeugen so vieler geschichtlichen Ereignisse waren und in denen so oft unter Streit und Kampf, oder auch bei schallendem Gelächter und Becherklang über das Loos eines noch unbesiegten Vasallen, oder einer benachbarten Provinz entschieden wurde.

Die berühmten Bewohner dieser alten Burgen werden wir heraufbeschwören; ihre Schatten werden vor uns erscheinen, auf daß wir sie befragen und sie selbst uns die Thaten ihres vielbewegten Lebens erzählen können.

Hier sehen wir, inmitten des zauberhaftesten Lyxus, wie die schöne Diana von Poitiers und der junge König Heinrich II. ihre in einander verschlungenen Namenschiffern in die Fensterscheiben des Schlosses Anet eingraben, als Sinnbilder ihrer gegenseitige Schwüre und ewig jungen Liebe.

Dort im Schloß von Choisy-le-Roi, wohnen wir den kleinen Soupers, dieſen königlichen Orgien Ludwigs XV., bei, zu welchen außer der Frau von Pompadour nur einige begünſtigte Seigneurs zugelaſſen wurden; oder wir hören den kühnen, wilden Lauzün fluchen und ſchwören und ſehen, wie er eine Prinzeſſin von Frankreich beleidigt, welche die Schwachheit hatte, nicht nur ihn zu lieben, ſondern ihm auch ihre Liebe zu geſtehen.

Ferner, zu Chambord wird ſich vor unſern Blicken die Scene erneuern, wie ſich Franz I. an Karl V., ſeinem Rival an Macht und Einfluß, aber nicht an Biederkeit, auf ritterliche Weiſe rächt; er wird mit der reizenden Herzogin von Etampes in üppigem Gekoſe dieſelben Alleen durchſchreiten, dieſelben dichten Lauben betreten, welche ſpäter die ſtillen Zeugen der keuſchen Liebe Ludwigs XIV. und der gefühlvollen La Vallière wurden.

Zu Schloß Chenonceau ſehen wir nach einander Alles was Schönheit, Jugend und Geiſt, Reizendes und Anmuthvolles zu bieten vermag in hohem Glanze auftreten: Diana von Poitiers, Catharina von Medicis, Margaretha von Valois und Maria Stuart.

Zu Chinon zollen wir, während Karl VII. ſeine Pflichten als König in ſtrafbarer Läſſigkeit vergißt, einer Jungfrau unſre Bewunderung, welche unſchuldig wie ein Engel und tapfer wie ein Held, Frankreich von der Uebermacht der Engländer befreite und ihrem König den unwürdigen Freuden einer unwürdigen weibiſchen Liebe entriß.

In Loches betrachten wir mit Theilnahme die junge und ſchöne Agnes Sorel, welche, indem ſie Vaterlandsliebe mit dem Vergnügen und Grazie mit muthiger Entſagung

zu vereinigen verstand, ihren Einfluß auf den Geist des Königs benutzte, ihren Geliebten und Herrn zu vermögen, einen Augenblick die Freuden der Liebe zu verlassen, um auf den Fußtapfen des schönen Dunois dem gefährdeten Frankreich zu Hülfe zu eilen.

In dem netten Schlößchen Marly, dessen Erbauung man einer Laune Ludwigs XIV., die ihm etwas mehr als eine Milliarde kostete, zu verdanken hat, sehen wir Frau von Maintenon, die fromme Maitresse, mit ihrem Führer Bossuet den unheilvollen Widerruf des Edicts von Nantes vorbereiten.

In Malmaison sehen wir Napoleon als aufsteigende Größe, auf seinem höchsten Glanzpunkt und in seinem Fall. Wir folgen dem Helden in den verschiedenen Verhältnissen seines Privatlebens, von seiner Verehelichung mit Josephine bis zur Kaiserkrönung, von der Ehescheidung bis zu seiner Abdankung und Verbannung. Wir widmen der unglücklichen Gattin, dem Gegenstand seiner ersten Liebe, eine Thräne des Mitleids; diesem guten Stern, der seinen Geschicken voranzuleuchten schien, welcher plötzlich mit der Sonne Frankreichs sich seinem Untergang nahete und mit dem Blick des Adlers, den Moskau's Feuer und Rußlands Schnee besiegte, zugleich erlosch.

Schloß Blandy beschäftigt unsre Einbildungskraft durch die Erzählungen von den häufigen Geistererscheinungen daselbst; wir hören mit Schaudern das geheimnißvolle Geräusch, von dem in jeder Winternacht die düstern Thürme wiederhallen; wir zittern bei dem Anblick der Gespenster, die auf unheimliche Weise um ihre Gräber wallen, oder ihre dunklen Wohnungen verlassen, um in den großen Sä-

len und langen Gängen herum zu ſchleichen; die ihre Leichentücher lüften, um die Lebenden mit Vorwürfen zu überhäufen, oder ihnen Verſprechungen in's Gedächtniß zurückzurufen, die ſie einſt bei feierlicher Gelegenheit verheißen haben.

An andern Orten wohnen wir weniger wunderbaren, aber weit ſchrecklichern Scenen bei, die unſre Entrüſtung erregen und uns von ganzer Seele die mittelalterliche Feudalherrſchaft verabſcheuen laſſen. Aus der Tiefe unterirdiſcher, feuchter Gewölbe, in welche nie ein Strahl der Sonne dringt, hören wir die traurigen Klagen unglücklicher Gefangenen ertönen, vermiſcht mit dem dumpfen Klang ihrer ſchweren Ketten. Dieſe Opfer feudaliſtiſcher Tyrannei ſind verdammt ihr ganzes Leben lang für ein oft nur leichtes Vergehen zu büßen, das manchmal nur auf ſchlecht begründetem Argwohn beruht und häufig blos ein eingebildetes Verbrechen iſt ... Wir ſehen ſolche Unglückliche, welche die nachläſſigen Henker in ihren dunkeln Kerkern vergeſſen hatten, auf ſcheußliche Weiſe umkommen, nachdem ſie, um ihren unbezähmbaren Hunger zu ſtillen, vorher irgend ein Glied ihres abgemagerten Leibes verzehrt haben.

Wir würden nicht fertig werden, wollten wir nur den kürzeſten Ueberblick von all' den Scenen geben, die wir hervorrufen, und all' den Erſcheinungen, die wir unſern Leſern vorführen werden.

Aber trotz dieſer zauberhaften Heraufbeſchwörungen werden wir beſorgt ſein, unſerer Phantaſie den nöthigen Zügel anzulegen, damit ſie uns nicht auf die Irrwege des Unwahrſcheinlichen führe, ſondern immer auf dem geraden Wege der Wahrheit bleibe.

Wir werden nicht ſuchen, unſre Erzählungen einer ſyſtematiſchen Ordnung, einer regelmäßigen Klaſſification und beſtimmten Zeitfolge zu unterwerfen; wir werden gleich der Biene, die von einer Blume zur andern fliegt, von einem Gegenſtande zum andern übergehen, da wir mit Voltaire von der Anſicht durchdrungen ſind, daß von allen Mängeln eines Schriftſtellers des ſchlimmſte der iſt, ſeine Leſer zu langweilen, und daß der größte Fehler eines Buches, wie es auch heißen möge, in deſſen Eintönigkeit oder Gleichförmigkeit beſteht.

A. B. Le François.

Choisy-le-Roi.

Ich will Euch die erstaunlichste, überraschendste, wunderbarste, großartigste, unerhörteste, sonderbarste, unglaublichste Neuigkeit sagen ... Herr von Lauzün heirathet nächsten Sonntag, und wen? ... ich wette, Ihr errathet's nicht ... Er heirathet Mademoiselle ...

Frau von Sevigné.

Choisy! an wieviel rauschende Vergnügungen und süße Schwärmereien, an wie viel leidenschaftliche Gelübde und zärtliche Vorwürfe, an welch' innige Ergebenheit und schwarze Undankbarkeit erinnert dieser Name! Schweigende Haine, einsame Fußpfade, wüste Trümmer tönet noch einmal wider von den verliebten Seufzern der Prinzessin von Montpensier, der Enkelin Heinrichs des Vierten, und den leidenschaftlichen Flüchen des kühnen Lauzün, ihres Geliebten und heimlichen Gemahls. Wenn am Abend der duftende Zephyr die Wellen des See's, in welchem einst bei Mondenschein ein wundervoller Palast sich abspiegelte, leicht bewegt, scheint es da nicht, als wenn die hundertfachen Echo's der schattigen Thäler noch einmal die galanten Reden, die Ausbrüche fröhlichen Gelächters, die lustigen Lieder, kurz die ganze Ueppigkeit und der Lärm der kleinen Soupers, diesen königlichen Orgien Ludwigs XV., widerhallten, bei denen sich der Monarch und Frau von Pompadour mit einigen begünstigten vornehmen Herren und glatten

Höflingen ergötzten? Hier in diesem reich mit Blumen geschmückten Lustwäldchen wandelten einst der Großdauphin, der Zöglins Bossuets, die Höhe seines Ranges und die Vorschriften seines Lehrers vergessend, Arm in Arm mit der Schauspielerin Raisin, die seine Liebesschwüre mit Betheuerungen ewiger Treue erwiederte, Betheuerungen und Schwüre, welche mit der vergänglichen Blüthe, die der Wind mitnimmt, zugleich verwehten. Dort auf dem weichen Rasen, dem geheimen Zeugen so vieler Lust, sprang, sich neckend, die leichtsinnige, sorgenlose, von Vergnügen und Gesundheit strahlende Jugend herum, während von diesen in tausendfacher Farbenpracht prangenden Blumenbeeten schöne Herzoginnen Rosen pflückten, die bald darauf unter diesen schattenreichen Bäumen oder in jener dunkeln Laube eine verborgene Hand zerknitterte. Ueberall, wohin man blickt, wird die Einbildungskraft von neuen Eindrücken, der Geist von tausend Erinnerungen bewegt; überall, wohin sich der Beschauer wendet, wird er gezwungen, seinen innern Blick der Vergangenheit zuzuwenden und sich in die Betrachtung jener wunderbaren Hofbegebenheiten zu vertiefen, mit denen die französische Geschichte der letztverflossenen zwei Jahrhunderte so reich durchflochten ist.

Das Schloß Choisy liegt zwei Stunden südöstlich von Paris in dem Dorfe gleiches Namens. Es wurde im Jahre 1674 von der Prinzessin von Montpensier, der Enkelin Heinrich des Vierten, Tochter Gastons von Orleans, Nichte Ludwigs XIII. und

Baſe Ludwigs XIV., erbaut. Mademoiſelle von Montpenſier, deren Grundeigenthum von ungeheurer Ausdehnung war, die in Paris das Palais Luxemburg und in der Provinz die Schlöſſer von Eu, Aumale, Thiers, Dombes, Châtellerault und Saint-Fargeau beſaß, fand, daß dieſen prächtigen Wohnſtätten, ſo fürſtlich ſie auch waren, ein Vorzug anderer ähnlicher Schlöſſer fehlte, nämlich der, daß ſie nicht, wie Verſailles, Sceaux und Saint-Germain, in der Nähe der Hauptſtadt lagen. Sie wollte gern in deren Umgebungen einen ſtillen Wohnort haben, wohin ſie ſich, wenn es ihr beliebte, von Zeit zu Zeit, begeben konnte, eine einſame Stätte, in die ſie ſich vor dem Geräuſch der großen Welt flüchten, und der Beläſtigung der ceremoniöſen Viſiten entziehen, ein ländliches Boudoir, wo ſie unbelauſcht ihrem liebeglühenden Herzen Luft machen konnte, und wo ſie keine andern Zeugen hatte, als die befiederten Sänger ihrer Gärten und die Schiffer, die auf dem Gewäſſern der nahen Seine dahinruderten. Dieſen Zufluchtsort, dieſe liebliche Einſiedelei, dieſes ländliche Boudoir ſuchte und fand ſie in dem Dorfe Choiſy.

An den Ufern der Seine, inmitten großartiger Laubwaldungen und zahlreicher Allee'n alter Linden, Ulmen und Pappeln gelegen, war ihre neue Wohnung vollkommen mit ihrem leidenden Seelenzuſtand in Uebereinſtimmung. Der berühmte Lenotre, den ſie nach Choiſy holen ließ, um ſich hinſichtlich der Anlage des Parks und der Gebäude ſeines Raths zu bedienen, war der Meinung, man müſſe alle

dieſe buſchigen, dunkeln Anpflanzungen niederſchlagen, weil ſie den Zugängen zu dem Schloſſe hinderlich wären, das man nur durch einige Waldblicken erblicken könne. Aber dieſe dichtbelaubten alten Bäume, dieſe laubenförmigen Allee'n, dieſes Halbdunkel, welches ſo wenig zu den Plänen Lenotre's paßte, harmonirte gerade mit den ſüßen ſchwermüthigen Gedanken von Mademoiſelle; deshalb ſchickte ſie den Architecten Ludwigs XIV. nach Verſailles zurück und entſchloß ſich, nur die Pläne, welche ihre eigene Phantaſie geſchaffen hatte, in Ausführung bringen zu laſſen. Das nach ihren ſelbſtentworfenen Plänen erbaute Schloß Choiſy wurde nun und blieb ihr ganzes Leben lang der bevorzugte Gegenſtand ihrer aufmerkſamſten Sorgfalt. Da ſie es mit Recht als ihr Werk betrachtete, ſo liebte ſie es wie eine Mutter ihr Kind liebt, und ſchmückte es ohne Unterlaß mit neuen Zierden; ſie wollte ſogar, daß es ihren Namen trüge, ſo daß es bis zur Zeit Ludwigs XV., wo es Choiſy-le-Roi genannt wurde, nur unter dem Namen Choiſy-Mademoiſelle bekannt war.

In den von ihr hinterlaſſenen Denkwürdigkeiten ſpricht ſie mit einer ſichtbaren Vorliebe von ihrem theuren Choiſy. Wir geben hier ihre eigene Beſchreibung deſſelben auszugsweiſe wieder, und bitten den Leſer, an den Incorrectheiten ihres Styls keinen Anſtoß zu nehmen; denn eine Prinzeſſin aus der Zeit Ludwigs XIV. mußte ſich den Geſetzen der Etiquette mehr fügen, als denen, welche die franzöſiſche

Sprache verlangt. Sie beſchreibt das Schloß Choiſy folgendermaßen:

„Es beſteht aus einem großen Wohngebäude mit zwei vorſpringenden Flügeln, die in ganz aus Quaderſteinen erbauten Pavillons endigen; vor dem Schloſſe befindet ſich eine große Teraſſe, welche von dem einen Ende des Schloſſes bis zum andern reicht. Der Dauphin hat mir geſagt, daß, wenn eine Gartenanlage nicht hundert Ellen lang ſei, man ſie nicht „Park" nenne; jedoch hat mein Schloßgebiet gerade dieſe Größe, einſchließlich der Höfe und Nebengebäude.

„An die vor dem Schloſſe befindliche Teraſſe ſchließt ſich ein nicht gar großes Blumenbeet an, das an den Fluß grenzt, den man vom Schloſſe aus ſehen kann. Da ich es zu meinem Sommeraufenthalt auserkor, ſo traf ich beim Erbauen deſſelben ſolche Maßregeln, daß man den Fluß auch bei ganz niedrigem Waſſerſtande bemerken kann; ſogar von meinem Bette aus ſehe ich ihn und die Schiffe, die auf ſeinen Wellen dahingleiten.

„Rechts und links vom Schloſſe ſind zwei Luſtwäldchen, welche eine zweite größere Teraſſe verbindet. Springbrunnen ſind hinreichend vorhanden, und wollte ich noch mehr haben, ſo könnte ich ſie ohne Schwierigkeit anlegen; auch habe ich viel Allee'n anpflanzen laſſen, welche ſehr gut gedeihen.

„Höchſt angenehm iſt es, daß man von allen Seiten meines Schloſſes den Fluß, ſo wie das Ende aller Baumgänge bemerken kann.

„Von der einen Seite deſſelben ſehe ich den Triumpfbogen in Paris; von der andern Villeneuve-Saint-Georges, den Wald von Sénart und die fruchtbare Ebene von Créteil; ferner erblickt man Saint-Maur, Villeneuve-le-Roi, dem Miniſter Pelletier gehörig, und in demſelben Orte ein ſehr ſchönes Wohnhaus, welches der Kanzler du Vair hat erbauen laſſen.

„In einem Garten befindet ſich eine ſchöne Orangerie, ein hübſcher Gemüſeraum mit drei Springbrunnen und überhaupt Alles, was die Schönheit meines Schloſſes erhöhen kann, welches, obgleich nur klein, dennoch einen großartigen Eindruck macht. Die lange Gallerie iſt ſchmucklos, aber die Kapelle iſt mit Freskomalereien von der Hand des berühmten Lafoſſe, des größten jetzt lebenden Malers nach Lebrun, geziert.

„Das Schloß iſt bequem eingerichtet. In einem kleinen Saale befinden ſich Gemälde, die Eroberungen des Königs darſtellend, von dem ausgezeichneten holländiſchen Schlachtenmaler van der Meulen; das Portrait des Königs, der geliebteſte und ſchönſte Schmuck der Welt, iſt überall zu ſehen.

„Den Speiſeſaal zieren die Portraits meiner nahen Verwandten; man erblickt hier von den geſchickteſten Künſtlern gemalt: den König, meinen Großvater, und die Königin, meine Großmutter; meinen Onkel Ludwig XIII. und deſſen Gemahlin, Anna von Oeſtreich; meine Tanten, die Königinnen von England und Spanien, ſowie deren königliche Ge-

mahle; die Herzogin von Savoyen; meine Schwestern und deren Gatten; die Prinzessin von Savoyen und die Herzogin von Parma, endlich meine Mutter, Schwiegermutter und die Infantin Isabella, Clara, Eugenie von Oestreich, Statthalterin der Niederlande, welcher mein Vater so viel Verbindlichkeiten schuldig war und deren er so oft ehrenvoll gedachte, so daß es gewiß passend war, ihr hier einen Platz unter meinen Verwandten zu geben.

„Auch die Bildnisse der Prinzen Heinrich von Bourbon, Ludwig Heinrich Julius von Conti, sowie der Prinzessin Margaretha von Montmorency, der Pfalzgräfin Clara Anna von Bayern und der Anna Martinozzy befinden sich in diesem Saale. Wenn der letztverstorbene Prinz hier einen Platz hätte finden können, so würde dies für mein Schloß eine sehr schöne Zierde gewesen sein, die einer Prinzessin von Frankreich, deren Mutter eine Bourbon war, große Freude gemacht haben würde. Jedes Bildniß ist mit der eigenen Namensunterschrift des Dargestellten bezeichnet, damit, wenn ja Jemand so schrecklich unwissend wäre, sie nicht zu erkennen, er seine Zuflucht zu den Buchstaben nehmen könnte."

Brechen wir bei dieser Phrase ab, um nicht noch eine lange Reihe von Bildnissen anführen zu müssen; übrigens enthält sie einen charakteristischen Zug, der mehr wie alles Andere den angeborenen Stolz der „**grande Demoiselle**," wie sie genannt wurde, bezeichnet. Diese dem Blut der Bourbons

entsproſſene Prinzeſſin, die ſo gern die hohen Perſonen ihres Fürſtenſtammes aufzählte, welche dachte, daß Jedermann die Bildniſſe ihrer Verwandten ohne weitere Bezeichnung kennen müſſe; die ſo hochmüthig war, daß ſie die höchſten Heirathsanträge, wie z. B. die des Königs von Portugal und des Bruders des Königs von Frankreich, von der Hand wies; welche ſo hohe Anſprüche machte, daß ſie lange Zeit auf die eheliche Verbindung mit Ludwig XIV. hoffte, bis ſie auf die königlichen Truppen die Kanonen der Baſtille richten ließ, welche ihr, einem Ausdruck Mazarin's zufolge, den Gemahl tödteten: fühlte, nachdem ſie bereits das dreiundvierzigſte Lebensjahr zurückgelegt hatte, in ihrem Innern das ganze Jugendfeuer, welches Jedermann längſt in ihr erloſchen glaubte, wieder erſtehen und erglühte auf einmal in Liebe für Lauzün, erklärte ihm ihre Neigung, und die Enkelin Heinrichs IV., von einem ganz andern Feuer als das war, welches ihr die Gefahren der Frondekriege beſtehen ließ, beſeelt, gab ſich einem „jüngeren Sohne", einem Edelmann von ziemlich niedern Adel hin, der ſich über ſie luſtig machte, ihre Schätze ausbeutete und ihre Liebe verſchmähte.

Es wird ein ſonderbarer Vorfall, welcher der Prinzeſſin im Garten des Luxemburg begegnete und den man als eine Prophezeihung ihrer künftigen Schickſale anſah, erzählt. Als ſie eines Tages allein in einer ſchattigen Lindenallee ſpazieren ging, ſtellte ſich ihr auf einmal ein Greis entgegen, der ſie ſprechen wollte. Die Prinzeſſin, über dieſe plötzliche Er-

ſcheinung erſchrocken, fühlte kaum genug Kraft in ſich, um Hülfe zu rufen und nach dem Palaſte entfliehen zu können. Ihre Leute liefen herbei, durchſuchten den Park auf das Sorgfältigſte, aber alle ihre Mühe war vergeblich. Als ſie einige Tage ſpäter, nachdem ſie ſich von ihrem Schreck erholt hatte, denſelben Baumgang hinabging, traf ſie den Greis mit bittender Miene und dem Verlangen ſie ſprechen zu dürfen, wiederholt auf ihrem Wege. Dies Mal ſtieß die, an allen Gliedern zitternde, Prinzeſſin einen lauten Schrei aus, konnte ſich aber nicht von der Stelle bewegen, ſondern fiel ohnmächtig nieder. Als ſie wieder zu ſich gekommen war, ſah ſie ſich von den Leuten ihres Palaſtes umgeben und hielt in ihrer Hand ein Papier, welches ſie convulſiviſch drückte. Ein Jeder muthmaßte ſogleich, daß dies Papier von dem Greiſe wäre, der, ſich vergeblich bemühend die Prinzeſſin ſprechen zu können, ihr ſchriftlich mittheilen wollte, was er ihr zu entdecken beabſichtigte. Dieſes Papier enthielt drei Zeichnungen von bewundernswerther Ausführung. Die erſte derſelben ſtellte ein Schiff dar, das auf einer wildbewegten Woge ſchwankte, und in dem Schiffe eine Schlange, die ihr hochmüthiges Haupt über das erzürnte Element erhob. Die zweite Zeichnung war ein Schiffbruch: die Trümmer eines Fahrzeugs ſchaukelten auf den Wellen, und die übermüthige Schlange wurde in dem Augenblicke, als ſie unterzugehen ſchien, von einem Weib mit hoher Stirn und mitleidiger Miene gerettet. Die dritte Zeichnung endlich ſtellte ein Schloß

dar, deſſen Façaden ſich in den Wellen eines Fluſſes ſpiegelten; in der Ferne ſah man die Thürme von Notre-Dame und in der Mitte dichter Trauerweiden das Weib des zweiten Bildes von der Schlange, die ſie ſo edelmüthig gerettet hatte, verwundet. In der Folge erkannte die Prinzeſſin in der Schlange den ehrſüchtigen Lauzün, in dem Schloſſe — Choiſy an den Ufern der Seine, und in dem Weib mit hoher Stirn — ſich ſelbſt. Die eigenthümliche Lebensgeſchichte der Prinzeſſin und Lauzün's, ihres Geliebten und Gemahls, beweiſt die Richtigkeit dieſer Auslegung.

Lauzün bietet dem denkenden Beobachter eines der merkwürdigſten Beiſpiele, welchen Schwankungen des Glückes und Mißgeſchickes das Leben eines Höflinges zu jenen Zeiten unterworfen war. Von ihm ſagte La Brüyere: „Sein Leben iſt ein Roman, doch nein, es fehlt ihm die Wahrſcheinlichkeit.“

Mit dem Titel eines Marquis von Puiguilhem geboren, wurde er unter dieſem Namen vom Marſchall Grammont, der mit ſeiner Familie liirt war, aufgenommen. Der Sohn des Marſchalls, Graf von Guiche, führte ihn bei der Gräfin von Soiſſons, der Nichte Mazarins, ein, welche die durch den Tod ihrer Schweſter, Laura Mancini, im Herzen Sr. Majeſtät entſtandene Lücke erſetzt hatte. Die Gräfin von Soiſſons war damals die Königin des Hofes, ſie war die Spenderin der Gnaden- und Ehrenbezeugungen, der König ſchlug ihr nichts ab, und der Graf von Guiche vermochte ſeinerſeits wieder Alles

über die Gräfin. Der gewandte und einschmeichelnde Puiguilhem wußte von dieser Doppelliebe der Gräfin den besten Nutzen zu ziehen. Es gelang ihm, die Gunst des Königs zu gewinnen, und bald konnte er sich als einen der begünstigsten Höflinge betrachten. Er erhielt gleich ein Regiment, dann wurde er Generalmajor und dann General der Leibdragoner, eine Stelle, welche erst für ihn geschaffen wurde.

Puiguilhem war jedoch mit seiner Lage noch nicht zufrieden; sein mit der königlichen Gunst wachsender Ehrgeiz strebte nach den höchsten Würden des Staats. Durch die Gräfin von Soissons erhielt er, der Erste von Allen, Nachricht von Mazarins beabsichtigter Niederlegung seiner Stelle als Großmeister der Artillerie. Er erbat sie sich von dem König, der sie ihm ohne Schwierigkeit versprach, den Tag der Ernennung schon bestimmte und ihm nur empfahl diese Sache noch nicht öffentlich werden zu lassen.

Die Würde eines Großmeisters der Artillerie war eine der höchsten im Staate; die Person, welche damit bekleidet war, stand in gleichem Range mit dem Kriegsminister und hatte sich dessen Befehlen nur aus reiner Nachgiebigkeit zu fügen. Louvois, der damalige Kriegsminister, hielt sehr auf die seiner Würde schuldige Devotion; er konnte Puiguilhem nicht leiden, dessen Stolz und Glück ihm Argwohn einflößte. Als er daher durch die Schwatzhaftigkeit des Marquis von dem ihm gemachten Versprechen benachrichtigt worden war, bat er den König dringend, eine der seinigen beinahe gleiche Würde nicht

einem Manne zu verleihen, deſſen übermüthige und launenhafte Manieren ſehr ſchwer zu ertragen wären. Außerdem begab er ſich zur Frau von Montespan, ſeiner heimlichen Geliebten und der Courtiſane Ludwigs XIV., indem er ſie bat, ſein Geſuch bei dem König zu unterſtützen und alles Mögliche aufzubieten, um Demjenigen einen ſchlechten Dienſt zu erweiſen, den er zu erniedrigen trachtete. Die Marquiſe erfüllte dieſen Auftrag auf's Beſte, denn die Zeit der Ernennung war gekommen, aber das Diplom ließ auf ſich warten. Jedesmal, wenn der Günſtling den König an ſein Verſprechen erinnern wollte, änderte er ſchnell das Geſpräch, oder gab ausweichende Antworten. Der Marquis bemerkte ſehr wohl, daß man in Bezug auf ihn etwas kalt geworden war, auch beeilte er ſich, Frau von Montespan zu beſchwören, ihm bei dieſer Gelegenheit beizuſtehen. Die verſchmitzte Maitreſſe verſprach dem demüthig Bittenden goldene Berge, benutzte aber all' ihren Einfluß bei ihrem königlichen Geliebten, um dem Marquis zu ſchaden. Endlich konnte Puiguilhem dieſen ungewiſſen Zuſtand nicht länger ertragen und da er das argliſtige, zweideutige Benehmen der Marquiſe ahnte, ſo machte er ſich mit einer Kammerfrau der Maitreſſe bekannt, überhäufte ſie mit Geſchenken und erhielt von ihr die Erlaubniß, ſich in demjenigen Zimmer der Favoritin verbergen zu dürfen, in welches dieſe den König zur beſtimmten Stunde führen würde. Nachdem dieß Alles verabredet war, ſtellte ſich Puiguilhem, als er ſah, daß ſich Ludwig XIV.

nach den Gemächern der Maitresse begab, Sr. Majestät auf dem Corridor entgegen und überreichte ihm ein die bewußte Stelle betreffendes Schreiben; alsdann schlich er, nachdem er sich tief verbeugt hatte, durch eine geheime Thür in das Zimmer der Marquise. Kaum hatte er sich unter das Bett verkrochen, als der König und die Dame eintraten ... Sobald der König nichts Besseres mehr zu thun hatte, nahm er die Schrift zur Hand.

Ich weiß wahrhaftig nicht, sagte Seine Majestät, wie wir aus diesem Dilemma kommen. Puiguilhem dringt auf die Stelle, und Louvois bittet mich inständigst, sie ihm nicht zu geben.

Es scheint mir, daß in solch' einem Fall der Wunsch eines Ministers, und namentlich eines so verdienstvollen Ministers wie Louvois, mehr zu berücksichtigen ist, als der Ehrgeiz eines faden Höflings.

Die Verrätherin! murmelte Puiguilhem unter dem Bette.

Das ist wohl wahr; aber mein königliches Wort ...

Ja, Sire; aber die Rücksichten für den Staat...

Von welchen sprechen Sie, Marquise?

Ich will damit sagen, daß, wenn Ihr Kriegsminister, unzufrieden damit, mit einem Großmeister der Artillerie, den er haßt, in Geschäftsbeziehung zu kommen, seine Entlassung einreichte ...

Ich würde untröstlich sein, denn Louvois ist äußerst thätig und hat viel Erfahrung.

Alſo, Sire, weiſen Sie Puiguilhem ab.

Du ſollſt mir dafür büßen! murmelte der Marquis, der ſeine Wuth kaum bezähmen konnte.

Der König entfernte ſich nun, und die Marquiſe ging in ihr Toilettenzimmer. Puiguilhem aber kroch, vor Wuth und Zorn kochend, unter ſeinem Verſteck hervor und ſtellte ſich an die äußere Thüre des Zimmers, entſchloſſen, ſich um jeden Preis an der falſchen Montespan zu rächen.

Die Favoritin ließ nicht lange auf ſich warten, war prächtig gekleidet und wollte ſich in das Schloßtheater begeben, in welchem eine neue Oper zum zweiten Male aufgeführt werden ſollte. Der Marquis, ſeine Wuth unterdrückend, reichte der Frau von Montespan den Arm und fragte ſie in dem reſpectvollſten Tone, ob ſie geruht hätte, zu ſeinem Gunſten mit dem König zu ſprechen.

So eben erſt, antwortete ſie.

O! wie viel Güte, Madame, ... erwiederte der Hofmann mit affectirtem Lächeln.

Hatte ich es Ihnen nicht verſprochen? ... Und ich verſichere Sie, daß meine Bitten noch viel dringender geweſen ſind, als Ihre Wünſche nur erheiſchen können.

Das iſt herrlich, ſagte der Günſtling mit ſpottender Miene.

Aber es ſcheint faſt, Marquis, daß Sie an meinen Worten zweifeln?

Ganz und gar nicht, fuhr Puiguilhem fort, indem er ſeinen Mund dem Ohr der Marquiſe nahe

brachte; ich bin im Gegentheil überzeugt, daß Sie die unverſchämteſte Lügnerin ſind, eine Betrügerin, die alle ihre Umgebungen täuſcht.

Hierauf ſagte er ihr Wort für Wort, was er unter dem Bette gehört hatte. Frau von Montespan weiß nicht, ob ſie ihren Ohren trauen ſoll, oder ob ſie einen Abgeſandten Lucifers vor ſich ſieht. Sie verliert die Faſſung, zittert, fällt in Ohnmacht, während der noch immer aufgebrachte Hofmann ſie verläßt und ſich in das Cabinet des Königs begiebt, den er kühn auffordert, ſein Verſprechen zu halten. Der König antwortet ihm, daß er ſeines Wortes gegen ihn enthoben ſei, weil er es ihm nur unter dem Siegel der Verſchwiegenheit, die von ihm verletzt wurde, gegeben habe. Darauf zieht Puiguilhem ſeinen Degen, zerbricht die Klinge mit dem Fuße, und ruft aus, daß er in ſeinem ganzen Leben nicht mehr einem Fürſten dienen werde, der ſo niederträchtig ſein Wort breche. Niemals war dieſer Hofmann ſo verwegen geweſen. Der König, vor Zorn außer ſich, öffnet das Fenſter, wirft ſeinen Stock hinaus und ſagt, daß er es zu ſehr bedauern würde, einen Mann von Diſtinction zu ſchlagen.

Den Tag nach dieſem Auftritt wurde Puiguilhem in die Baſtille gebracht, die er jedoch ſehr bald wieder verlaſſen durfte, und zur Entſchädigung der Würde eines Großmeiſters der Artillerie, welche der Graf von Ludre erhielt, Hauptmann der königlichen Leibgarde wurde.

Er hatte diese Stelle eben erhalten, als sein Vater starb. Der Marquis von Puiguilhem nahm nun den Titel Graf von Lauzün an und unter diesem Namen war es, daß er die außerordentliche Ehre genoß, von Mademoiselle von Montpensier geliebt zu werden.

Lauzün, welcher der Vertraute der heimlichen Vergnügungen Ludwigs XIV. war, welcher an allen seinen galanten Abentheuern Theil nahm, welcher ihnen nicht blos als einfacher Zuschauer beiwohnte, sondern größtentheils dabei sehr interessirt war, genoß bei Hofe hinsichtlich seiner Galanterie eines großen Rufes. Gar manche edle Dame war zur Ueberzeugung gelangt, daß diese Reputation keine unbegründete war.

Und doch war Lauzün weder schön noch groß, er hatte weder viel Geist, noch zeigte er große Eleganz in seiner äußern Erscheinung. Aber er war kühn, und mit dieser Eigenschaft soll man, wie es heißt, sehr bei den Frauen reussiren.

Dieser große Ruf Lauzün's drang auch bis zu den Ohren von Mademoiselle und machte ihr schlaflose Nächte. Sie brannte vor Verlangen, diese ausgezeichnete Eigenschaft Lauzün's selbst zu erproben, mit welcher er, wenn man den Gerüchten glauben sollte, in so hohem Grade begabt war. Lauzün bemerkte diese Begierde, aber er ließ es sich durchaus nicht angelegen sein, einem alten Idol seinen Weihrauch darzubringen, deren Tempel beinahe ganz von Anbetern verlassen stand; aber als kluger Mann be-

schloß er, eine Liebe, die sich ihm so freiwillig darbot, für seinen Ehrgeiz auszubeuten. Anfangs that er, als wenn er die Liebessprache Derjenigen, die er gefesselt hatte, nicht verstände. Die Prinzessin mochte immerhin schmachtende Seufzer ausstoßen, feurige Blicke nach ihm werfen, sich wie ein junges Mädchen geberden, ihm Gelegenheit zu einem Geständniß geben, Lauzün wollte durchaus nichts sehen noch hören. Die unzweideutigsten Merkmale der Prinzessin Liebe zu ihm, schien er blos für Zeichen ihrer Freundschaft zu halten; je mehr Mademoiselle ins Feuer gerieth, desto respectvoller zeigte er sich gegen sie. Für einen Augenblick kam sie von der Idee, die sie sich von diesem vorgeblichen Löwen gemacht hatte, zurück, da er in Bezug auf sie nur die einfältige Schüchternheit eines Schafes zeigte. Aber zu einem Rückschritt war es zu spät, sie war schon zu weit gegangen: die Nichte des großen Königs hatte auch etwas von seinem Despotismus; sie wollte durchaus an ihr Ziel gelangen und erklärte endlich dem Grafen ganz offen ihre Liebe. Dieser, im höchsten Grade erstaunt, sprach von der Verschiedenheit des Ranges und der Glücksgüter und schien zu glauben, daß sie sich über ihn lustig machen wolle. Sie wiederholte ihre Liebeserklärung zu verschiedenen Malen, und der Graf fuhr fort, ihr seinen Unglauben deshalb auszudrücken. Das war in der That für dieses arme Mädchen zum Wahnsinnigwerden; sie verzehrte sich in Begierden, welche durch die Hindernisse immer mehr aufgestachelt wurden, so daß sie am Ende von ehelicher Verbin-

dung ſprach. Das war, was Lauzün wollte; er willigte ein, ſie zu heirathen.

Welch' ſchöne Parthie war dieſe Prinzeſſin von Montpenſier mit ihrem ungeheuren Vermögen und dem Glanze ihrer Geburt, namentlich für einen bloßen Edelmann, einen jüngern Sohn, ohne Land und Reichthum, der nur die Stellen beſaß, die ihm königliche Gunſt verliehen hatte und die irgend eine Laune ihm wieder rauben konnte! Die Etiquette, der große Abſtand des beiderſeitigen Ranges und der Familien machte die Vollziehung dieſes Ehebündniſſes ſehr ſchwierig: auch glaubten die beiden Liebenden nicht die Einwilligung Ludwigs XIV. zu erlangen. Weder die Prinzeſſin, noch der Graf wagten darum zu bitten. Aber Mademoiſelle, welche in Allem ihrem Geliebten zuvorgekommen war, wollte ihre Rolle bis ans Ende ſpielen. Sie ſchrieb einen langen Brief an den König, in welchem ſie ſich, unter vielen inſtändigen Bitten, nach Beiſpielen der Vergangenheit das Recht zu dieſer Verbindung zuzuſprechen ſuchte, und führte mehrere Mésalliancen an, welche unter ihren Vorfahren ſtattgefunden hatten, ohne, wie ſie ſich ausdrückte, die Reinheit ihres Blutes, oder die Ehre ihres Hauſes vermindert zu haben. Ludwig XIV., ſei es, daß er dieſe Gründe für richtig hielt, ſei es, daß er ſeinem Günſtling zu ſehr gewogen war, um ihm etwas abſchlagen zu können, oder endlich, daß er Mitleid mit der langen Eheloſigkeit ſeiner Couſine hatte, willfahrte ihren inſtändigen Bitten und gab ſeine Einwilligung zu ihrer Verheirathung.

Als dieſe Neuigkeit am Hofe bekannt wurde, brachte ſie eine überraſchende Wirkung hervor, die mit nichts verglichen werden konnte. Es war, als ob eine der wichtigſten Begebenheiten in Erfüllung gehen ſollte, als wenn die Staatsmaſchine einen völlig neuen Gang bekommen, oder eine ungeheure Revolution die äußern Formen des Staates vollſtändig umgewandelt hätte. Dieß war, dem Ausdruck der Frau von Sevigné zufolge, „die erſtaunlichſte, überraſchendſte, wunderbarſte, großartigſte, unerhörteſte, ſonderbarſte, unglaublichſte Neuigkeit, die man jemals erfahren hatte.“ Die Einen erfüllte ſie mit Freude, während Andere vor Aerger darüber hätten berſten mögen. Die Edelleute betrachteten ſie als ein Bündniß, als eine Verbrüderung des Adels mit der Monarchie, die Prinzen von königlichem Geblüte dagegen als eine unglückliche Beeinträchtigung ihrer Prärogative, welche die Bourbons entehre und den Glanz der Regierung Ludwigs XIV. verdunkele. Man hielt dieſe ehelige Verbindung dergeſtalt für unmöglich, daß Niemand an deren Verwirklichung glaubte. Frau von Sevigné drückte ſich auf die treffendſte Weiſe in folgenden Worten hierüber aus: „Dieß iſt eine Sache, die am Sonntag geſchehen, am Montag aber vielleicht wieder rückgängig gemacht wird.“

Mehrere Freunde Lauzün's drangen in ihn, keine Zeit zu verlieren, ſondern die königliche Genehmigung ſogleich zu benutzen und ſich gleichviel wo, aber nur eiligſt trauen zu laſſen. Lauzün achtete jedoch nicht auf dieſe weiſen Rathſchläge. Von ſeinem Triumph

berauſcht, wollte er ihn mit Wolluſt genießen. Er brachte acht Tage damit zu, Geſchenke von ſeiner Geliebten anzunehmen, Equipagen und Wappenſchilder zu beſtellen und den König um die Gunſt zu bitten, ſeine Ehe in der Kapelle der Königin ſchließen zu dürfen. Die Prinzeſſin hatte ihm die Herzogthümer Eu, Aumale und Saint-Fargeau, nebſt der ſchönen Domaine Thiers in der Auvergne als völliges Eigenthum zuertheilt; ſie hatte ihm ferner den Titel von Montpenſier verſchafft, ſo daß Lauzün während der achttägigen Verhandlungen ſtets mit dieſem fürſtlichen Titel bezeichnet wurde. Seine Freunde erneuerten ihre Bitten, daß er ſeine Verehelichung beſchleunige; auch Mademoiſelle, ungeduldig, aus ihrem langjährigen Cölibat zu treten und die Bezeichnung einer alten Jungfer endlich zu verlieren, verlangte ebenfalls, daß er ſich beeile. Aber geblendet von der Größe, die ihn erwartete, voll Vertrauen auf ſein Glück, das ihm ſtets treu geweſen war, und die hohe Stellung, nach der er ſtets geſtrebt hatte, ſchon zu beſitzen wähnend, war es ihm ganz unglaublich, daß ſie ihm wieder entriſſen werden könnte. Endlich wurde der Ehecontract unterzeichnet, und der König ließ allen Höfen die Vermählung ſeiner Couſine ankünden.

Frau von Montespan hatte jedoch nicht die Indiscretion Lauzün's und den ihr angethanen Schimpf vergeſſen. Lange hatte ſie auf die Gelegenheit gewartet, ihr Mäthchen an ihm kühlen zu können, und ſie benutzte mit Luſt den glücklichen Augenblick. Sie

ſuchte der Königin, ſowie den Prinzen von Geblüte anſchaulich zu machen, in welch hohem Grade eine ſolche Verbindung ihrer Würde und der Höhe ihres Ranges entgegen ſei; ſie ſagte ihnen, wie erniedrigend es für die Bourbons ſein würde, auf immer mit einer unbekannten Familie verbunden zu ſein, deren größter Ruhm in den Staatswürden beſtände, welche der jetzige Graf von Lauzün durch Schmeicheleі von Sr. Majeſtät erlangt hätte; endlich ſchilderte ſie mit den ſchwärzeſten Farben die Entehrung, mit welcher ihr edles Geſchlecht durch dieſe projectirte Verbindung befleckt würde, ein Geſchlecht, welches ſo viele Jahrhunderte rein und makellos geweſen wäre, und deſſen Glanz nun plötzlich durch dieſe Begebenheit getrübt werden ſollte. Die Königin und die Prinzen, deren Stolz verletzt war, wurden auf dieſe Weiſe ſehr leicht bei dem König zum Echo der Intriguen der Maitreſſe; ſie verfolgten Ludwig XIV ſo mit ihren Klagen und Beſchwerden, griffen ihn ſo oft bei ſeiner Familienehre an, wußten ihm ſo geſchickt die Geſetze der herkömmlichen Etiquette, welcher der große König ſein ganzes Leben lang gehorſam blieb, in's rechte Licht zu ſetzen, daß er endlich, des Krieges müde, ſein den beiden Liebenden gegebenes Wort zurücknahm und die Notification der Vermählung bei den fremden Höfen widerrufen ließ.

Die Wuth des Grafen, als er dieſe unglückſelige Nachricht erfuhr, iſt leichter zu begreifen, als zu ſchildern. In der heftigſten ſeiner Leidenſchaften, dem Ehrgeiz, getäuſcht; in der Eitelkeit, welche die Grund-

lage seines Charakters war, verletzt, stieß er die größten Schimpfreden gegen den König aus, welche glücklicherweise nur von einigen ergebenen Dienern gehört wurden. Aber Lauzün blieb hierbei nicht stehen; er eilte in das Schloß, verachtete alle Ordres der Wachen und drang in die Gemächer der Frau von Montespan, wo sich der König befand.

Sire, sagte der Graf ungestüm, ohne seine unerwartete Erscheinung zu entschuldigen, ich komme, um Ew. Majestät zu fragen, aus welchem Grunde ich verdient habe, daß man mich entehre?

Geht, geht, mein Freund, beruhigt Euch . . ., sagte der König mit Milde, welcher wohl fühlte, wie sehr der Zorn seines Günstlings zu entschuldigen sei.

Nein, Sire, nein, ich kann so viel Erniedrigung nicht ertragen, erwiederte Lauzün mit lauter Stimme, indem er dem König seinen Degen überreichte. Sie haben mir die Ehre genommen; nehmen Sie mir auch das Leben . . . nehmen Sie es, denn ich verabscheue es jetzt!

Beruhigen Sie sich, Graf, fuhr der König mit derselben Ruhe fort; ich fühle wohl, wie sehr dieser Umstand Sie kränken muß; aber ich werde Sie dafür entschädigen: ich will Sie so erhöhen, daß Sie aufhören werden, die Auflösung der Verbindung, die ich nicht gestatten kann, zu beklagen.

Ich will keine Geschenke von Ihnen, Sire . . . ich darf von einem Fürsten nichts mehr annehmen, der zwei Mal sein Wort gegen mich gebrochen hat.

Herr von Lauzün! ſchrie der König mit furchtbarem Ausdruck der Stimme, wodurch die erſchreckte Marquiſe in das Zimmer zu treten ſich veranlaßt ſah.

Kommen Sie, Niederträchtige, freuen Sie ſich Ihres Werks, ſagte der Graf, ſich zur Favoritin wendend, Ihnen namentlich habe ich es zu danken, daß dieſe Schande über mich gekommen iſt.

Verlaſſen Sie das Zimmer, Graf, ſagte der König, deſſen Stolz erwacht war; gehen Sie! ... Ich verzeihe Ihnen; aber erſcheinen Sie bei Hofe nur reſignirt und unterthänig.

Lauzün trat ab.

Während dieſe Scene in Saint-Germain vor ſich ging, hatte ſich Mademoiſelle in ihrem Palais aller Welt entzogen und weinte und wehklagte. Sie hütete mehrere Tage lang das Bett und verſagte ſich, außer ein wenig Bouillon, alle Nahrung. Einige ihrer vertrauteſten Freundinnen wurden allein zugelaſſen; ihre königliche Hoheit empfing ſie als troſtloſe Wittwe. „Hier würde er ſein," rief ſie aus, indem ſie auf den leeren Platz ihres Bettes hinwies, den er einnehmen ſollte ... „O, ich ſterbe, meine Damen, ich ſterbe! ..." Und das arme Mädchen ſtieß die kläglichſten Seufzer aus, und benetzte ihr Kopfkiſſen mit Thränen. Gewiß, niemals gab es eine Jungfernſchaft, die ſich mehr nach ihrem Ende geſehnt hätte.

Lauzün wollte ſich jedoch noch nicht ganz aus dem Felde ſchlagen laſſen. An das Spiel und an

Ausgaben, die weit sein Vermögen überstiegen, gewöhnt, brauchte er zu seiner Disposition eine Geldquelle, aus der er unaufhörlich schöpfen konnte. Die Prinzessin von Montpensier mit ihren zahlreichen Besitzungen und ungeheuren Revenüen bot ihm eine solche kostbare Quelle; er tröstete sie daher auf die bestmögliche Weise, lieh ihr die zärtlichste und aufmerksamste Sorgfalt, und wußte sie durch Dankbarkeit und Liebe so zu fesseln, daß sie einwilligte, die Befehle des Königs zu umgehen und den Grafen von Lauzün insgeheim zu heirathen.

Der König, welcher dem Grafen den Jähzorn, den er in seiner Gegenwart kundgegeben hatte, nicht nachtrug und einsah, daß er ihm, wenn er gerecht sein wollte, für die ihm widerfahrene Demüthigung eine Entschädigung schuldig war, ernannte ihn fast zu gleicher Zeit zum Hauptmann der königlichen Schloßwache.

Als zur Zeit des Feldzugs in Flandern der König mit all' den Damen des Hofes sich auf den Kriegsschauplatz begab, da hatte Lauzün die außerordentliche Ehre, die königliche Eskorte zu befehligen. Dieß erfüllte Mademoiselle, welche sich im Gefolge befand, mit großer Freude, erregte aber den Neid Louvois', den der König bei dieser Ernennung nicht um Rath gefragt hatte.

Während die beiden Gatten sich friedlich ihres jungen Glückes freuten, machten Neid und Rache alle erdenklichen Anstrengungen ihnen zu schaden. Durch allerlei Nachforschungen, Spitzfindigkeiten und

Bestechungen gelang es den Agenten des Ministers und der Maitresse, diese geheime Vermählung zu entdecken. Frau von Montespan beeilte sich, den König davon zu benachrichtigen, der außer sich vor Zorn, daß der Graf sich erlaubt hatte, seine Befehle zu übertreten, ihn sofort arretiren und in die Bastille bringen ließ. Louvois verfehlte nicht, den Handlungen Lauzün's die schlechtesten Absichten unterzuschieben; er schilderte ihn als einen Ehrgeizigen, welcher der Autorität seines Souverains zu nahe trete, und nach dem Weihrauch des großen Haufens strebe; er klagte ihn sogar an, geheime Verbindungen mit Holland und Spanien zu unterhalten und gegen den Staat zu conspiriren. Nicht weniger wurde der unglückliche Günstling durch Frau von Montespan angegriffen. Diese rachsüchtige Schöne, die dem König die Verletzung ihres Boudoirs und die ihr widerfahrenen Beleidigungen offenbarte, warf unter andern dem Grafen vor, sich gegen die Freunde Sr. Majestät zu verschwören und ihren geheimen Freuden nachzuspüren. Wie dem auch sein mochte, Lauzün, der überführt war, das erste der Gesetze Ludwigs XIV., — seinen Willen nämlich — übertreten zu haben, wurde auf die Festung Pignerol gebracht und in einen dunkeln Kerker geworfen.

Dieß war dasselbe Gefängniß, in welchem der unglückliche Fouquet für seine Verschwendungssucht büßen mußte, eigentlich wohl aber dafür, daß er die schreckliche Verwegenheit hatte, dem Fräulein von Lavallière Liebesanträge zu machen.

Die Verhaftung ihres Geliebten stürzte Mademoiselle in neuen Kummer. Als Mitschuldige Lauzün's fürchtete sie für sich selbst; auch ließ sie ihren Schmerz so wenig wie möglich laut werden, doch konnte sie nicht umhin, manchmal die Wunde ihres Herzens zu zeigen. Da sie fürchtete, sich einmal in Gegenwart des Hofes zu verrathen, so hielt sie es für klug, sich von Versailles zu entfernen und ihre frühzeitige Wittwenschaft in der Ferne zu beklagen. Sie begab sich daher in ihr Schloß Eu an der Seeküste der Bretagne; hier konnte sie wenigstens ihren Thränen freien Lauf lassen. Sie trug lange Zeit um ihren unglücklichen Geliebten Trauer, und oft gaben die Echo's ihres Parks ihre lauten, schmerzlichen Klagen zurück.

Indessen, Ludwig XIV. hatte die Abwesenheit der Prinzessin von Versailles wahrgenommen. Er, welcher die brillante Umgebung, die ihn nie verließ, als einen Glanzpunkt seiner Regierung betrachtete, der sich nie auf den Kriegsschauplatz begab, ohne von zahlreichen Edelleuten und einem Schwarm hübscher Damen begleitet zu sein, der sogar eines Tages die Herzogin von Burgund, seine Enkelin, tyrannisch zwang, mit dem Hof nach Marly zu gehen, ungeachtet der großen Gefahr ihrer bevorstehenden Niederkunft: der große König konnte es seiner Cousine nicht gestatten, von dem Mittelpunkte seiner Vergnügungen sich fern zu halten. Er befahl ihr daher nach Paris zurückzukehren, und durch ihre Gegenwart

seinem täglichen Gefolge eine neue Zierde zu verleihen.

Die Prinzessin gehorchte; aber von diesem Augenblicke an fühlte sie mehr wie je das Bedürfniß, ein Landhaus in der Nähe der Hauptstadt zu haben, in dessen stille Räume sie sich, wenn sie die ihrem Range auferlegten Pflichten bei Hofe erfüllt hatte, nach Belieben zurückziehen konnte. Damals faßte und verwirklichte sie den Plan der Erbauung des Schlosses Choisy.

Dieses Schloß, welches sie von allen ihren Besitzungen am meisten liebte, war zehn lange Jahre der einzige Zeuge ihrer großen Liebespein! Wie oft setzte sie sich weinend an einen Cypressenbaum nieder, den Rücken nach der Schloßpforte zugewandt, damit keine fremden Blicke ihren Schmerz bemerken sollten. Wie oft promenirte sie einsam in den schweigenden Allee'n ihres Parkes, den düstern Baumgängen von Trauerweiden und Pappeln, die sich bis an die Ufer der Seine erstreckten, mit deren Wässern sie so oft ihre Thränen vermischte! Ihr heißgeliebter Lauzün beschäftigte unaufhörlich ihren Geist und erfüllte immer ihre Seele mit Trauer. Bald beneidete sie das Loos der Landleute, die ihre Blumen cultivirten, bald verfluchte sie ihre hohe Geburt, die ihren süßesten Neigungen Hindernisse in den Weg legte. Was halfen ihr alle Reichthümer, die ihr doch die Leiden nicht ersparten? was half ihr die hohe Geburt, auf die sie so stolz war, da sie die Ursache ihres Unglücks ward? Glück, Reichthum, Ruhm, Geburt — Alles hätte

ſie gern geopfert, wenn es ihre Pein gelindert hätte, und dadurch Derjenige befreit worden wäre, den ſie ſo über Alles liebte.

Einſt, als ſie, wie gewöhnlich in traurige Gedanken vertieft, damit beſchäftigt war, einen ihr insgeheim zugekommenen Brief ihres Geliebten zu leſen, hörte ſie von ihrem Schloßhofe herauf das Geräuſch einer ankommenden Caroſſe erſchallen. Wer iſt dieſer geheimnißvolle Beſuch, der ſie ſo plötzlich in ihren ſüßen Träumereien ſtört? Eine Dame ſteigt aus dem Wagen: es iſt Frau von Maintenon, die Wittwe des Dichters Scarron, die Gouvernante der unehelichen Kinder Ludwigs XIV., die künftige Favoritin und jetzige Rivalin der Frau von Montespan, ihrer Beſchützerin, welche ſie bald aus dem Herzen Sr. Majeſtät verdrängen wird. Die Prinzeſſin, ganz mit ihrer Liebesangelegenheit beſchäftigt, glaubt, daß ſie eine Geſandtin des Königs ſei, die ihr die Befreiung des Gefangenen von Pignerol verkünden ſolle. Sie täuſchte ſich nicht ganz.

Sein Sie willkommen, ſagte ſie, als ſie die fromme Marquiſe bemerkte. Welch' glückliche Nachricht haben Sie die Güte mir zu bringen?

Ich komme im Auftrag des Königs, Mademoiſelle, um mit Ihnen einige Minuten — denn man erwartet mich in Verſailles — über eine Perſon zu ſprechen, deren Schickſal Sie ſo lange Zeit ſchon intereſſirt.

O, ich danke Ihnen, Madame; ich bitte, ſpre-

chen Sie ... Willigt der König endlich ein, ihm die Freiheit zu ſchenken?

Der König iſt ziemlich geneigt hierzu. Nichts deſtoweniger ſchwankt er noch. Ein einziges Hinderniß iſt es, welches ihn noch von der Gewährung Ihrer Wünſche zurückhält.

Welches iſt denn dieſes Hinderniß, das die Gnade Sr. Majeſtät aufhalten könnte?

Wenn ich es recht errathen habe, ſo ſieht der König mit Kummer, daß das Fürſtenthum Dombes und die Grafſchaft Eu der königlichen Familie entriſſen werden und in den Beſitz eines bloßen Edelmannes kommen ſollte.

Der König thut ſehr unrecht, ſich hierbei aufzuhalten, erwiederte die Prinzeſſin lebhaft; dieſer einfache Edelmann war, dem Verſprechen des Königs zufolge, Herzog von Montpenſier; wenn er es nicht mehr iſt, ſo iſt daran nur die Veränderlichkeit Ludwigs XIV. ſchuld.

Ich wage es nicht, Mademoiſelle, Ihre Anſicht zu mißbilligen, noch erlaube ich mir, über die Entſcheidung Sr. Majeſtät ein Urtheil zu fällen. Alles, was ich aus dem Geſpräch, das ich heute früh mit dem König hatte, habe begreifen können, beſteht darin, daß er von einer Art Paralelle, die ſich ſeines Geiſtes bemächtigt hat, gereinigt wird.

Eine Paralelle! das iſt ein für mich unerklärliches Räthſel!

Seit lange gewöhnt, die Gedanken Sr. Majeſtät zu errathen, glaube ich Ihnen, Mademoiſelle, die

Auflösung des Räthsels sagen zu können. Bedeutender Grundbesitz, der mit fürstlichen Prärogativen versehen ist, soll einem Manne von niederer Geburt zufallen, während der Herzog von Maine, der geliebte Sohn des Königs, ohne irgend ein Besitzthum ist, und sich die Gesetze der Monarchie einer directen Schenkung von Seiten seines erhabenen Vaters widersetzen.

Was kann ich dabei thun, Madame? Es ist mir ja nicht in den Sinn gekommen, den besitzlosen Herzog von Maine zu kränken, während ich den Grafen von Lauzün bereichere; und die phantastische Vergleichung, welche die schlechte Laune des Königs vermehrt, ist eine neue Ungerechtigkeit.

Haben Sie die Güte, reiflich hierüber nachzudenken; übrigens ist die Parallele vielleicht nicht so phantastisch, als sie zu glauben scheinen. Soviel ist gewiß, daß, da sie sich nun einmal des Geistes Sr. Majestät bemächtigt hat, sie einen großen Einfluß auf das Schicksal des edlen Gefangenen, dessen Freiheit Sie wünschen, ausüben kann ... Ich habe Ihnen, Mademoiselle, mitgetheilt, was Freundschaft und Sympathie für Ihre Leiden mir zur Pflicht machten; erlauben Sie mir jetzt, daß ich mich von Ew. Hoheit beurlaube und nach Versailles zurückkehre, um den Unterrichtsstunden meines Zöglings, des Herzogs von Maine, beizuwohnen.

Mit diesen Worten verneigte sich die Marquise tief und überließ die Prinzessin Ihrem Nachdenken.

Der Zweck des Besuchs der Frau von Maintenon im Schlosse Choisy war deutlich genug zu durchschauen. Sie wollte dadurch die Aufmerksamkeit der Prinzessin, die sehr reich war, auf die gänzliche Armuth des jungen Herzogs von Maine lenken. Die Unterhaltung, die sie mit Mademoiselle gepflogen hatte, sollte eine vorläufige Verhandlung, ein Vorspiel zu der bestimmteren Erklärung des Projectes sein, welches sie mit Frau von Montespan entworfen hatte. Die beiden Maitressen, welche wohl wußten, wie sehr sich die Prinzessin über die Gefangenschaft ihres Geliebten grämte, beschlossen deren zärtliche Gefühle zu benutzen, auf ihre leidenschaftliche Liebe zu speculiren und zu Gunsten des jungen Herzogs eine Freiheit an sie zu verkaufen, die sie unablässig für ihren Geliebten von dem König zurückerbat. Dieser, der besserer Vater als Gatte war, gab seine Einwilligung zu diesem Handel; er erlaubte den beiden Courtisanen hierbei alle ihre List anzuwenden, so daß diese seine Schwäche hier einen traurigen Beitrag zur Geschichte seiner Regierung liefert.

Frau von Maintenon bemühte sich ihren Zögling daran zu gewöhnen, sich gegen die Prinzessin so liebenswürdig als nur möglich zu benehmen. Der junge Herzog besuchte sie sehr häufig, sagte ihr Schmeicheleien, unterhielt sie durch sein Geschwätz und seine Artigkeit und überhäufte sie mit Complimenten, die ihm seine geschickte Gouvernante eingegeben hatte. Jeden Morgen fand die Enkelin Heinrichs IV. bei ihrem Erwachen von dem Bastard Lud-

wig XIV. ein Briefchen vor, dessen unbefangen kindlicher Inhalt Tags zuvor von Frau von Maintenon sorgfältig ausgeklügelt worden war. Wenn die Lotterien, die der König im Schlosse veranstaltete, den jungen Herzog begünstigten, so versäumte er nie, seinen Gewinnst der Prinzessin zu bringen, die, vollständig getäuscht, durch diese erkünstelten Achtungsbezeugungen, endlich die größte Zuneigung zu diesem kleinen Komödianten empfand.

Auch Frau von Montespan suchte das Herz der Prinzessin zu gewinnen; sie machte ihr häufig den Hof und oft dankte die verschmitzte Marquise ihr für das Wohlwollen, welches sie ihrem Sohne angedeihen ließ. Manchmal flehte sie absichtlich in Gegenwart der Prinzessin die Gnade des Königs an, indem sie zu Gunsten des unglücklichen Gefangenen sprach; dann änderte Ludwig XIV., wie von einem schmerzlichen Gedanken berührt, plötzlich das Gespräch und, seine Blicke auf den Herzog von Maine werfend, schien er dadurch das einzige Mittel anzudeuten, wie die Angelegenheit auf eine, beide Theile befriedigende, Weise gelöst werden könnte.

Das Sprüchwort: Liebe macht blind, schien sich auch bei Mademoiselle zu bewähren, denn sie durchschaute diese listige und verabredete Handlungsweise nicht im Geringsten. Trotz ihrer Unterredung mit der Marquise von Maintenon begriff sie nicht, daß man ihre Lage benutzen wollte, um sie, auf eine eben nicht sehr zarte Weise, zu veranlassen, die Freiheit Desjenigen, den sie liebte, zu erkaufen. Da sie keine

Eröffnungen machte, keinen Schritt zu dem beabsichtigten Zwecke that, so sah man sich gezwungen, endlich offen mit ihr zu sprechen und ihr rundweg zu sagen, um was es sich hier handele. Wieder war es Frau von Maintenon, die, nachdem sie das Geschäft begonnen hatte, auch beauftragt wurde, es zu einem ersprieslichen Ende zu führen. Sie begab sich also nochmals in's Schloß Choisy, wo sich damals die Prinzessin gewöhnlich aufhielt.

Freuen Sie sich! rief sie der edlen Schloßherrin, sobald sie ihrer ansichtig wurde, von ferne zu; der König ist Ihnen günstig gesinnt; er willigt endlich ein, Ihre theuersten Wünsche zu erhören.

Oh, Dank, Dank, Madame! sagte sie mit unverstellter Freude; wie viel Dank bin ich Ihnen für Ihre Liebe schuldig!

Mademoiselle, erwiederte die fromme Marquise, wenn Sie Jemandem dafür Dank schuldig zu sein glauben, so wenden Sie sich gütigst an Den, der ihn verdient. Seine Majestät hat sich den innigen Bitten einer Person günstig gezeigt, die nicht die Ehre hat jetzt vor Ihnen zu stehen.

Wer ist denn diese so gefühlvolle, so ergebene Person, die sich für meine heißesten Wünsche so lebhaft interessiert?

Fügen Sie hinzu: „diese beredte", da sie das Herz des Königs zu rühren vermochte, als alle Ihre Freunde ihn nicht mehr zu bitten wagten, in der Furcht ihm zu mißfallen, oder einen abschläglichen Bescheid zu erhalten.

Ich bitte, laſſen Sie mich nicht warten; ſagen Sie mir den Namen dieſer Perſon, damit ich ſie im Stillen ſegne, bis ich ſelbſt den Beweis meiner Erkenntlichkeit ihr darbringen kann.

Nun, da Sie ſo ſehr darauf dringen, ſo muß ich wohl mein Wort brechen, denn ich habe dieſer Perſon verſprechen müſſen, ihren Namen Ihnen nicht zu nennen.

Ich bitte Sie dringend, Madame, befriedigen Sie endlich meine Ungeduld!

Es iſt ein junger Prinz, der eben ſo ſchön als liebenswürdig iſt, und für Sie die Zuneigung eines Sohnes empfindet.

Der Herzog von Maine?

Sie haben es errathen.

O das liebe Kind! Wie Schade, daß er nicht hier iſt, um Zeuge meiner Freude zu ſein! Bei aller Ihrer Güte ſind Sie doch recht grauſam gegen mich, Madame, daß Sie Ihren würdigen und edlen Zögling nicht mit hierhergebracht haben.

Wenn ich dies nicht that, königliche Hoheit, ſo geſchah es deßhalb, weil ich in Bezug auf ihn etwas mit Ihnen zu ſprechen habe.

Wollen Sie ſich deutlicher erklären, Madame.

Der König, der dem Grafen Lauzün ſchon mehrmals Verſprechungen machte, die er bei reiflicher Ueberlegung für gut fand nicht in Ausführung zu bringen, könnte auch dieß Mal vielleicht wieder ein Hinderniß finden, das ſeinem Sohne gegebene Verſprechen zurückzunehmen.

Fürchten Sie, daß der König dieß nochmals thun könnte?

Nach den gemachten Erfahrungen sind wir berechtigt, dieß allerdings zu befürchten. Wenn es daher ein Mittel gäbe den König auf irgend eine Weise zu verbinden, so würde es, denke ich, klug sein, es je eher je lieber anzuwenden.

Den König zu verpflichten, daß er sein Versprechen halte! Dies scheint mir in der That eine sehr schwere Aufgabe.

Nicht so schwer, als Sie denken. Trotz des Verdrusses, den der König Ihnen verursachte, als er Ihnen und Ihrer Neigung Zwang anthat, ist er doch gut und großmüthig, und ich bin überzeugt, daß Dankbarkeit ihn unfehlbar verpflichten würde.

Aber wie kann ich Sr. Majestät die Gelegenheit verschaffen, durch Dankbarkeit gegen mich verpflichtet zu werden?

Das ist es eben, worauf wir sinnen müssen ... Halt, da habe ich ein Mittel, das mir die Verhältnisse eingeben und das zugleich Ihrem Herzen nicht widerstreben wird. Der König sieht mit Schmerz, daß der junge Prinz, der ihm theuer ist und den auch Sie lieben, so viel ich weiß, ohne Apanage und Dotation ist: sichern Sie daher dem Herzog von Maine einige Ihrer Besitzungen testamentarisch zu. Auf diese Weise erlangen Sie zwei erwünschte Resultate: erstens zahlen Sie eine Schuld ab gegen den Sohn, der die Ursache Ihres heutigen Glückes ist, und zweitens erwecken Sie in dem Herzen seines erhabenen

Vaters ein Gefühl der Dankbarkeit, das ihn gegen Sie verpflichtet und ihn, davon bin ich fest überzeugt, veranlassen wird, Ihnen bei erster Gelegenheit gefällig zu sein.

Die Prinzessin nahm in der Freude, die sie bei dem Gedanken empfand, ihren Geliebten bald wieder zu sehen, den ihr gemachten Vorschlag mit Begeisterung auf. Mehr verlangte die Marquise für den Augenblick nicht.

Sie konnte ihre innere Lust über das Gelingen ihres Planes kaum unterdrücken, daher beurlaubte sie sich von der Prinzessin und eilte nach Versailles, um dort ihren Sieg zu verkündigen.

Von den Besitzungen der Prinzessin waren natürlich einige bedeutender als die andern, theils hinsichtlich der Einkünfte, theils durch damit verbundene Vorrechte. Dieß waren gerade diejenigen, welche bei der Vermählung dem Grafen Lauzün cedirt worden waren und auch die, nach deren Besitz für den Herzog von Maine man strebte. Daher gab es nun neue Schwierigkeiten, welche jedoch die gewandte Marquise zu ebnen sich anheischig gemacht hatte. Aber dieses Mal zeigte sich die Tochter Gastons von Orleans etwas schwieriger. Es handelte sich darum, ihren Geliebten, für den sie gern alle Opfer, außer das ihn arm zu machen, gebracht hätte, aus dem Besitz zu verdrängen. Frau von Maintenon wandte daher zum zweiten Male alle ihre Künste und ihre Beredtsamkeit an; während sie die Prinzessin durch geschickte Anspielungen und überredende Worte bela-

gerte, ließ ſie durch die Poſſen des jungen Prinzen ihre Empfindungen aufregen und durch die rührenden Seufzer, welche Ludwig XIV. bei dem Anblick ſeines Sohnes ausſtieß, ihr weiches Gemüth in Anſpruch nehmen.

Frau von Montespan hatte bei dieſer Komödie ihre Rolle; ſie war mit der Entwickelung des Drama's beauftragt und ſollte den entſcheidenden Schlag thun. Man wußte, daß die Prinzeſſin ſehr für ihr Schloß Choiſy, das ſie als ihr eigenes Werk betrachtete, eingenommen war; die verſchmitzte Marquiſe ſollte daher ihrer königlichen Hoheit bemerklich machen, wie ſehr es Ludwig XIV. freuen würde, einen Aufenthaltsort, der ſeiner Couſine ſo gefiel, auf alle mögliche Weiſe verſchönern zu laſſen. Die Prinzeſſin erzählt dieſe, ins Komiſche grenzende, Scene in ihren Memoiren folgendermaßen: „Daraus, daß ich bei der Schilderung Choiſy's ſo in's Einzelne ging, wird man erkennen, wie lieb mir dieſes Haus, das ich als mein Werk betrachte, iſt. Man ſpricht oft davon gegen mich; Frau von Montespan ſagte mir neulich, als ich bei ihr war: Der König wird von nun an danach trachten, Sie durch alle Annehmlichkeiten, die nur denkbar ſind, zu überraſchen. Er wird Ihnen tauſend hübſche Geſchenke machen und das Innere des Schloſſes Choiſy durch Gemälde ſchmücken laſſen, denn es iſt noch nicht vollendet. Sie werden dann jedes Mal, wenn Sie dahin zurückkehren, eine Neuigkeit finden, entweder ein ausgemaltes

Zimmer, oder einen Springbrunnen, ein neu meublirtes Gemach, Statuen ꝛc.“

Auf dieſe Weiſe gewonnen, auf ihrer ſchwächſten Seite angegriffen, mit Bitten beſtürmt, umſchmeichelt, kajolirt, gerührt, namentlich aber durch die ſchönen Ausſichten, die man ihr in Bezug auf Choiſy eröffnete, geblendet, konnte Luiſe von Orleans ſo vielen Intriguen nicht länger widerſtehen; ſie unterlag ihnen endlich und willigte in Alles, was man von ihr verlangte.

Es wurde nun Folgendes beſchloſſen: Lauzün, auf deſſen Zuſtimmung man im Voraus rechnete, ſollte nach einigen Anwandlungen übler Laune die Grafſchaft Eu und das Herzogthum Aumale ihnen überlaſſen, und dafür von Mademoiſelle das Herzogthum Saint-Fargeau nebſt zehntauſend Francs Revenüen aus den Salzbergwerken von Languedoc erhalten. Der Herzog von Maine ſollte der Erbe dieſer beiden erſten genannten Beſitzthümer und Lauzün in Folge dieſes Arrangements in Freiheit geſetzt werden.

Auf dieſe Weiſe wurden die gefaßten Beſchlüſſe auch ausgeführt, nur mit der Abweichung von dem urſprünglichen Plane, daß der Gefangene von Pignerol, ſtatt völlig in den Beſitz ſeiner Freiheit zu kommen, den Befehl erhielt, ſich nach Angers zu begeben, wo er vier Jahre im Exil zubrachte.

Während dieſer ganzen Zeit beklagte ſich die Prinzeſſin laut über die Frau von Montespan und ihren Sohn, indem ſie ſagte, daß, nachdem ſie auf unbarmherzige Weiſe geplündert worden ſei, man ſie

doch noch getäuscht habe, indem man Lauzün entfernt von ihr hielte. Sie quälte so unablässig, daß sie die Rückkehr ihres Geliebten endlich erreichte, unter der Bedingung jedoch, daß er sich stets zwei Stunden entfernt von dem Orte aufhalte, wo der König gerade residire.

Die Prinzessin hatte also die Zeit ihrer heißen Wünsche erreicht; der längst und mit Ungeduld ersehnte Augenblick war endlich gekommen: Lauzün war frei! Sie durfte sich der Gegenwart ihres Geliebten erfreuen, und kein Hemmniß, weder Gefängniß, noch Verbannung, konnte ihn jetzt verhindern, sich seiner gütigen Wohlthäterin zu Füßen zu werfen, und ihr seine Danksagung und die Beweise seiner Liebe darzubringen.

Aber viele Jahre waren seit der Einsperrung Lauzün's (im Jahr 1671) bis zu seiner gänzlichen Befreiung (im Jahr 1684) verflossen. Mademoiselle, welche schon zur Zeit ihres Heirathsprojectes alt war, nämlich vier und vierzig Jahre, hatte sich vierzehn Jahre später, zur Zeit als ihr Geliebter in Freiheit gesetzt wurde, durchaus nicht verjüngt. Lauzün, der schon früher die verblühten Reize der Cousine Ludwigs XIV. verschmäht hatte, beeilte sich nicht gar zu sehr, einer Schönheit seine Huldigung darzubringen, welche die Zeit zwar sehr respectabel gemacht, der sie aber durchaus keine neuen Reize verliehen hatte. Deshalb zeigte auch der Graf nicht viel eifriges Bestreben, den dringenden Wünschen der Prinzessin entgegen zu kommen, ja es wider-

strebte ihm sogar, sich der Pflicht der Dankbarkeit für die vielen ihm erwiesenen Dienste gegen sie zu entledigen.

Sein Naturell war überdem zu sehr galanten Abentheuern zugethan, als daß er lange ohne solche hätte leben können. Als ihm im Schloß von Pignerol so viel Freiheit gestattet wurde, daß er innerhalb der Ringmauern frei umhergehen konnte, erfaßte ihn auch alsobald eine Leidenschaft für Mademoiselle Fouquet, welche kindliche Liebe zu ihrem Vater gezogen hatte. Die Denkwürdigkeiten jener Zeiten stimmen darin überein, daß die Tochter des ehemaligen Ministers nicht unempfindlich war für das Gefühl, welches ihr bezeigt wurde, und daß sie die Huldigung, die ihr Lauzün als Entschädigung für die Entbehrungen, die sie sich freiwillig auflegte, gern annahm. In Angers vernarrte er sich baldigst in die hübsche Frau des Gouverneurs, die seine Neigung erwiederte, und die sich sehr geschmeichelt fühlte, von einem Edelmanne geliebt zu werden, der durch so viele Galanterien berühmt geworden war. Als seine neue Geliebte Angers verließ, um nach Amboise zu ziehen, erhielt auch Lauzün durch Vermittelung von Mademoiselle die Erlaubniß, seinen Wohnort zu verändern, so daß er sich in dem Augenblicke in letzter Stadt befand, als er die Botschaft erhielt, daß das Ende seiner Verbannung endlich gekommen sei.

Die Prinzessin dachte, daß er nun sogleich nach Empfang ihres Briefes, der ihm den Gnadenact meldete, mit freudigem, liebendem und dankerfüll.em

Herzen zu ihr eilen werde; aber es war unglücklicherweise nicht also! Der Undankbare, in Amboise durch Reize, welche verführerischer als die ihrer Hoheit waren, zurückgehalten, beeilte sich ganz und gar nicht einen Ort zu verlassen, wo sein Herz gefesselt war. Mademoiselle war eben so sehr verletzt als überrascht über diesen Mangel an Schicklichkeit, der ihr zugleich einen Mangel an Zuneigung zu verrathen schien. Als sie ihren tiefen Schmerz nicht länger zurückhalten konnte, schrieb sie an Lauzün, der sich so gut wie möglich entschuldigte, aber doch, zwar mit großem Bedauern, den theuern Ort seiner Verbannung verließ. „Er kam nicht so schnell als es hätte geschehen können," sagt sie mit Bitterkeit in ihren Memoiren; „ich glaubte, er würde die Post mit unterlegten Pferden benutzen; aber er sagte, seine Gesundheit sei im Gefängniß so sehr geschwächt worden, daß er auch nicht stärker als Andere wäre."

Im Schlosse Choisy wollte sie Denjenigen zum ersten Male wieder sehen, den sie so lange vermißt hatte und den sie noch mit der ganzen Innigkeit liebte, welche eine Frau nur empfinden kann. Sie wollte, daß der Ort, der sie so oft traurig und in Thränen gesehen hatte, nun auch Zeuge ihres Glükkes würde; sie wollte am Arme ihres Geliebten dieselben Allee'n, dieselben Laubgänge durchwandeln, in denen sie so oft an den unglücklichen Gefangenen denkend, in Schmerz versunken allein gegangen war; sie wollte, daß dieser stille Ort, dieser Aufenthalt der Trauer, den sie sich erkoren hatte, um ihren Thränen

ungestört freien Lauf lassen zu können, plötzlich, wie durch Zauberei, in einen Tempel des Entzückens umgewandelt werde; daß das Lied der Vögel in ihren Gärten nur durch Worte höchster Lust unterbrochen würde und daß die nahen Echo's nur noch die Ausbrüche fröhlichen Gelächters oder schmachtender Liebesseufzer wiedertönen sollten.

Das Morgenroth des so heiß ersehnten Tages lächelte endlich der freudig bewegten Prinzessin; der Besuch ihres Geliebten, ihres Gemahls, ihres theuren Schützlings wird ihr angekündigt; das Rollen eines Wagens läßt sich im Schloßhofe hören; Lauzün kommt ... er ist da!

Aber warum ist sein Gesichtsausdruck so verlegen? Warum glänzt sein Antlitz nicht vor Freude, von der doch seine Seele erfüllt sein muß? Warum stürzt er sich nicht liebeglühend in die Arme seiner Geliebten, und küßt nicht mit Feuer die Hand, die ihn mit Reichthümern und Besitzungen so freigebig beschenkte? Ist er zu tief von innerer Bewegung ergriffen? Hält ihn Scheu, Ehrfurcht zurück? Ach, nein, es sind die Runzeln ihrer Hoheit, die ihn abschrecken und entsetzen; es ist ihre bleiche Gesichtsfarbe, ihr welkes Gesicht, ihre hohlen, tiefliegenden Augen, kurz, ihre acht und funfzig Jahre sind es, die einen Effect auf ihn hervorbringen, welchen ehemals das Haupt der Medusa auf Diejenigen bewirkte, welche das Unglück hatten ihr ins Angesicht zu sehen.

Mademoiselle, ganz von Liebesgefühlen durchdrungen, vermuthete nicht den wahren Grund der

eisigen Kälte, welche ihr von Demjenigen an den Tag gelegt ward, den sie mit so heißer Sehnsucht erwartet hatte. Nach kurzem Zögern entschloß sie sich, den Anfang vertrauterer Unterhaltung selbst zu machen: sie warf sich ihrem Geliebten um den Hals, richtete eine Fülle der zärtlichsten Worte an ihn und hielt ihn mehrere Minuten lang mit ihren Armen fest umschlungen. Dieser mochte wollen oder nicht, er mußte seinen Widerwillen überwinden und seiner Wohlthäterin beweisen, daß er ihr von ganzem Herzen für die Treue, die sie ihm bewahrt und die Dienste, die sie ihm erwiesen, dankbar und stets ergeben sei.

Aber der Graf war nicht der Mann darnach seine Antipathien lange bekämpfen zu können. Er hätte mögen die Prinzessin daran gewöhnen, daß sie sich die ihm obliegenden Ehepflichten gänzlich aus dem Sinne schlage und nur dann das Bedürfniß seiner Gegenwart fühle, wenn er ihr über den Stand ihres Vermögens Rechnung abzulegen und die jährlichen Einkünfte von ihren zahlreichen Besitzungen zu übergeben hatte.

So verblendet auch die Prinzessin durch ihre leidenschaftliche Liebe war, so glaubte sie doch zu bemerken, daß man ihre Person vernachlässige, deste mehr aber ihrer Geldkiste den Hof mache; eine Frau, namentlich aber eine verliebte Frau verzeiht ihrem Geliebten ein solches Verfahren nicht leicht. Der Graf konnte sich immerhin mit seiner Gesundheit entschuldigen und sagen, daß sein Temperament durch die

lange Haft bedeutend herabgestimmt worden sei, daß er sich innerlich geschwächt fühle und durchaus nicht mehr andern Männern gleiche, — die Prinzessin konnte in dem guten Aussehen Lauzüns, in seiner kräftigen Beleibtheit, seinen muskulösen Gliedern und seiner muntern Gesichtsfarbe nur das stärkste Temperament und die ausgezeichnetste Gesundheit finden. Auch hatte sie nur zu bald Ursache, hinsichtlich der Treue ihres Geliebten Unruhe zu empfinden. In dieser Lage gab sie sich dem Trübsinn hin und warf einen Blick zurück auf die Vergangenheit. Sie erinnerte sich nun, wie der Graf so gar nicht sich beeilt hatte, sie nach so langer Trennung wiederzusehen, und der Gleichgültigkeit, oder vielmehr der fast beleidigenden Kälte, welche er am Anfang ihrer ersten Zusammenkunft gezeigt hatte. An Alles dieses und noch manches Andere denkend, faßte sie ernsten Argwohn, der sich auch nur zu bald durch verschiedene Gerüchte, die zu ihren Ohren drangen, nur zu sehr als gerechtfertigt auswies.

In der That machte Lauzün sich täglich mehr durch seine Galanterien bemerklich. Es war als wenn er einen Liebestrank, irgend ein geheimes Recept besäße, das ihm die Herzen der Schönen gewann; jeder Tag brachte ihm neue Eroberungen, verschaffte ihm neue Gunstbezeugungen. Sein Ruf in dieser Hinsicht, weit entfernt ihn bei den edlen Damen zu schaden, war im Gegentheil ein Grund, ihn noch mehr zu achten und zu schätzen. Unter den Schönen der vornehmen Welt gab es sehr wenige, die

nicht gewünſcht hätten, ſchon um der Neugierde wil-
len, ſeine Bekanntſchaft zu machen, oder die ſich
nicht ſehr geehrt gefühlt hätten, eine Huldigung zu
empfangen, welche von der Enkelin Heinrichs IV.
nicht verſchmäht worden war.

Die Prinzeſſin, von der Untreue ihres Gelieb-
ten unterrichtet, wurde eiferſüchtig. Sie warf ihm
mehr wie einmal ſein leichtſinniges Betragen vor,
wodurch unangenehme Auftritte herbeigeführt wur-
den, die den Strafbaren aber durchaus nicht von ſei-
nen Verirrungen abbrachten. Einſt kam ſie auf den
Gedanken, ihn durch Entbehrung zu beſſern; ſie ver-
weigerte ihm Geld, das er doch bei ſeiner Verſchwen-
dungsſucht ſo äußerſt nöthig bedurfte. Der Graf,
der ſehr heftigen Temperaments war, wurde im höch-
ſten Grade zornig und vergaß ſich ſo weit, daß er
die Couſine Ludwigs XIV., die Enkelin Heinrichs
IV. inſultirte. Die Prinzeſſin erinnerte ſich in die-
ſem Augenblick wer ſie war, und ſich ſtolz erhebend
ſagte ſie mit Würde: „Herr Graf, eine ſo große
Frechheit kann nur durch eine tiefe Demüthigung
geſühnt werden; Sie werden mich auf der Stelle
fußfällig um Verzeihung bitten, oder ich verdamme
Sie, durch Vermittelung Sr. Majeſtät zu ewiger
Verbannung!“ Der gebieteriſche Ton, mit welchem
dieſe Worte geſprochen wurden, wirkte dermaßen auf
Lauzün, daß er, wie von plötzlichem Entſetzen erfaßt,
der Prinzeſſin zu Füßen fiel.

Als in der Folge die Mißhelligkeiten immer
häufiger wurden, zeigte ſich Mademoiſelle hinſichtlich

der Aussöhnung mehr und mehr schwieriger; ja, eines Abends verlangte sie sogar, in Gegenwart ihrer Leute, daß Lauzün von einem Ende der Gallerie des Luxemburg bis zum andern auf den Knieen zu ihr rutsche ... Der stolze Edelmann gehorchte; er mußte die Alte, wie er sie nannte, schonen, denn sie hatte den Schlüssel zu dem Geldkasten.

Die Strafen, die ihm die Prinzessin auferlegte, machten Lauzün aber durchaus nicht liebenswürdiger. Sein Benehmen ihr gegenüber war gewöhnlich mißlaunig, oft barsch, ja mitunter von empörender Brutalität.

Gerade im Schlosse Choisy, daß sich die Prinzessin zum Schauplatz der anmuthigsten Sinnengenüsse auserkoren hatte, war es, daß ihr von ihrem Geliebten die größte Beleidigung, die einer Frau zu Theil werden kann, widerfuhr. An einem schönen Sommertage saß sie unter dem Schatten dichter Trauerweiden in ihrem Park. Der Graf, welcher seine Zeit den ganzen Vormittag der Jagdlust gewidmet hatte, ging auf sie zu, und nachdem er sich vergeblich bemüht hatte, sich seiner großen Jagdstiefeln, die ihn belästigten, zu entledigen, sagte er mit Barschheit zur Prinzessin: „Luise von Orleans, zieh' mir die Stiefeln aus.“ Als die Nichte Ludwigs XIII. über dieses Uebermaaß von Flegelei laut rufend sich beklagte, maß sie Lauzün verächtlich mit seinen Blicken und brachte ihr mit dem Fuße einen Stoß bei, wodurch er nun vollends seiner rohen Beschimpfung die Krone aufsetzte. Mademoiselle erhob sich voller

Entrüſtung mit all' ihrer Hoheit und wollte eben ihren Leuten befehlen, den Unverſchämten ſo, wie er es verdiente, zu züchtigen, als ſie im Schatten der Bäume, unter denen ſie geſeſſen hatte, denſelben Greis bemerkte, welcher ihr einſt im Garten des Palaſtes Luxemburg zwei Mal erſchienen war. Bei dieſem Anblick gab die Entrüſtung dem Entſetzen Raum, ein Fieberſchauer ſchüttelte alle ihre Glieder, ihr Mund konnte kein einziges Wort hervorbringen, ihre Augen erloſchen, ihre Füße wankten unter ihr und ſie fiel ohnmächtig am Fuße einer Trauerweide nieder. Als ſie wieder zu ſich kam, war ſie allein. Das Bild des Greiſes erſchien wieder lebhaft vor ihrem aufgeregten Geiſte. Sie erinnerte ſich, daß er ihr drei Zeichnungen gegeben hatte, und eine derſelben ſtellte vollkommen die Lage dar, in welcher ſie ſich jetzt befand. In der That, die Laubmaſſe der Trauerweiden, die ſie vor ſich hatte, war ihr von je ſo theuer geweſen, aber es fehlte der Scene an Perſonen: ein Weib mit majeſtätiſcher Stirn, das von einer undankbaren Schlange geſtochen wird. Indem ſie an die entſetzliche Beleidigung, die ihr ſo eben widerfahren war, dachte, konnte ſie nicht mehr daran zweifeln, daß Lauzün die Schlange und die hohe Frau ſie ſelbſt war. Die ſonſtigen Umſtände ihres Lebens hatten ebenfalls Bezug auf die beiden andern Zeichnungen. Die eine ſtellte ein auf der Spitze einer Woge ſchwankendes Schiff vor und in dem Schiffe eine Schlange, welche hochmüthig ihr Haupt über die Wellen emporhob. Die zweite Zeichnung

hatte einen Schiffbruch zum Gegenstand, aus welchem die mit dem Tode ringende Schlange von der hohen Frau gerettet wurde. In der Schlange konnte sie Niemand andern als Lauzün erkennen, der, stets verwegen und hochmüthig, selbst der Macht Ludwigs XIV. getrotzt und dadurch seinen Untergang herbeigeführt hatte, aus welchem ihn eine hohe Frau mit edlem, mitleidigem Herzen, welche keine andere als sie selbst war, errettet hatte. Von der Richtigkeit ihrer Auslegung überzeugt, drang sich der Prinzessin zugleich der Glaube auf, daß, unter der Gestalt des Greises, eine wohlwollende Seele, ein Schutzengel, ein Bote aus der andern Welt sie über ihr Geschick habe belehren, mit seinem Rathe unterstützen und von ihr die Uebel habe abwenden wollen, welche sie jetzt so grausam niederbeugten. Diesen Gedanken festhaltend, drang sie tiefer in das Gebüsch hinein und suchte eifrig nach dem Greise, der die mehrmalige Veranlassung so großer Angst für sie gewesen war; aber ihre Bemühungen blieben vergeblich; ihre Nachforschung hatte keine andere Folge, als die friedlichen Thiere aufzuschrecken, welche, um sich vor den brennenden Strahlen der Sonne zu schützen, Erfrischung unter den beschattenden Aesten dichtbelaubter Bäume gesucht hatten.

Mademoiselle, ganz von ihrem Unglück durchdrungen und mit dieser plötzlichen Erscheinung beschäftigt, schritt mit betrübter Miene, niedergeschlagenem Blicke und tiefverwundetem Herzen langsam ihrem Schlosse zu.

Seit dieſer ſo eben geſchilderten Begebenheit ſah ſie niemals weder den Greis noch ihren Geliebten wieder.

Sie weihte fortan ihr Leben nur frommen, religiöſen Uebungen und ſtarb im Geruche der Heiligkeit am 5. März 1693 in einem Alter von ſechs und ſechzig Jahren.

Was Lauzün anlangt, ſo wurde er, da er der Familie Jakobs II., Königs von England, bedeutende Dienſte geleiſtet hatte, von Ludwig XIV. wieder in Gnaden aufgenommen, erhielt zur Belohnung ſeiner Dienſte den Titel Herzog und heirathete im Jahr 1695, in einem Alter von drei und ſechzig Jahren, die zweite Tochter des Marſchalls von Lorges, welche erſt ſechzehn Jahr alt war. Der Herzog von Lauzün ſtarb als ſehr reicher Mann und erreichte ein hohes Alter.

Nach Mademoiſelle von Montpenſier ſchlug der Großdauphin, der Sohn Ludwigs XIV. und Zögling Boſſuet's den Sitz ſeiner Liebe in Choiſy auf. Da man ihm in ſeiner Jugend die ſchönen Handlungen und das noble Benehmen des großen Königs, ſeines Vaters, als Muſter aufgeſtellt hatte, ſo glaubte Monſeigneur den Vorſchriften ſeiner Lehrer nicht beſſer Genüge leiſten zu können, als wenn er vor allen Dingen die Galanterie ſeines Vaters nachahmte. Im Anfang ſeiner erotiſchen Laufbahn verliebte er ſich in eine Hofdame ſeiner Gemahlin, in die Mademoiſelle von Rambüre, eine lebhafte, kecke, kräftige Schönheit, die ihn nicht lange ſeufzen ließ. Auf dieſe erſte Ei-

rendame folgte eine zweite, dann eine dritte, vierte, kurz, es iſt wahrſcheinlich, daß Seine königliche Hoheit nicht eher eingehalten hätte, als bis er mit der Liſte durch geweſen wäre, wenn der König, der hinſichtlich der ehelichen Treue in Betreff Anderer empfindlicher als in Bezug auf ſich ſelbſt war, die Ehrendamen der Frau Dauphine nicht beſeitigt hätte.

Als dem Kronprinzen die Ehrendamen entrückt waren, richtete er ſein Augenmerk auf die Schauſpielerinnen; der Raiſin zum Beiſpiel war er eine Zeit lang ganz beſonders zugethan. Es wird ein ſonderbares Abentheuer erzählt, deren traurige Heldin die hübſche Actrice war und welches beweiſt, in wie hohem Grade Monſeigneur die religiöſen Obliegenheiten mit den kleinen menſchlichen Schwächen zu verbinden wußte. Es war an einem Faſttage; der Prinz hatte ſeiner Maitreſſe ein Stelldichein gegeben nnd ließ bei Tiſche nichts als wäſſerigen Salat und geröſtete Brodſcheiben mit Oel vorſetzen. Der Prinz aß mit Appetit; die Schauſpielerin indeß, an beſſere Mahlzeiten gewöhnt, wagte zwar nicht zu klagen, aß aber mit ſichtlichem Widerſtreben und jeder Biſſen ſchien ihr im Halſe ſtecken zu bleiben. Die Perſonen, welche der ſchönen Actrice ihre Aufmerkſamkeit widmeten, warfen dem Prinzen vor, daß er ſeine Maitreſſe mit einer ſo ſchlechten Mahlzeit regalirt habe, worauf er ihnen, die Hand auf ſein Herz legend, antwortete: „Seht ihr, ich wollte wohl eine Sünde begehen, aber zwei waren mir zu viel.“ Aus dieſer Antwort kann man den Geiſt, der am Hofe

Ludwigs des Großen herrſchte, deutlich erkennen, an welchem Fräulein von Lavallière, Frau von Montespan und die Marquiſe von Maintenon die tiefſte religiöſe Ueberzeugung mit den weltlichen Freuden, ſo ſinnlich ſie auch ſein mochten, recht gut in Uebereinſtimmung zu bringen verſtanden.

Noch eine andere ziemlich ſpaßhafte Begebenheit, die ſich einige Tage nach der ſo eben berichteten zutrug, wollen wir erzählen. Monſeigneur empfand eine lebhafte Zuneigung für eine höchſtens funfzehn Jahr alte Sängerin, deren melodiſche Stimme den Prinzen entzückt hatte. Dumont, der Schwiegerſohn Lully's und deſſen Nachfolger in der Ausbeutung des Privilegiums der großen Oper, wurde beauftragt der jungen Perſon einen Brief nebſt einem reichen Geſchenke zu übergeben. Sie verweigerte die Annahme von beiden, — gewiß eine höchſt ſeltene Tugend bei einem Mädchen ihres Standes. Am andern Tage begab ſich der Dauphin voll Hoffnung und Liebe in die Oper und wartete mit Ungeduld in ſeiner Loge auf den Bericht Dumont's, als die kleine Sängerin, die den Vorhang zur Hälfte hatte in die Höhe ziehen laſſen, bis an das Proſcenium vortrat, ihre Blicke auf den Dauphin richtete und auf die ſchönſte Weiſe von der Welt den Vers ſang:

Ich kann nicht,
Ich bin zu jung;
Ich würde ſterben.

Die Muſiker wiederholten die Arie; ſpielten ſie ſo lange bis der Vorhang ganz aufgezogen war, und

der Dauphin fing an über dieſe von der kleinen Sängerin unter Orcheſterbegleitung geſungene Bedenklichkeit herzlich zu lachen.

Seitdem Frau von Maintenon, nachdem ſie die Montespan verdrängt hatte, Herrſcherin am Hofe geworden war; ſeitdem das Alter mit ſeinen Schwächen und Scrupeln in dem äußern Weſen und dem Geiſte Ludwigs XIV. ſich bemerklich gemacht hatte, ſeitdem war Verſailles, trotz ſeiner Pracht und Herrlichkeit, traurig, düſter und ſchweigend wie ein Grab. Da war nichts mehr von glänzenden Feſten, prachtvollen Bällen, von Turnieren, Opern und Ballets. Die Grazien waren beim Anblick der Schwarzröcke und der unheimlichen Phyſiognomien entwichen. Die Freude hatte der Traurigkeit Platz gemacht; die heiteren Reden den ernſten Geſprächen; das frohe Lachen der Predigt; die Oper den geiſtlichen Liedern; die komiſchen Geſchichtchen und geheimen Chroniken den Unterhaltungen von der andern Welt.

Der Großdauphin, der das einförmige Leben in Verſailles mit einem frommen König und einer bigotten Courtiſane langweilig fand, kam auf den Gedanken, in Choiſy einen zweiten Hof zu bilden und durch die Lockſpeiſe des Vergnügens die ganze vornehme Jugend, alle Anmuth und Schönheit jener Zeit dorthin zu ziehen. Es bedurfte eben keiner beſondern Anziehungskraft, um Alles, was es damals unter dem Adel Glanzvolles gab, an dieſen ſchnell entſtandenen Hof zu locken; denn die tödtliche Langeweile von Verſailles trieb die lebensluſtigen Leute

allein ſchon dahin. Während der kurzen Zeit des Beſtehens dieſes Hofes waren der König und der Dauphin, Frau von Maintenon und die Dauphine Rivale. Verſailles und Choiſy hatten jedes ihre beſondern Anhänger. Auf dieſer Seite waren die Frommen, die Alten, die Prieſter, die Jeſuiten, waren Boſſuet, Père la Chaiſe, Gobelin, Montchevreuil, Dangeaud ꝛc. und alle die Frauen, welchen ihre Galanterien nichts genützt haben würde; auf der andern Seite ſtanden der Herzog von Chartres, der Prinz Conti, der Herzog von Maine, Vendome, Boudemont, Chaulieu, Lafare, Corbinelli, die ſchöne Prinzeſſin Conti, die anmuthige Herzogin du Maine, Frau von Roube ꝛc. und alle jene Frauen, welche irgend durch Vorzüge brilliren konnten. Nach der angeführten Liſte kann man wohl annehmen, daß es dieſen Vereinigungen nicht an Geiſt mangelte. Das äußere Benehmen war zwanglos, die Manieren frei, die Reden leicht, die Sprache ein wenig rückſichtslos; aber man mußte ſich doch für die Langeweile, die man anderswo empfand, einigermaßen entſchädigen. Namentlich wurde hier der Hof des Königs auf ſehr heitere Weiſe kritiſirt, lächerlich gemacht, ſogar beſungen; und der Thronerbe gab den Ton an. Die lebhafte und boshafte Herzogin von Bourbon kämpfte mit Chaulieu um den Scepter des ſatyriſchen Gedichtes; ſie war ohne Zweifel die hübſcheſte Sapho von der Welt, auch ſprach man immer nur von ihren witzigen Einfällen von Choiſy.

Die liebenswürdigen Wildfänge dieſer muntern

Hofhaltung würzten manchmal ihre Scherze gar zu sehr. Einst war eines ihrer Feste so geräuschvoll, der König war dabei auf eine so rücksichtslose Weise von seiner geliebten Tochter, der Herzogin von Maine, besungen worden, daß Seine Majestät genaue Details darüber zu haben wünschte, um, wie er sagte, die Urheber dieser Orgien, den Dauphin und die kleine Prinzessin zuerst, streng zu bestrafen. Deshalb bekam der Policei-Intendant La Reynie den ausdrücklichen Befehl, den Theilnehmern der scandalösen Soupers auf die Spur zu kommen. Nach einigen Nachforschungen hatte diese Magistratsperson entdeckt, daß der Italiener Corbinelli ein gewöhnlicher Gast der fröhlichen Mahle des Dauphins war. Kraft seines Amtes begab er sich dann zu diesem alten Epikuräer.

Wo haben Sie am Mittwoch zu Abend gegessen? fragte er ihn nach einem kurzen Policeigruß.

Am Mittwoch, erwiederte der Italiener, vor fünf Tagen ... das ist eine alte Geschichte ... Bedenken Sie doch, mein Herr, daß ich seitdem fünfzehn Mal gegessen habe, und eine verdaute Mahlzeit läßt keine Erinnerung zurück.

Mein Herr, sparen Sie Ihren Witz, und wollen Sie sich mit mir keine Kurzweil erlauben.

Kurzweil, antwortete Corbinelli, indem er gähnte ... ich dächte, ich bewiese Ihnen das Gegentheil.

Antworten Sie mir klar und bestimmt, wo haben Sie am Mittwoch soupirt?

Das weiß ich wahrhaftig nicht mehr.

Beſuchen Sie nicht die Herzöge von Conti, von Vendome?

Es kann ſein; aber ich habe es ganz und gar vergeſſen.

Speiſen Sie nicht manchmal mit dieſen Herren zuſammen?

Sprechen Sie mir nicht von der Vergangenheit; ſie iſt für mich eine in das Waſſer gezogene Furche. Aber wenn dieſe Herren mich in Zukunft einladen, werde ich Sie davon in Kenntniß ſetzen.

Ich dächte doch ein Mann wie Sie ſollte ſich ſeiner Beziehungen zu Perſonen von ſolchem Range wohl erinnern.

Ich ſage nicht nein, mein Herr; aber für einen Mann wie Sie, bin ich niemals ein Mann wie ich. —

La Reynie konnte aus dem verſchmitzten Ultramontanen nichts herausbringen, und da die andern Gäſte von Monſeigneur ebenfalls das Geheimniß ſo treulich bewahrten, ſo mußte Seine Majeſtät den Nachforſchungen über das Souper von Choiſy für diesmal wohl entſagen.

Aber Ludwig XIV., neidiſch darüber, einige Stunden von Verſailles einen neuen mit dem ſeinigen rivaliſirenden Hof entſtehen zu ſehen, einen gottloſen, ſündhaften Hof, weil man an demſelben nicht ihm Weihrauch ſpendete, wollte Choiſy für die Verdunkelung, die ſeiner Perſon von daher geworden war, beſtrafen; und beſchloß daher, daß dieſes Schloß, das damals zu den Domainen der Krone gehörte,

aufhören sollte eine königliche Residenz zu sein. Deshalb ertheilte er seinem Sohn, dem Großdauphin, den strengen Befehl, diesen reizenden und dem Prinzen durch mannichfache, schöne Erinnerungen so liebgewordenen Ort sobald wie möglich zu verlassen.

Monseigneur konnte sich nur äußerst schwer zur Ausführung dieses strengen Befehles entschließen. Wie so viele Andere durch die Einförmigkeit von Versailles und das dort herrschende Frömmigkeit heuchelnde Wesen gelangweilt und von früher Jugend an an Freiheit und Zwanglosigkeit gewöhnt, verfluchte er im Stillen diese Art von Exil, zu dem er verurtheilt wurde, und die tyrannische Absicht seines Vaters, ihn an dem Lebensüberdruß seiner alten Tage und an den sich etwas spät einstellenden Bedenklichkeiten seines Gewissens Theil nehmen lassen zu wollen.

Er beschloß daher Frau von Maintenon, die damals das Herz und den Willen des Königs beherrschte, über die Ursache seiner Ungnade zu befragen.

Die gewandte Marquise, welche bei ihrem königlichen Geliebten dieselbe Rolle spielte, wie sie Lauzün ehemals bei der Prinzessin von Montpensier gespielt hatte; die, einschmeichelnder und wenigstens eben so geschickt wie der Herzog, Ludwig XIV. zu bestimmen gewußt hatte, seinen Scepter gegen einen Rosenkranz umzutauschen, sich von einem Jesuiten leiten zu lassen, seiner vorherrschenden Neigung zu Galanterien derjenigen zu religiösen Bußübungen

Raum zu geben, endlich seine Krone mit ihr zu theilen und er, Ludwig der Große, sie, die Wittwe eines Krüppels, die Frau des Dichters Scarron, zu ehelichen; die gewandte Marquise, sage ich, unterstützt von ihren frommen Helfershelfern, hielt in ihrer Hand die souveraine Gewalt und an sie mußte man sich wenden, wenn man eine Gunst zu erbitten, oder über Mißbräuche sich zu beschweren hatte. Der Dauphin begab sich also zur Frau von Maintenon. Nachdem er sich tief vor ihr verbeugt hatte, sagte er:

Madame, es ist Ihnen bekannt, daß man mich von Choisy exilirt; würden Sie wohl die Güte haben, mir den Grund anzugeben, welcher Seine Majestät bestimmen konnte, diese Maßregel über mich zu verhängen?

Monseigneur, diese Maßregel kann doch unmöglich eine Verbannung genannt werden.

Wie denn, Madame! . . .

Es ist ganz einfach eine Wohnungsveränderung.

Es ist möglich, daß ich mich täusche; aber bis jetzt habe ich immer geglaubt, daß eine gezwungene Wohnung und ein Exil ein und dasselbe Ding ist.

Nicht ganz, Monseigneur; der Unterschied ist leicht begreiflich: Verbannung ist eine Strafe, welcher die Entziehung der Gnade Sr. Majestät vorausgeht.

Der Verlust von Choisy ist für mich eine Ungnade, die ich nicht verdient zu haben glaube.

Wollen Sie, wenn es Ihnen beliebt, überzeugt sein, daß es des Königs Absicht durchaus nicht ist,

Ihnen ſein Wohlwollen zu entziehen; er hält im Gegentheil viel auf Ihre Freundſchaft und Ihre Huldigungen, und ſein größtes Verlangen iſt es Sie, Monſeigneur, ſo nahe wie möglich an ſeine Perſon gefeſſelt zu ſehen.

Die Marquiſe legte beſondern Nachdruck auf die letztern Worte.

Ich danke Ihnen, Madame, daß Sie ſich auf ſo liebenswürdige Weiſe zum Interpreten der Wünſche Sr. Majeſtät machen; ich bin glücklich, die ausgezeichnete Stelle kennen zu lernen, welche mir Seine Majeſtät in ſeiner Huld und Gnade zugedacht; aber es dürfte nicht möglich ſein Dinge zu verſöhnen, die mir ſo unvereinbar ſcheinen, nämlich die Verminderung meiner Apanagen durch die Entziehung von Choiſy und die Freundſchaft, mit welcher der König mich zu beehren die Güte hat.

Dieſe beiden Dinge ſind durchaus nicht unverträglich; jedoch werden Sie zugeben, Monſeigneur, daß die Annehmlichkeiten, welche man in Choiſy genießt, wohl fähig ſind ein wenig die Pflichten vergeſſen zu machen, welche jeder franzöſiſche Edelmann dem Hofe von Verſailles ſchuldig iſt.

Ich verſtehe Sie nicht, Madame; würden Sie wohl geruhen, ſich etwas deutlicher zu erklären ...

Eure königliche Hoheit wird gewiß zugeben, daß es in einem monarchiſchen Staate nur einen Herrn geben kann und daß aus dieſem Grunde nicht zwei rivaliſirende Höfe neben einander beſtehen dürfen ...

Ich gebe das zu, Madame ...

Und daß der König ein Recht hat, die Huldigungen, welche einem Andern als ihm gewidmet werden, als eben so viel Usurpationen zu betrachten.

Es ist mir sehr angenehm bekennen zu dürfen, daß ich auch in diesem Punkte mit Sr. Majestät einer Meinung bin.

Nun wohl, Monseigneur, ich bitte Sie, sagen Sie mir, ob die zahlreiche Gesellschaft, welche sich täglich in Choisy versammelt, ob der Eifer, den man an den Tag legt, um den Festen daselbst beizuwohnen, ob der Luxus, den die schönen Damen daselbst entfalten, ob das Vergnügen welches die Auserwählten daselbst zu genießen scheinen, ob das Alles nicht ein wenig Dem gleicht, was man übereingekommen ist einen Hof zu nennen?

Ich glaubte, Madame, daß ein Prinz von Geblüt, der bestimmt ist, einst den Thron seiner Väter zu besteigen, sich gestatten könnte, eine auserlesene Gesellschaft bei sich zu sehen und Denjenigen, welche er würdigt zu empfangen, Vergnügungen zu bereiten, die seiner, sowie der hohen Stellung, die er einst einnehmen wird, angemessen sind.

Der König, Monseigneur, kann einem Prinzen von Geblüt Alles gestatten, ausgenommen den Genuß, den das Vorrecht des Königthums gewährt. Was die Gesellschaft von Choisy anlangt, so umfaßt sie unbezweifelt die ausgezeichnetsten Personen des Königreichs, nur nicht von jener, ich weiß nicht warum, ausgeschlossenen Klasse, die doch auch ihre Berühmtheiten besitzt.

Von welcher Klaſſe ſprechen Sie, Madame?

Von der Geiſtlichkeit; und gewiß, die Boſſuets, Bourdaloue's, la Chaiſe's und ſo viele andere könnten ſich wohl deshalb gekränkt fühlen.

Die Vergnügungen dieſer Welt, Madame, vertragen ſich nicht gut mit den ernſten Functionen der Geiſtlichkeit, und es iſt vielleicht ein Grund zarter Rückſicht, welche die berühmten Männer, die Sie ſo eben nannten, aus unſern Reunionen fern gehalten haben.

Dieſe Herren ſind dem Hofe von Verſailles durchaus nicht entrückt . . .

Sie würden es vor zwanzig Jahren geweſen ſein, Madame, als Ludwig XIV. in der Kraft ſeiner Jugend an ſeinem Hofe alle Genüſſe vereinigte und durch die Darlegung von Glanz und Pracht die Eiferſucht aller Völker Europa's erregte.

Jedes Alter hat ſeine beſondern Neigungen und Geiſtesrichtungen; was Ludwig XIV. vor zwanzig Jahren geziemte, das geziemt ihm heute nicht mehr, und da er unumſchränkter Gebieter iſt, ſo kann er verlangen, daß Alles, was ihn umgiebt, ſich nach ſeiner Laune und ſeinem Charakter richte.

Auf dieſe Antwort der Frau von Maintenon hatte der Prinz nichts zu erwiedern. Die Marquiſe hatte ihm durch dieſelbe die Stellung fühlen laſſen, welche ſie neben dem Throne einnahm und den Antheil an der Gewalt, mit welcher ſie ihr königlicher Geliebter beliehen hatte. Sie gefiel ſich manchmal darin, wie zum Beiſpiel bei dieſer Gelegenheit, die

Rolle Ludwigs XIV. zu ſpielen und am Despotismus ſich zu ergötzen, ein Vergnügen, welches einſt den unglücklichen Proteſtanten ſo viele Thränen verurſachen ſollte.

Der Großdauphin erhielt den Befehl, ſich nach Meudon zurückzuziehen, welches ihm als Entſchädigung für den Verluſt von Choiſy gegeben worden war. Aber bevor er dieſen anmuthigen Ort, dieſen Tempel der Genüſſe, deſſen Verluſt er in ſo hohem Grade bedauerte, verließ, wollte er dieſen prachtvollen Gemächern, dieſen geräumigen Sälen, dieſen üppigen Boudoirs, dieſen ſchönen Springbrunnen, dieſen heimlich ſtillen Bosquets, dieſen in aller Farbenpracht prangenden Blumenparterre's, dieſen der Liebe ſo günſtigen Laubgängen, ja ſelbſt den Wäſſern der Seine, deren Wellen koſend den zauberiſchen Palaſt umſpielten, — ein feierliches Lebewohl ſagen. Er vereinigte daher zum letzten Male die Vertrauten ſeines kleinen Hofes, und gab ihnen in einer herrlichen Sommernacht eines der entzückendſten Feſte. Ganz Choiſy war erleuchtet, ſowohl im Innern wie auch außerhalb des Schloſſes; reich verzierte Kandelaber waren in verſchiedener Entfernung im ganzen Parke vertheilt und warfen nach allen Seiten hin ihr Licht, deſſen Strahlen in weite Ferne hin drangen. Das ganze Schloß ſtrahlte wie eine Sonne, inmitten von tauſend Sonnen. Die Hauptfaçade war mit Blumenguirlanden geſchmückt, aus welchen wie durch Zauberei, Lichtſtrahlen drangen. Zwei koloſſale Statüen, welche am Eingang der Hauptpforte ſtanden,

hielten ungeheure Pechpfannen in ihren Händen. Alle Fenster waren nach den Gärten zu offen und in den prächtig geschmückten Gemächern sah man Kronenleuchter von allen Größen glänzen, deren helle Strahlen in den frischen Springbrunnen sich spiegelten. Die Laubgänge waren durch Glaskugeln erleuchtet, deren Anordnung durch das dichte Laub hindurch eine zauberische Wirkung hervorbrachte. Der Eingang in die Allee'n war mit ungeheuren illuminirten Arkaden geschmückt und mit Transparenten versehen, auf denen Inschriften in Versen und allegorische Scenen, die auf die gegenwärtige Lage Bezug hatten, sich befanden. Keiner der Auserwählten des kleinen Hofes fehlte bei diesem Feste. Während in den weiten Sälen beim Klang einer köstlichen Musik sinnige Tänze aufgeführt wurden, sah man in den Gärten frohe und lebenslustige Gäste umherwandeln, die bald in Gruppen sich vereinigten und durch Scherz und Witz sich neckten, bald paarweise sich theilten und, abschweifend, in die Krümmungen der Laubgänge oder auf die Lichtungen des Parkes sich verloren. Auch die Seine hatte ihren Antheil an dem Feste; ihre Ufer waren durch eine doppelte Reihe von Lampen erleuchtet, deren flackerndes Licht sich in den Wellen vertausendfachte; die Gewässer durchfurchten eine Menge festlich bewimpelter Gondeln mit hübschen venetianischen Laternen geschmückt, welche in der Ferne wie feurige Kugeln aussahen, oder wie Irrlichter, die im Winde hin und her schwankten. Diese Gondeln trugen galante Cavaliers und schöne Damen, die,

indem sie mit ihren leichten Rudern in den Wellen plätscherten, ihre nächtliche Spazierfahrt durch fröhliche Gesänge oder heiteres Gekose würzten. Nie hatte ein Schloß einen feenartigeren Anblick dargeboten; nie ein Fest soviel fröhliche, liebenswürdige, charmante und lebenslustige Gäste gezählt.

Einige Tage darauf zog sich der Dauphin betrübt nach Meudon zurück und die Wittwe Louvois' bewohnte von da an das geliebte Schloß des Prinzen.

Das Schloß Meudon, welches die Wittwe des ehemaligen Ministers besessen hatte, war von Ludwig XIV. gegen das von Choisy umgetauscht worden.

Eine kurze Zeit lang wurde nun der Palast von Mademoiselle, in welchem der Dauphin so köstliche Erinnerungen zurückgelassen, nur von dem Alter mit eisiger Stirn, verknöchertem Herzen, ernster Haltung und düsterer, melancholischer Miene bewohnt; die Blumen der Gärten wurden nicht mehr von frischen, vollen Händen gepflückt, der Rasen des Parks nicht mehr von niedlichen, flüchtigen Füßen betreten, die Laubgänge nicht mehr von einer lebenslustigen, üppigen Jugend durchwallt; beim Anblick der Runzeln und weißen Häupter war Amor entsetzt geflohen, er hatte einen Ort verlassen, wo ihm so schön gehuldigt worden war, und in welchem er, den Schritten des Enkels des Großdauphins folgend, noch weit glänzendere Siege erringen sollte.

Die Reihe des Besitzes von Choisy war nun an Ludwig XV. gekommen.

Dies war die blühendste Epoche dieses berühm-

ten Schloſſes. Der Enkel des Dauphins war nicht aus der Art geſchlagen; er war ein würdiger Nachfolger ſeines Großvaters und verhieß die Erinnerungen, die ſeine Familie ihm hier hinterlaſſen hatte, wieder zu neuen Leben zu erwecken.

Ludwig der Vielgeliebte fand die Architectur des Schloſſes ein wenig zu ernſt, die Gemächer zu eng, zu klein, um ſeine Größe zu faſſen. Er ließ daher faſt das ganze Gebäude niederreißen und ein viel größeres, weit prunkvolleres aufbauen. Alle Künſte trugen dazu bei, um dieſes neue Schloß zu einem wahren Wunderbau zu machen. Außerhalb deſſelben ſah man überall nur Statuen, Bosquets und Springbrunnen in marmornen Baſſins; die äußeren Mauerwände ſelbſt waren mit tauſenderlei in Stein gemeiſelter Ornamente überladen; es war unmöglich einen Blick auf das Gebäude zu werfen, ohne ſogleich irgend einem pausbackigen Liebesgott zu begegnen, der auf die anmuthigſte Weiſe von der Welt euch eine enorme Roſenguirlande entgegen hielt. Es war keine einzige Fenſtereinfaſſung zu ſehen, welche nicht mit dieſer unvermeidlichen Zierde gekrönt worden wäre. Im Innern war es nun noch ſchlimmer; da gab es nicht ein Fach des Holzgetäfels, auf welches der Pinſel eines Boucher oder Vanloo, inmitten der anmuthigſten Sinnbilder, nicht alle Nymphen und Satyre der Mythologie hingezaubert hätte; nicht einen Plafond oder ein Karnies, auf welchem das Gold nicht in Bächen gefloſſen wäre; und dann noch dieſe Myriaden der ſchönſten Spiegel, in welchem ſich alle

dieſe brillanten Köpfe erblicken ſollten, welche hierher kommen würden, ſich zu ergötzen.

Von der Zeit dieſer Wiederherſtellung an, wurde das Schloß, welches man Choiſy-Mademoiſelle nannte, mit dem prächtigeren Namen Choiſy-le-Roi bezeichnet.

Für Ludwig XV. ſollte dieſe neue Wohnung Das ſein, was Marly für Ludwig XIV. geweſen war, nämlich ein ſtiller Zufluchtsort fern von dem geräuſchvollen Leben von Verſailles, ein Aſyl um ſich von den Regierungsſorgen zu erholen; mit dem Unterſchied jedoch, daß Ludwig der Große in Marly die für ſein Alter nöthige Ruhe ſuchte, während Ludwig der Vielgeliebte, von einer kleinen Anzahl frivoler Herren begleitet, dahin kam, um ſich hier zwangloſeren Vergnügungen, zügelloſeren Freuden, als er ſie in Verſailles zu genießen pflegte, ungeſtört hinzugeben.

Die kleinen Soupers von Choiſy-le-Roi ſind vorzüglich in den Annalen dieſes Schloſſes ausführlich mitgetheilt. Die häufigſten Gäſte bei dieſen Soupers oder königlichen Luſtgelagen waren der Prinz von Soubiſe, die Herzöge von Duras und Richelieu, die Damen von Mirepoix und von Forcalquier, die Marquiſe von Pompadour und ſpäter die Gräfin Dubarri. Bei dieſen vertraulichen Zuſammenkünften legte der König beim Eintritt in das Schloß ſeine Majeſtät ab, die Etiquette wurde bei Seite geſetzt, das Benehmen war zwanglos, die Damen trugen Hals, Bruſt und Schultern entblößt und die Cava-

liere waren etwas mehr als galant. Jeder konnte seiner Laune die Zügel schießen lassen und den Frohsinn seines Naturells, sowie die Begabung seines Temperaments an den Tag legen. Bei diesen auserlesenen Abendmahlzeiten wurde ein ununterbrochenes Kreuzfeuer pikanter Witze und sinnreicher Epigramme unterhalten; nicht etwa, daß die Gäste große Geister waren, aber sie besaßen jenen Scharfsinn und jene Sicherheit, die man sich nur in guter Gesellschaft erwirbt, und die für Geist gelten; übrigens giebt es keinen Höfling, den die Fröhlichkeit des Fürsten nicht Schwung verliehen. Gegen Ende des Mahles, wenn die Köpfe durch reichliche Libationen der edelsten Weine erhitzt waren, wurde die Unterhaltung lebhafter, die Manieren freier; die Cavaliere näherten sich mehr den Damen und ohne Bedenken ging man fast immer über die Grenze, ich will nicht sagen des Anstandes, wohl aber der Achtung hinaus, welche sich ein Jeder, sei er König, Prinz oder Marquis, schuldig ist.

Eines Abends, als sich Ludwig etwas ermatteter wie gewöhnlich fühlte, wollte er das geräuschvolle Vergnügen, das unter seinen Gästen herrschte, ein wenig mildern; er schlug daher der Gesellschaft vor, das Souper durch irgend eine wahre oder erfundene Erzählung zu beschließen. Der Vorschlag war neu und wurde bereitwillig angenommen. Da der Prinz von Soubise als Derjenige bezeichnet wurde, der den Anfang machen sollte, so erzählte er folgende Geschichte:

„Ich war zwanzig Jahr alt, hatte eine hübſche Geſtalt und eine elegante Haltung. Dabei war ich im Beſitz eines Vermögens, welches meinem anmuthigen Aeußern noch einen höhern Werth verlieh. Ich hatte die größte Luſt von der Welt mich zu Grunde zu richten, eine Luſt, welche ich ſeitdem vollkommen befriedigt habe. Die Frauen hatten keinen Abſcheu vor mir. Um mein Herz zu entflammen, war es durchaus nicht nöthig, daß ſie Sprößlinge eines edlen Hauſes waren, oder Gewänder von Sammet und Seide trugen.

„Mein erſter Kammerdiener hieß Finot und war ein eben ſo ſchlechtes Subject, trotzdem daß er nur Kammerdiener war, als irgend ein vornehmer Seigneur bei Hofe. Er ſprach mir mit Begeiſterung von einer ſeiner Couſinen, die ſchön wie ein Engel und keuſch wie ein Veſtalin ſei. Er hatte von Liebe mit ihr geſprochen, aber trotz ſeiner großen Erfahrung hatte er ſein Ziel nicht erreicht; nicht, daß das Mädchen ſpröde geweſen wäre, aber ſie war klug, ſie wollte einen Ehemann haben, und ihr Couſin Finot war bereits verheirathet.

„Als er bemerkte, daß ſeine Schilderung der ſchönen Annette Dümont mich zu entflammen begann, ſagte er zu mir: Monſeigneur, Sie ſind der hübſcheſte junge Herr des Königreichs; an Ihrer Stelle würde ich dieſer kleinen Kokette den Hof machen; Ihnen wird ſie nicht widerſtehen können: Sie werden glücklich ſein und ich, ich werde den Troſt haben gerächt zu werden.

„Die Idee Finot's mißfiel mir nicht. Ich sehnte mich unsäglich danach, dieses merkwürdige Geschöpf in Augenschein zu nehmen. Mich in dem Glanze meines Ranges ihr zu nähen, war unmöglich, denn ihre Eltern würden es nicht gelitten haben. Dieß waren nämlich rechtschaffene Leute; der Vater war Tischler und wohnte in der Josephsstraße. Finot war ein intriguanter Bursche voller Ränke und Schliche. Auf seinem Rath zog ich einen Livreerock von einem meiner Bedienten an und war nun mein zweiter Kammerdiener, der College Finot's und sein Freund. In dieser Eigenschaft wurde ich seinem Onkel und seiner Tante vorgestellt. Ich ward gut aufgenommen, und wir begaben uns in das hintere Zimmer zu der Tochter.

„Mademoiselle Anette erschien: nie hatte ich ein reizenderes Mädchen gesehen. Sie hatte ein wahrhaftes Engelsgesicht; große blaue Augen von unbeschreiblicher Milde, einen schönen Wuchs, kleine Hände und Füße. Kurz, ich verliebte mich sogleich sterblich in sie. Ich war galant und aufmerksam: sie gestand mir, daß ich ihr nicht mißfiel; aber sie sprach vom Heirathen. Für jetzt konnte ich daran nicht denken, denn ich war noch zu kurze Zeit im Dienst des Prinzen. Unterdessen gestattete sie mir, ihr den Hof zu machen und ich benutzte diese Gelegenheit so gut ich konnte. Annette liebte mich wahnsinnig und — gab meinem Dringen nach; sie bedauerte ihren Fehler, fiel aber dann freiwillig in denselben zurück. Indeß drang sie ungeduldig in mich,

mein Verſprechen zu halten und ſie zu heirathen; ihr Bitten brachte mich in große Verlegenheit. Die Kleine war zu hübſch, zu einſchmeichelnd, als daß ich mich nach ſechsmonatlicher Beſtändigkeit hätte entſchließen können, ſie zu verlaſſen.

„Um dieſe Zeit wurde eine neue Tragödie von Voltaire aufgeführt, von der in ganz Paris geſprochen wurde. Auch die Familie Dumont bekam Luſt ſie zu ſehen. Ich hatte an dieſem Tage bei Herrn von La Poplinière dinirt und verließ ſein Haus etwas ſpät, und da ich nicht mehr nach Verſailles zurückkehren konnte, ſo ging ich in das franzöſiſche Theater. Ich nahm meinen Platz in der Loge der Edelleute ein und ging alsdann in die der Madame René; es war zu der Zeit, wo ich dieſe Dame leidenſchaftlich liebte.

„Am andern Morgen trat Finot ganz verſtört in mein Schlafcabinet.

Was bedeutet Deine beſtürzte Miene?

Monſeigneur, eine fatale Neuigkeit ...

Welche?

Meine Couſine Anette iſt hier.

Was will ſie?

Sie ſehen. Sie hat Sie geſtern im Theater erkannt und ſchwört, daß ſie nicht eher von dannen gehen würde, bevor ſie nicht mit Ihnen geſprochen hätte.

So laß ſie eintreten.

„Denkt Euch nun, denn ich kann ſie nicht ſchildern, die Scene, die jetzt vor ſich ging, die Thränen,

Aber wenn nun der Held einer Ihrer Vorfahren iſt?

Ich erlaube Ihnen, ganz nach Belieben von denſelben zu ſprechen; nur auf Lebende ſoll man die nöthige Rückſicht nehmen.

Der Herzog begann ſeine Geſchichte folgendermaßen:

„Der König begnügte ſich nicht, Lauzün zu den höchſten Staatswürden zu erheben, ſondern er vertraute ihm auch ſeine geheimſten Neigungen und verwickelte ihn ſelbſt in ſeine galanten Abenteuer. Folgendes erzählte mir der Herzog lange Zeit nach ſeiner Rückkunft von Pignerol. Die Gräfin von Soiſſons, welche von Fräulein von Lavallière verdrängt worden war, ſuchte immer nach einer Gelegenheit, um der neuen Favoritin zu ſchaden. Sie gab dem Fräulein von Houdancourt, einer Ehrendame der Königin und von bemerkenswerther Schönheit, zu verſtehen, daß es nur einiger auffordernden Winke ihrerſeits bedürfe, um die Aufmerkſamkeit des königlichen Ungetreuen auf ſich zu ziehen. In der That, der König, deſſen Herz ewig von jener Liebespein gequält wurde, die man allgemein für ein Glück hält, ſäumte nicht, dem Entgegenkommen der hübſchen Dame zu entſprechen. Im Louvre hatte der König zu den Gemächern der Ehrendamen unbehinderten Zutritt. Er wollte ſich daher jetzt dahin begeben, wie er es vor ſeiner Vermählung gethan hatte; aber der Eintritt war den Männern durch die ſtrenge Herzogin von Noailles unterſagt worden, vielleicht

auch in Folge geheimer Befehle der Königin. Ludwig schwur und wetterte: sein Toben war umsonst; er mußte sich dem Verbot fügen und auf andere Mittel sinnen. Der galante Großrath, aus Lauzün, Guiche, Wardes und Bontems*) bestehend, wurde in das Cabinet des Königs gerufen. Lauzün kannte die Localitäten genau; er war mit den Zugängen zu den Zimmern der Ehrendamen sehr vertraut; er erklärte, daß für den Augenblick der einzig mögliche Weg dahin durch die Dachtraufe führte und der einzige unbewohnte Eingang in das Serail der Kamin wäre. Der König gestand, daß er sich auf diesem für ihn ganz neuen Schauplatz galanter Abentheuer etwas linkisch benehmen dürfte; aber er war doch bereit, diesen Weg zu betreten. Mitternacht wurde zum Rendezvous bestimmt. Die zu besuchenden Schönheiten hiervon erst zu benachrichtigen, hielt man jedoch für Zeitverschwendung, denn diese Damen waren zu geistvoll, als daß sie sich deßhalb für beleidigt fühlen sollten, auch wenn sie ganz unversehens überrascht würden. Zur bestimmten Stunde also trat der Großrath seine abentheuerliche Fahrt über das Dach durch ein Mansardenfensterchen an; der Weg, den sie zu machen hatten, war weder breit noch sicher . . .

Geben Sie mir Ihre Hand, Sire, sagte Lauzün zu seinem Herrn.

---

*) Erster Kammerdiener des Königs, der ihn bei allen seinen galanten Fahrten begeitete.

Gut, gut, hier iſt ſie, antwortete der König ... aber zu größerer Sicherheit will ich meine Schuhe ausziehen.

Jetzt, meinte Vardes, der den Plänkler machte, müſſen wir auf dem Dachforſte bis zum Schornſtein hinreiten.

Zum Guckuk, ſagte der König, welcher ſich ſo gut wie möglich an die Ziegel anklammerte, das iſt ein ſchwieriges Ding.

Das iſt noch lange nicht das Schwerſte, bemerkte Vardes, der bereits langſam auf einer Strickleiter die Eſſe hinunterkletterte.

Vorwärts, Sire, rief Lauzün ihm zu, jetzt beginnt der Sturm; ich will vorangehen.

Für den Anfang, verſetzte die Majeſtät; aber unterſtehe Dich nicht, als Sieger zuerſt Quartier zu nehmen.

Beruhigen Sie ſich, Sire; ich werde warten bis Sie im Logis ſind.

Was mich anlangt, ſagte Guiche, ſo will ich mit Bontems auf dem Walle bleiben, um einer Ueberraſchung vorzubeugen.

Ach ja, erwiederte Lauzün, deſſen Körper ſchon halb in dem Schornſtein ſtak, ſeitdem Guiche die Eroberung von Soiſſons gemacht hat, hält er ſich auch in dieſer Veſte.

Jedoch ſteht ſie für Jedermann offen, bemerkte der König boshaft.

Ludwig XIV. ſtieg durch den Schornſtein und Kamin nach Lauzün hinunter in die Gemächer der

Damen, während der Sieger von Solfsons und der Kammerdiener Seiner Majestät die Leiter hielten, welche während der ganzen Expedition an dem Schornstein befestigt blieb. Der König war von Fräulein von Houdancourt nicht erwartet worden, noch weniger aber Lauzün von Derjenigen, welche er besuchte, und mit der er, wie er mir versicherte, noch nicht ein einziges Mal gesprochen hatte. Und doch erschallte aus den Zimmern dieser schönen Mädchen nicht der geringste Lärm; es wurde Alles in der größten Ruhe abgemacht. In der That, Niemand konnte sanfter sein und sich besser in das Unvermeidliche fügen, als die Ehrendamen der Königin."

Diese Geschichte, die an die unzähligen galanten Abentheuer Ludwig XIV. erinnerte, hatte die Zuhörer wieder vollkommen aufgeheitert, und der König war nicht zurückgeblieben, an dem Vergnügen, welches sie erweckte, herzlichen Antheil zu nehmen.

Nach dem Herzog von Richelieu kam die Reihe an die Frau von Mirepoix und dann an die Gräfin Forcalquier. Diese Damen erzählten einige Liebesabentheuer aus ihrem eigenen Leben mit einer Ungezwungenheit, die merkwürdig war; und bei all' dieser offenherzigen Schilderung ihrer Liebschaften brachte sie durchaus nicht irgend etwa ein Bedenken oder gar Schamröthe in Verlegenheit. So war der herrschende Ton, so die Freiheit, die man sich in Choisy-le-Roi erlaubte.

Als Ludwig XV. zu seinen Vätern heimgegangen war, währte es nicht mehr lange, und die Stürme

der Revolution brachen an, mit ihrer Zerstörungswuth und Plünderung. Ein entsetzlicher Vandalismus, der jede Spur der Aristokratie von dem Erdboden vertilgen wollte, begann nun die alten Ritterburgen und die prächtigen Schlösser, diese Meisterwerke der modernen Kunst, niederzureißen. Choisy-le-Roi hatte dasselbe Schicksal wie Marly: es wurde von Grund aus zerstört. Die Art der Zerstörer riß die Mauern ein, zertrümmerte die Statüen, schlug die Bäume und Laubgänge in den Gärten nieder; und alle auf einen Haufen unter einander geworfenen Materialien wurden dann öffentlich versteigert. Die prachtvollen Tapeten, das kunstreiche Holzgetäfel, die werthvollen Steine der Fußböden wurden größtentheils bei den Bauten von Fabriken und Hüttenwerken mit benutzt, diesen einer neuen Gottheit gewidmeten Tempeln, welche bestimmt zu sein schienen, die Stelle jener prachtvollen Wohnungen einer für immer gefallenen Größe in Zukunft einzunehmen.

Schloß Net.

H O! Heinrich und Diana! Doppelzeichen, Doppelname! Symbol der Liebe, das einſt ſtrahlend an den Wänden des berühmten Schloſſes glänzte, wo biſt Du hin? Unter welchen Dornen, welchem Geſtrüpp liegen jetzt die Steine, auf welche der Meiſſel der Künſtler Dich gegraben hatte? ... wo? ... ach, ſchon längſt hat der Wind die letzten Ueberreſte im Wirbelſturm davon geführt! — Chambord und Chenonceaux beſtehen noch, obgleich verfallen; aber du, Anet, welches, ſo zu ſagen, die Wiege und das Grab der bezaubernden Favoritin war; du, welches ſie zuerſt als treue Gattin, dann als vielleicht zu gehorſame Tochter, dann als allmächtige Maitreſſe eines Königs und endlich als verdrängte Rivalin einer Frau, die noch mächtiger als ſie war, ſah; du, deſſen Mauern dieß Alles hätten überleben ſollen, nur um die Geſchichte dieſer Freuden, Schmerzen und Kämpfe erzählen zu können; o Schloß, ſo reich an Erinnerungen, Anet, wo biſt du hin?

Wo? ... unter dem hohen Grafe der Ebene von la Beauce, fünfzehn Stunden von Paris, an den Ufern der Eure, durch einige zertrümmerte Steine, die das Doppelzeichen der Liebe tragen, repräsentirt, kann man noch Spuren deſſelben entdecken! — Hier iſt es, wo der gleichgültige Wanderer Alles, was noch übrig geblieben, mit ſeinem Fuße vor ſich herrollen kann, aber auch, wo der Künſtler, der Denker, der Alterthumsforſcher voll Pietät die beredten Zeugen einer ſo glanzvollen Vergangenheit mit Eifer ſammelt.

Armes Schloß von Anet, ich werde dich im Geiſte wieder auferbauen! Bald ſehe ich dich als edle Ritterburg mit deinem düſtern Aeußern, deinen ſtarken runden Thürmen, deinen Zugbrücken, Eiſengittern und deinen mit Zinnen verſehenen Mauern; bald betrachte ich Dich als neues Schloß mit deinem reichen Schmuck, deinen prächtigen Gemälden, ſchönen Gärten, deinem königlichen Park und deiner prachtvollen Architectur! Und indem ich dich in meinem Geiſte auferbaue, fühle ich mein Inneres bei dem Anblick ſo vieler berühmten Gäſte, die du in deinen Mauern beherbergteſt, tief ergriffen. Ich empfinde alle die Leidenſchaften mit, welche ſie bewegten und kann mich des Eindrucks nicht erwehren, welchen die Begebenheiten, deren Helden ſie waren, auf mich hervorbringen. Ich ſehe lebhaft vor meinen Sinnen all' die Scenen, die hier vor ſich gingen und will auf den Fittichen der Zeit all' die Epochen durchei-

len, welche deiner Geschichte Glanz und Ruhm verliehen.

Es ist früher Morgen, der Tag beginnt zu grauen. Die Sonne wirft die ersten Strahlen matten Scheins in das große Schlafgemach unseres alten Schlosses. In dem Bette, welches die Morgendämmerung nur schwach erleuchtet, liegt Jemand, aber welch' eine Person, guter Gott! Er hat gewiß eine sehr unruhige Nacht gehabt, der Herr dieser alten Burg! Was ist ihm geschehen? Alles um ihn ist in größter Unordnung ... Jedoch er schläft, allein es ist die Ruhe, die auf äußerste Ermattung folgt. Seine schon gealterten Gesichtszüge tragen die Spuren eines bekümmerten argwöhnischen Herzens in sich. Eine gewisse Aufgeregtheit bemerkt man selbst im Schlafe auf seinem Gesichte: ein peinigender Gedanke muß ihn beschäftigen.

Plötzlich erwacht er. Er hebt sogleich seinen Kopf in die Höhe und sieht sich unruhig um.

„Charlotte, meine Mutter!" ... ruft er aus.

Er hält inne und faßt, wie von einem schmerzlichen Gedanken berührt, an seine Stirn, und fährt dann fort seine Blicke unruhig im Zimmer umherschweifen zu lassen.

Endlich sagt er mit peinlicher Anstrengung:

„Charlotte, o meine Mutter! warum bist Du mir diese Nacht erschienen?" ...

In der That hat er seine Mutter im Traume gesehen und dieser Gedanke lastet wie ein Alpdrücken auf ihm.

Wo? ... unter dem hohen Graſe der Ebene von la Beauce, fünfzehn Stunden von Paris, an den Ufern der Eure, durch einige zertrümmerte Steine, die das Doppelzeichen der Liebe tragen, repräſentirt, kann man noch Spuren deſſelben entdecken! — Hier iſt es, wo der gleichgültige Wanderer Alles, was noch übrig geblieben, mit ſeinem Fuße vor ſich herrollen kann, aber auch, wo der Künſtler, der Denker, der Alterthumsforſcher voll Pietät die beredten Zeugen einer ſo glanzvollen Vergangenheit mit Eifer ſammelt.

Armes Schloß von Anet, ich werde dich im Geiſte wieder auferbauen! Bald ſehe ich dich als edle Ritterburg mit deinem düſtern Aeußern, deinen ſtarken runden Thürmen, deinen Zugbrücken, Eiſengittern und deinen mit Zinnen verſehenen Mauern; bald betrachte ich Dich als neues Schloß mit deinem reichen Schmuck, deinen prächtigen Gemälden, ſchönen Gärten, deinem königlichen Park und deiner prachtvollen Architectur! Und indem ich dich in meinem Geiſte auferbaue, fühle ich mein Inneres bei dem Anblick ſo vieler berühmten Gäſte, die du in deinen Mauern beherbergteſt, tief ergriffen. Ich empfinde alle die Leidenſchaften mit, welche ſie bewegten und kann mich des Eindrucks nicht erwehren, welchen die Begebenheiten, deren Helden ſie waren, auf mich hervorbringen. Ich ſehe lebhaft vor meinen Sinnen all' die Scenen, die hier vor ſich gingen und will auf den Fittichen der Zeit all' die Epochen durchei-

len, welche deiner Geſchichte Glanz und Ruhm verliehen.

Es iſt früher Morgen, der Tag beginnt zu grauen. Die Sonne wirft die erſten Strahlen matten Scheins in das große Schlafgemach unſeres alten Schloſſes. In dem Bette, welches die Morgendämmerung nur ſchwach erleuchtet, liegt Jemand, aber welch' eine Perſon, guter Gott! Er hat gewiß eine ſehr unruhige Nacht gehabt, der Herr dieſer alten Burg! Was iſt ihm geſchehen? Alles um ihn iſt in größter Unordnung ... Jedoch er ſchläft, allein es iſt die Ruhe, die auf äußerſte Ermattung folgt. Seine ſchon gealterten Geſichtszüge tragen die Spuren eines bekümmerten argwöhniſchen Herzens in ſich. Eine gewiſſe Aufgeregtheit bemerkt man ſelbſt im Schlafe auf ſeinem Geſichte: ein peinigender Gedanke muß ihn beſchäftigen.

Plötzlich erwacht er. Er hebt ſogleich ſeinen Kopf in die Höhe und ſieht ſich unruhig um.

„Charlotte, meine Mutter!“ ... ruft er aus.

Er hält inne und faßt, wie von einem ſchmerzlichen Gedanken berührt, an ſeine Stirn, und fährt dann fort ſeine Blicke unruhig im Zimmer umherſchweifen zu laſſen.

Endlich ſagt er mit peinlicher Anſtrengung:

„Charlotte, o meine Mutter! warum biſt Du mir dieſe Nacht erſchienen?“ ...

In der That hat er ſeine Mutter im Traume geſehen und dieſer Gedanke laſtet wie ein Alpdrücken auf ihm.

Wie kommt dieß? — Denn gewöhnlich iſt doch das Erblicken einer Mutter, ſei es in der Wirklichkeit, ſei es im Traume eine ſo ſüße Befriedigung für einen Sohn! ...

Er ſteht auf, kleidet ſich haſtig an und begiebt ſich, in Nachdenken verloren, in ein mit ſchwarzem Tuche ausgeſchlagenes Zimmer, in welchem man nichts als ein großes weibliches Bildniß bemerkt, das man nur zum Theil ſehen kann, weil es von der Gardine nur halb bedeckt iſt. Er zieht ſie vollends in die Höhe und betrachtet es mit prüfenden Blicken.

„Mutter," ſprach er dann langſam und mit gepreßtem Herzen, Mutter, Ihr ſeid mir dieſe Nacht erſchienen, was habt Ihr mir denn zu ſagen?"

Ihr würdet gewiß ſehr überraſcht ſein, wenn ich euch ſagte, daß das Bild geantwortet hätte, er aber war es noch mehr, daß es ihm nichts erwiederte.

„O Mutter," fuhr er fort, „hat euer Erſcheinen eine Vorbedeutung, oder iſt ſie nur die Frucht meines kummervollen Herzens? ... O, wenn ihr mir etwas zu ſagen habt, ſo enthaltet mir euer Wort nicht vor; ... Thue ich recht daran, ſie zu heirathen? ...

Er ſchwieg jetzt und ſchien eine Antwort auf ſeine Frage faſt zu fürchten.

„Thue ich recht daran?" begann er wiederholt zu fragen. O, Charlotte von Frankreich, bei der Ehrfurcht, die ich immer eurem Gedächtniß bewahrt habe, antwortet mir: thue ich recht? ... Ich nehme ſie, weil ſie ſchön iſt ... das iſt vielleicht ein Feh-

ter, denn ich bin häßlich ... ich nehme sie, weil sie jung ist ... das ist vielleicht wieder ein Fehler ... denn ich bin alt; ... aber ich nehme sie auch, weil sie tugendhaft ist."

Hier netzten Thränen seine Augenwimpern; seine Beine zitterten und er fiel nieder vor dem Bildniß der Charlotte von Frankreich.

„O, meine Mutter, ich habe dieses Wort nicht ausgesprochen, um euch an eure Fehler zu erinnern; kein anderer Sohn könnte mehr als ich den mütterlichen Irrthum tief in die geheimsten Falten seines Herzens verbergen. Ich habe das Wort Tugend ausgesprochen, weil ich sie in Der zu finden hoffte, welche ich ehelichen will ... O, wehe, wehe mir, wenn etwas Aehnliches ihr begegnete! ... Doch nein, in ihren Adern fließt edles Blut; Johann von Poitiers, ihr Vater, ist ein ächter Ritter, ist die Ehre und der Stolz des Parlaments; ... seine Tochter, diese engelgleiche Schönheit, wird sein Blut nicht verleugnen und fallen, weil ich sie zum Weibe nehme! ... Und soll mir ihr süßer Name Diana nicht Glück bringen? ist dieser Name nicht wie sie? trägt ihr Antlitz nicht das Gepräge der keuschen Anmuth ihrer Schutzherrin? O, Mutter, sagt mir, ob ich recht thue, sie zu ehelichen; sagt mir, ob der böse Dämon mein Haus nicht heimsuchen wird; beruhigt euern Sohn, welcher weint, der euch vergiebt und immer für euer Seelenheil betet ... Noch im letzten Monat Mai habe ich, wie alle Jahre, barfuß und mit entblößtem Kopfe meine fromme Pilgerfahrt nach

der Abtei Coulombs gemacht; ich habe mich, wie ich es jetzt vor eurem Bilde thue, vor eurer sterblichen Hülle niedergeworfen und Gott gebeten, daß er sich eurer Seele erbarme ... Daraus seht ihr, Mutter, daß ich meine Kindespflichten nicht verabsäumt habe ... Wenn ihr mir einen mütterlichen Rath zu geben habt, so thut es; ich bitte euch inständig, sagt mir, warum ihr mir diese Nacht erschienen seid?..."

Das Bild der Mutter blieb auf alle seine Fragen stumm; aber als der Tag mit seiner Helle sich mehr geltend machte und ein Strahl der Sonne das Bildniß Charlottens von Frankreich beleuchtete, da schien, dem Sohne nämlich, als wenn die Gesichtszüge dieser einst treulosen, aber hart bestraften Mutter einen weniger düsteren und schrecklicheren Ausdruck annähmen; ihre Physiognomie schien freundlicher zu werden und bei seinem heißen Verlangen ein Wort von ihr zu vernehmen, war es kein Wunder, wenn er glaubte, sie habe als Antwort auf seine dringenden Fragen durch ein freundliches Lächeln ihm geantwortet.

„Dank, liebe Mutter, rief er sogleich aus, ich danke Dir."

Dann steht er auf, wirft noch einen Blick auf das Portrait, zieht die Gardine ganz darüber, und verläßt langsamen Schrittes dieses düstere Gemach, dessen Anblick ihm jederzeit Schauder einflößt, heute aber dennoch einen tröstenden Gedanken ihm gebracht hat.

So bringt er den ganzen Tag hin, immer zwischen Furcht und Hoffnung schwebend . . .

. . . . . .

Am andern Morgen ehelichte der fünfundfünfzigjährige Ludwig von Brezé, Graf von Maulevrier, Großseneschal der Normandie, und einer der häßlichsten Seigneurs am französischen Hofe, Diana von Poitiers, Tochter Johanns von Poitiers, Grafen von Saint-Vallier, welche fünfzehn Jahr alt war und bereits zu den entzückendsten Schönheiten des Hofes Franz des Ersten gehörte.

Dieß geschah im Jahr 1515. Das Schloß Anet hatte damals noch nicht das schöne Aeußere, welches es später erhielt. Ungeachtet seines pompösen Namens „Palast der Könige von Navarra" (weil die Domaine Anet zu den Besitzungen des Hauses Navarra gehört hatte) sah es schwarz, düster und traurig aus, und hatte also die der Geistesrichtung seines Eigenthümers ganz entsprechende Farbe. Die Lage desselben ist schön; es liegt in einem hübschen Thale zwischen den Flüssen Eure und Besgre, welche dasselbe anmuthig durchschlängeln und lehnt sich an den schönen Wald von Dreux an. Die Landschaft ist gewiß äußerst reizend, aber das Schloß ist weit entfernt seinen schönen Umgebungen zu entsprechen. Ein schwerfälliges viereckiges Gebäude, das von zwei Reihen schmaler Fenster durchbrochen, an den Ecken von vier ziemlich starken und hohen Thürmen flankirt, mit Zinnen versehen und von einer Wallmauer umgeben ist, welche einen breiten Graben, über den

eine Zugbrücke zu der einzigen festen Pforte führt, beherrscht: das ist die äußere Ansicht des Schloßbezirks von Anet.

Hier lebten Ludwig von Brezé, verheirathet mit einem jungen schönen Mädchen; hier Diana von Poitiers, die Gemahlin eines häßlichen und schon alten Mannes. . . . Möge der Himmel sie Beide in seinen Schutz nehmen. Sie bedürfen ihn sehr, namentlich an einem so galanten und schon ziemlich verderbten Hofe.

Diana besaß jede anziehende Anmuth, alle fesselnden Reize: sie war jung, schön und geistvoll, Gott hatte die seltensten Gaben an sie verschwendet . . . Ihr könnt daher denken, welche Angst den Großseneschall überfiel, als er eines schönen Tags den Befehl vom König erhielt, sich schleunigst zum Kriege zu rüsten!

Franz I., welcher nur erst auf den Thron gelangt war, brach nach Italien auf, um Mailand zu erobern, und der Großseneschall der Normandie, Besitzer der Herrschaft Anet, sollte ihn dahin begleiten.

Aus seinem Benehmen vor dem Bildniß seiner Mutter kann man leicht schließen, welche entsetzliche Angst sich seines Herzens bei dieser Nachricht bemächtigen mußte. Als gewissenhafter Mann, der seine Pflichten kennt und auszuüben den Willen hat, bereitete er sich sogleich vor, dem Befehle pünktlich nachzukommen.

„O, welch' schreckliches Handwerk ist der Krieg," rief er aus; „wenn man in fremde Lande ziehen muß

und ein junges, ſchönes Weib zurücklaſſe! Wie ſchwer zu erfüllen ſind manchmal unſre Pflichten! Warum kann man nicht alle ſeine Schätze mitnehmen? Da könnte man doch wenigſtens nicht beſtohlen werden in ſeiner Abweſenheit! Aber nun muß ich ſie zurücklaſſen, und alle die jungen Seigneurs am Hofe werden ſie umflattern und ihr alle möglichen Schlingen legen. Ach, wenn mich meine ſchöne Diana vergeſſen könnte, um an Andere zu denken! . . . O, höhniſches Geſchick! ich hatte wohl recht meine Mutter zu fragen und zu fürchten . . .“

Zu fürchten, was? unterbrach ihn eine ſanfte Stimme.

Ludwig von Brezé kehrt ſich ſchnell um und ruft aus:

Wer iſt da?

Diana, antwortet dieſelbe Stimme noch ſanfter.

Du, mein vielgeliebtes Weib? . . . ich wollte ſo eben nach Dir ſchicken.

Nun, Monſeigneur, ich bin zu Euren Dienſten. Warum ſprachtt Ihr denn von „fürchten“ in dieſem Augenblick?

Der Seneſchall wirft einen tiefſinnigen Blick auf ſie und ſagt:

Ich fürchte Dich zu verlaſſen, als Diejenige, die mir das Theuerſte auf Erden iſt.

Mich verlaſſen? und warum wollt Ihr das, Herr?

Der König zieht in den Krieg und ich muß ihn begleiten.

Der König kümmert sich wenig darum, Graf, ob er Familienglück stört und ob er die Hälfte bei sich behält.

Wenn Gott nur über die Hälfte, welche zurückbleibt, gnädig wacht! . . . dachte der Großseneschall. Doch Muth, Diana, fuhr er laut fort, wir müssen uns in das Unvermeidliche fügen; es geschieht zum Besten des Landes und auf Befehl des Königs, meines Herrn.

Ja, man darf seinem König nicht ungehorsam sein, Monseigneur.

Die Miene, mit welcher Diana diese Worte sprach, überraschte Ludwig von Brezé; er fand sie vielleicht gefaßter, als er wohl gewünscht hätte. Er wußte wohl, daß er nicht ungehorsam gegen den König sein durfte, aber warum machte sich seine Gemahlin zum Interpreten dieses Grundsatzes? Unter welchem Gesichtspunkte sollte er diese Willfährigkeit ihrerseits betrachten? Er konnte sich darüber keine Rechenschaft ablegen; aber diese Worte trafen zu genau mit seiner Furcht zusammen, als daß sie ihm nicht wehe gethan haben sollten.

Du hast recht, Diana, antwortete er ihr, indem er versuchte, seine innere Bewegung nicht bemerkbar werden zu lassen; Du hast recht, Gehorsam gegen seinen König ist ein sicheres Mittel . . . um glücklich zu sein.

Und diese Unterredung, welche lang und rührend hätte sein sollen, war hiermit zu Ende.

Lebe wohl, sagte er zu ihr, lebe wohl, meine

ſchöne Diana, Engel meines Hauſes; lebe wohl und denke zuweilen an Deinen Gemahl . . . Ich ziehe in den Krieg und vielleicht bleibe ich auf dem Schlachtfelde . . . um meinem König gehorſam zu ſein . . . Leb' wohl!

Und er küßte mit Zärtlichkeit und betrübter Miene ihre Stirn.

Aber Diana ergriff ſchnell noch einmal das Wort und ſagte:

So eben, Graf, als Ihr von Furcht ſprachet, erwähntet Ihr da nicht auch Eure Mutter?

Diana, antwortete der Seneſchall verdrießlich, meine Mutter iſt todt und um Todte ſoll man ſich nicht kümmern . . .

Es ſchien mir aber doch, daß Ihr von ihr ſprachet?

Ich denke oft an ſie, Diana, aber ich ſpreche ſelten von ihr, das weißt Du. Die Erinnerung an ſie iſt mir werth und theuer. Jedes Jahr erfülle ich gegen ſie gewiſſe fromme Pflichten; aber immer nur mit tiefen Thränen betrachte ich ihr Bildniß und nenne ich ihren Namen.

Jetzt war er nicht mehr im Stande ſeine innere Aufregung zu bemeiſtern; die ſchöne Seneſchallin bemerkte es und wurde ſelbſt mit davon ergriffen.

Sie blickte den Grafen prüfend an, der nicht Luſt zu haben ſchien, etwas zu ſagen.

Was iſt denn ſo Trauriges zwiſchen Euch und Eurer Mutter vorgefallen, fragte die junge Frau endlich.

Der Seneschall ergriff die Hand seiner schönen Ehehälfte und antwortete mit bebender Stimme:

Zwischen ihr und mir? nichts, im geringsten nichts, als was gegenseitige Liebe gebietet.

Nun, versetzte Diana von Poitiers, deren Angst sich vermehrte, warum dann diese traurigen Erinnerungen?

Weil sie einen rechtschaffenen Mann, einen edlen Seigneur gezwungen hat, ein Verbrechen zu begehen.

Eure Mutter, Graf?

So ist's, Diana.

Und welchen Mann hat sie gezwungen . . .

Das Verbrechen zu begehen, nicht wahr?

Ja.

Ihren eigenen Gemahl, Diana, meinen Vater!

Und was für ein Verbrechen? fuhr Diana fort mit zunehmendem Entsetzen zu fragen.

Einen Mord.

Einen Mord! und gegen wen?

Gegen sie selbst, Diana.

Wie! er hat sie ermordet?

Sie selbst.

Und warum, was hat sie gethan?

Was sie gethan hat, Diana?

Ja, Graf.

Es giebt nur einen Grund in der Welt, einen einzigen, denke wohl daran, Diana, aus welchem ein Mann seine Ehefrau umbringen kann . . . und aus diesem Grunde bete ich alle Jahre zu Gott für die

Seelenruhe meiner Mutter, Charlotte von Frankreich, getödtet von Jakob von Brezé, meinem Vater, am 6. Mai 1474.

Wahrscheinlich hatte Diana ihn begriffen; nichtsdestoweniger aber kam die rasche Frage über ihre Lippen:

Aber was hat sie denn gethan, Herr?

Was Gott nie, namentlich der Frau eines liebenden Mannes, nie verzeiht, Diana, antwortete der Seneschall mit strengem Blick: sie hat ihren Gemahl hintergangen.

Christus hat der Ehebrecherin verziehen, Graf, rief Diana angstvoll aus.

Ludwig von Brezé war mit dieser Redensart nicht zufriedener, als mit der „dem König gehorsam zu sein"; seine Stirn zog sich in Falten; etwas Unglückseliges schien ihm in diesen Erwiederungen zu liegen, die, seiner Meinung zufolge, zu resignirt waren und beinahe darauf abzielten, das Verbrechen, dessen blutige Bestrafung er so eben erzählt hatte, zu rechtfertigen.

Der Mensch ist kein Gott . . ., antwortete er Diana, und überdem war Christus nicht Ehemann . . .

Auf diese Erwiederung folgte eine peinliche Stille; Diana war tief bewegt.

Endlich sagte der Graf, indem er mit Anstrengung seine schmerzlichen Gedanken verscheuchte:

Aber warum wollen wir uns trübsinnig machen? Jedesmal, wenn von dieser traurigen Katastrophe die

Rede ist, wird mein Inneres auf das Tiefste angegriffen. Doch wünsche ich nicht, schöne Diana, unter dem Eindruck so düsterer Stimmung Abschied von Dir zu nehmen. In Dich setze ich all' mein Vertrauen, auf Dich habe ich die Zukunft meines Hauses gesetzt, und in Dir erblicke ich die Stütze meiner alten Tage. Diana, Engel, der mein Schutz sein soll, sei in Wahrheit meine Stütze und bete für mich, wennich im Schlachtgewühle mich befinde. Wenn ich unterliege und in der Ferne sterbe, so eile zu mir und gieb meiner scheidenden Seele den Kuß des Friedens; kehre ich aber zurück, dann freue Dich und sei stolz mich wiederzusehen ... Leb' wohl, Inbegriff der Jugend und Schönheit, lebe wohl, vielgeliebte Diana ... bete und kämpfe gegen den Versucher ... Denn so engelgleich Du auch bist, der Böse kann arge Schlingen legen und könnte am Ende stärker sein als Du ... Lebe wohl, theure Diana, lebe wohl! ...

. . . . . .

Nach dieser Abschiedsscene reiste der Graf von Maulevrier ab und zog mit Franz I. nach Italien.

Und die schöne Seneschallin blieb als Wittwe zurück und allen den Verlockungen ausgesetzt, die zu besiegen der Graf ihr so sehr ans Herz gelegt hatte.

Wir werden später sehen, wie sie diese Aufgabe ausführte und ob der Graf von Maulevrier Ursache hatte, Phantome, welche die Furcht erzeugt hatte, in seinem Innern zu hegen.

Lassen wir mehrere Jahre verstreichen, ehe wir

uns wieder mit dem argwöhnischen Ehemann beschäftigen; lassen wir die junge Seneschallin am Hofe bekannt werden, in dieser galanten, vornehmen Welt, wo Schönheit fast immer zu Falle kam; lassen wir sie einige Zeit in dieser berauschenden Atmosphäre und kehren alsdann mit ihr nach Anet zurück, indem wir ihrem Lebenslauf auf diese Weise nach dem Orte der Gefahr und dem der Ruhe folgen; indem wir bald an die Furcht des Ehemannes und an die Liebe, die sie ihm schuldig ist, und bald an die Anmuth, den Glanz, die Pracht, die sich am Hofe vor ihren Blicken entfalteten, zurück denken. — Wir lassen sie so, und überspringen den Zeitraum mehrerer Jahre, bis wir sie zur Zeit der Verschwörung des Connetable von Bourbon, im Jahr 1523, wiederfinden.

Es ist bekannt, daß diese Conspiration den Zweck hatte, Frankreich Karl dem Fünften zu überliefern und daß der Connetable von Bourbon zur Belohnung seiner verbrecherischen That die Provence, die Dauphinee und noch einige andere hübsche Besitzungen bekommen sollte. Bekannt ist aber auch, daß, nachdem Franz I. der Verrätherei auf die Spur gekommen war, der Herzog von Bourbon nach Italien entfliehen mußte, und mehrere große Herren als seine Mitschuldige verhaftet wurden, unter denen der Graf von Saint-Vallier, der vertrauteste Freund des Verräthers und der Vater der schönen Diana verurtheilt wurde enthauptet zu werden.

Ludwig von Brezé war dazumal gerade aus Italien zurückgekehrt, und hatte, ungeachtet seiner

Angst, die junge Gemahlin ihrer und seiner Liebe würdig wiedergefunden.

Es war ein schrecklicher Schlag für sie, als sie die unglückselige Kunde erhielt.

Graf, rief sie aus, indem sie dem Seneschall entgegen eilte, ein entsetzliches Unglück hat uns betroffen.

Ich wußte es, Diana; aber ich scheute mich Dir gegenüber davon zu sprechen, weil wir dem hatten Schlage doch nicht vorbeugen können.

Nicht vorbeugen! ... O, nein, rief sie in edler Aufwallung aus; mein Vater wird nicht als Verbrecher sterben, das darf nicht sein, ich werde ihn retten!

Du, ihn retten, Diana?

Ja, Graf, ich.

Und auf welche Art und Weise?

Graf, wollt Ihr mich an den Hof geleiten?

Was hat der Hof mit Deinem Vater zu thun, Diana?

O, Herr von Brezé, es ist eine Bitte der Verzweiflung ... schlagt sie mir nicht ab; eine Stunde, eine Minute verlorener Zeit kann tödtlich sein ... Man braucht so wenig Zeit, um einen Kopf fallen zu lassen! ...

Ich schlage sie Dir nicht ab, Diana; aber erkläre Dich näher ...

Der König ist gut, Herr; ich werde mich zu seinen Füßen werfen und ihn um Gnade für meinen Vater bitten ...

Und sie auch erhalten?

Ich hoffe es, Graf.

Nun wohl, so reise ab, Diana, sagte der Großseneschall mit der traurigsten Miene von der Welt; reise ab.

Wollt Ihr mich nicht begleiten? fragte Diana, überrascht über diese kurze Erklärung.

Ich habe in dieser Beziehung keine Macht, Diana, reise ... und möge Gott Dich schützen!

Der Graf fing an, an ein unvermeidliches Fatum zu glauben, das ihn verfolge. Aber es fehlte ihm die nöthige Kraft um dem Gang der Ereignisse muthig die Stirn zu bieten. Er ließ sie über sich ergehen und unterwarf sich ihren Consequenzen mit seiner gewöhnlichen stillen und düstern Resignation.

Die junge, schöne Frau reiste ab. Als sie fort war, stellte er folgende Betrachtungen an:

Da geht sie hin und ich begleite sie nicht! Warum bin ich nicht an ihrer Seite? Welcher böse Dämon hält mich zurück? ... Aber sie verrichtet ein so heiliges Werk ... was habe ich da zu befürchten? ... Eine Frau hintergeht den Ehemann nicht, wenn sie Gnade für ihren Vater erbitten will ... nein, aber ohne es zu wollen, geschieht es doch zuweilen!

Doch sie hat schon widerstanden. Bei meiner Rückkehr aus dem Felde habe ich meine geliebte Diana wieder gefunden, wie ich sie verlassen ... Geh', alter Ehemann, Deine Jahre flößen Dir unbegründeten Argwohn ein; beruhige Dich. Weil mein Kopf früher grau wird als der ihrige, deshalb

darf ich nicht annehmen, daß ſie die Treue, die ſie mir am Altare geſchworen hat, brechen werde. Sie ſoll in mir die Stütze und den Führer ihrer unerfahrenen Jugend erblicken. Nein, geliebte Diana, ſicherlich werden die Fittiche Satans nicht über meine Wälle ſchwirren. Sollte ich nicht Vertrauen zu Deinem guten Herzen haben? ...

Und wie wenig ermuthigt er auch ſein mochte, etwas Ruhe war doch in ſein krankhaftes Gemüth zurückgekehrt.

In dieſem beruhigteren Zuſtande wollen wir ihn jetzt verlaſſen, um auf einen andern Punkt des Schauplatzes dieſer Geſchichte zu eilen.

Am Hofe unterhielt man ſich viel von der Verrätherei des Connetable von Bourbon. Man nannte ſeine vornehmſten Mitſchuldigen und ſprach von ihrer Verurtheilung mit lebhaftem Intereſſe, als der König auch den Namen Johannes von Poitiers ausſprechen hörte.

Warum, ſagte Franz I., warum kann auch dieſer Greis auf den Gedanken kommen, ſich in dieſe ſchlechte Geſchichte zu miſchen? Von Allen geliebt und geehrt, mußte er ſich noch in ſeinen alten Tagen zu Handlungen verleiten laſſen, die den Ruhm ſeines Namens beeinträchtigen.

Wenn einer zu beklagen iſt, ſo iſt es ſicherlich der Graf von Saint-Vallier, Sire.

Ich bin wegen ſeiner theuern Diana, ſeiner Tochter, in Kummer ...

In dieſem Augenblick trat ein Page in den Salon.

Sire, eine Dame begehrt Ew. Majeſtät zu ſprechen.

Was will ſie von mir?

Sire, ihre Augen ſind von Thränen feucht, und ſie wünſcht Ew. Majeſtät allein zu ſprechen.

Und wie iſt der Name dieſer Dame.

Ich glaube, Sire, es iſt die Gemahlin des Großſeneſchalls der Normandie.

Ah, die ſchöne Seneſchallin, ziſchelten die Herren unter einander.

Diana von Poitiers! ſagte der König; ich dachte mir es wohl, daß Kindesliebe ſie hierher führen würde. Sie trete ein.

Sire, Sie wünſcht mit Ihnen allein zu ſprechen.

Ihr Wunſch iſt auch der meinige, führ' ſie herein. Der König verneigte ſich anmuthig und die Herren zogen ſich zurück, nicht ohne daß ein Lächeln um ihren Mund ſpielte, indem ſie der reizenden Tochter des ſchuldigen Johann von Poitiers das Feld räumten.

Als Diana eintrat, rief ſie, indem ſie ſich dem König zu Füßen warf, aus:

Gnade! Gnade! Sire, ſchenken Sie meinem Vater Gnade!

Madame, Ihr Vater iſt ſehr ſtrafbar.

Sire, dieſer edle Greis iſt es nur dieſes Mal geweſen. Denken Sie an ſein Alter ... man kann nicht ohne Entſetzen ein weißes Haupt auf dem Blutgerüſte fallen ſehen.

Wenn mir je ein Todesurtheil wehe gethan hat, ſo iſt es dieſes.

Sire, ich komme von Anet, allein und in Thränen zerfloſſen ... möge die Hingebung der Tochter des Königs Herz rühren.

Madame, Ihr Vater hat eine würdige und erbene Tochter ...

Wenn dieß ihm Glück bringen könnte, Sire?

Ich fürchte, daß dieß nicht in meiner Macht ſteht, Madame.

O, Sire, ich bitte Sie nochmals um Gnade für den edlen Rath des Parlaments? ... Vergeſſen Sie nicht, daß er Karl von Bourbon kannte, und erinnern Sie ſich, welche Dienſte er Franz I. geleiſtet hat ... O, edler, großmüthiger König von Frankreich, bewilligen Sie die Gnade für meinen Vater!

Madame ...

Das ſchönſte Vorrecht der Krone iſt das Recht der Begnadigung.

Ja, Madame; und zuweilen darf ſich ein König glücklich ſchätzen es ausüben zu können.

Nun, Sire? ...

Nun, Madame ...

Die Gelegenheit bietet sich Ihnen dar, ergreifen Sie dieselbe.

Ja, das Recht der Begnadigung ist die schönste Prärogative eines Königs ... Ich bin König und werde mich daran erinnern, und Sie, Madame, erinnern Sie sich dagegen, daß die größte Beredtsamkeit einer Frau die Schönheit ist.

Sire, man sagt, Gott habe sie mir gewährt; wenn es so ist, so segne ich sie, wenn sie meinem Vater nützen könnte.

Dann haben Sie Gott für große Gnadenbeweise zu danken.

Wie soll ich dieß verstehen, Sire?

Sie kann Alles erreichen, sie allein.

Was, Sire, unabhängig von Ihrer Gnade?

Die eine durch die andere, Madame. Wie kann man Gnade versagen, wenn sie von einem so schönen Mund, von so sanft bittenden Augen erfleht wird?

Ach, Sire, ich werde also das Glück haben, meine Bitte erfüllt zu sehen! ...

Und die Genugthuung, die Erfüllung derselben den Reizen einer himmlischen Person zu verdanken.

O, Dank, Sire, Dank! ... und auch Dir danke ich, mein Schöpfer, daß Du mich schön gemacht hast, da meine Schönheit etwas Gutes bewirkt! ....

Und die im höchsten Grade glückliche Gemahlin wollte sich entfernen.

Einen Augenblick! sagte der König, indem er sie bei der Hand ergriff.

Diana blickte Franz I. an.

Wäre Franz I. nicht König gewesen, so würden wahrscheinlich seine Augen jetzt den bittenden Ausdruck gehabt haben.

So blieben sie einige Augenblicke stehen, Diana ihre Hand in der Franz I. lassend und dieser unter seinem königlichen Blick die Tochter gefesselt haltend, an welche er die Begnadigung ihres Vaters verkaufen wollte.

Was in diesem kurzen Zeitraum in der Seele Dianens von Poitiers vorging? Welche zauberische Macht der Blick des Königs auf sie ausübte? War er beredt genug, um ihr ein unbezwingbares Verlangen begreiflich zu machen? Errieth sie es, daß sie, trotz der freundlichen Aufnahme des galanten Königs, nur zwischen einer Verweigerung oder ... einer Gefälligkeit zu wählen hatte? ... Wir vermögen nicht zu schildern, was in diesem Augenblick in dem Innern dieser beiden Wesen vorging; aber so viel können wir leicht sagen, daß die schöne Diana, wir wissen freilich nicht bis zu welchem Grade, dem stillschweigend ausgesprochenem Verlangen des Königs, den sie erst am andern Morgen verließ ... nachgab.

Geh', arme Diana, verlaß' dieß königliche Boudoir, und finde Dich mit der Erinnerung an diese heimliche Nacht so gut wie möglich ab ...

Franz I. gab sogleich die nöthigen Befehle, die Begnadigung dem Grafen von Saint-Vallier zu

verkündigen. Der Graf war schon in den Händen des Henkers. Es war die höchste Zeit; Angst und Entsetzen hatte ihn schon halb zur Leiche gemacht, denn er starb kurz darauf an einem hitzigen Fieber, welches seitdem das St. Vallierfieber genannt wurde.

Arme Diana, Deine Aufopferung hatte kein Resultat von langer Dauer gehabt ..., aber genau genommen, hat ihr diese Hingebung viel Kummer gemacht und sie deßhalb wahrhaft Reue gefühlt?

Der Dichter Marot und später Heinrich II. könnten am besten hierauf antworten.

Und Du, Großseneschall, hast Du die Neuigkeit auf Deiner alten Ritterburg erfahren? Ach, auf welche Weise das Gerücht Dich auch erreiche, die alten Mauern von Anet würden nicht die Macht haben, Dich trösten zu können! Welch' grimmer Schmerz würde Deine üble Laune ersetzen? Aber ich will für die Ruhe Deines Lebens glauben, daß Du nie erfahren hast, um welchen Preis Diana von Poitiers, Deine Gemahlin, den Tod des Grafen von Saint-Vallier für eine kurze Spanne Zeit aufgehalten hat...

Ja, Gott wolle den armen Grafen mit dieser Neuigkeit verschonen! Theile er seine Zeit zwischen der Ausübung der Pflichten seines hohen Amtes und gewissen Besuchen bei Hofe ein; lasse er sein Weib im königlichen Schlosse und kehre er oft in seine alte

Burg zurück, um in Einsamkeit seinen düstern Gedanken nachzuhängen ... Während dem wird er nicht sehen, wie Marot, der Dichter Clemens, wie man ihn nannte, der schönen Diana, von welcher er Liebkosungen und Küsse erhält, nachstrebt, und wie er sie mit Briefen, Elegien, Liedern und später mit Epigrammen bestürmt ... —

Wir lassen nun ruhig Ludwig von Brezé seine Augen schließen, er war unter inneren Kämpfen und Sorgen alt geworden und starb 1531 in seinem sechzigsten Jahre, und da der Engel seines Hauses seit sechs Jahren das Mittel gefunden hatte, einen freiern Flug anzunehmen, so hatte er auch kein Glück hier unten zu bedauern ... Leb' wohl, Großseneschall! Diana von Poitiers ist nun Wittwe.

Ein Ehemann, so wenig er auch hinsichtlich der Zuneigung seiner Frau gilt, ist doch immer für sie der natürliche Beschützer, den sie einigermaßen achten muß, was freilich leider ihrer heimlichen Untreue keinen Abbruch thut, aber doch immer beiträgt den äußeren Anschein zu bewahren. Solch' ein Ehemann war Ludwig von Brezé in den letzten sechs Jahren für seine Gemahlin gewesen.

Da sein Tod sie allein und ohne Stütze an einem Hofe ließ, wo eine Andere die mächtige Herrscherin, für sie selbst aber die Zeit noch nicht gekommen war, so kehrte sie auf ihre Burg zurück und verlebte ihr Witwenjahr in Ruhe und Einsamkeit.

Fragen wir die schöne Schloßherrin nicht, womit sie die Stunden ihrer Einsamkeit würzte. Es

viel aber glauben wir behaupten zu können, daß das Andenken an den alten Seneschall keine gar zu tiefen Wurzeln in ihrem Geiste geschlagen hatte. Vielleicht dachte sie gern zurück an den galanten Dichter, der einst ihren Aufenthalt am Hofe durch so manche geistige Blüthe verschönte! . . .

Zu Dianens Lieblingsgewohnheiten gehörte es, des Morgens in den Umgebungen des Schlosses einen Spazierritt in Begleitung ihrer Leute zu machen, welche oft weit hinter ihr zurückblieben, so rasch und feurig war ihr Roß. . . . . .

Eines Tages begegnete in der Nähe des Schlosses einem jungen Mann von ungefähr sechzehn Jahren, dessen Umgebung auf seine hohe Geburt schließen ließ, eine Dame, die wohl noch einmal so alt als er sein mochte, deren Gesicht aber die ganze Frische und Anmuth der Jugend an sich trug; Beide schienen sich zu kennen und wagten doch nicht sich anzureden; Beide hielten einen Augenblick ihre Pferde an, warfen sich einen bedeutungsvollen Blick zu, ein Seufzer entwand sich ihrer Brust und sie trennten sich dann, nach verschiedenen Seiten hinreitend, der eine mit keuscher Röthe auf Stirn und Wange, die andere im höchsten Grade begierig diese neue Liebe zu fixiren.

Ja, unter dem Vorwand der Jagd obzuliegen, trieb der junge Herzog von Orleans vier Jahre lang mit der schönen Diana dieses Liebesspiel; es ist ein wenig lange für einen Königssohn, namentlich für einen Sohn Franz des Ersten.

Aber endlich kam die Stunde, wo Kühnheit die Zaghaftigkeit besiegte, und zwar auf folgende Weise:

Es war an einem Frühlingstage des Jahres 1535, als Heinrich, seiner Gewohnheit gemäß, von Dreux geritten kam, wo er die Nacht zugebracht hatte. Die drei Stunden, welche diese Stadt von der alten Burg Anet trennen, waren bereits, ohne daß das Wild viel dabei gelitten hätte, zurückgelegt, als sich der Himmel trübte und ein furchtbares Gewitter losbrach. Wohin flüchten, wo sich schützen? Nach Dreux zurückkehren, wäre gewagt ... Meiner Treu, die Liebe spricht deutlich genug in dem Herzen des jungen Herzog, er reitet auf die Zugbrücke des Schlosses Anet zu und beschließt die Gastfreundschaft der schönen Burgherrin in Anspruch zu nehmen.

Wenn man für einen schönen jungen Mann geseufzt hat und dieser noch dazu ein Prinz von Geblüt ist, dessen Zuneigung man zu besitzen glaubt, so darf man, denke ich, nicht zaudern, ihm bei einem abscheulichen Gewittersturm die Thür zu öffnen. Auch wurde die Pforte großmüthigst aufgethan und die Gastfreundschaft so vollständig geübt, daß von diesem Tage an bis zu dem so traurigen Ende Heinrichs dieser für Dianen die innigste und treueste Liebe empfand.

Wenn sie, wie man behauptet, so ehrgeizig war, so war es ein sehr glücklicher Zufall für die schöne Wittwe Ludwigs von Brezé, daß sie die Liebe des Herzogs gewann, denn ein Jahr darauf starb an dem vom Italiener Montecuculli ihm beigebrachten Gifte

der Dauphin Franz, wodurch unsre schöne Diana auf einmal die Maitresse eines Kronprinzen wurde.

Zu derselben Zeit war die Herzogin von Etampes die Favoritin Franz des Ersten und da nun eine jede der beiden Maitressen ihre Anhänger hatte, so war der Hof dazumal in zwei feindliche Lager getheilt.

Die Nothwendigkeit, welche Diana von Poitiers empfand, sich nicht zu weit vom Schauplatze der Kämpfe zu entfernen, war schuld daran, daß die alte Ritterburg Anet eine Reihe von Jahren ganz verlassen stand. Die beiden Liebenden begaben sich nur selten dahin, um durch ihre Gegenwart an dem geliebten Orte die Erinnerung an eine Begebenheit zu feiern, welche den Reiz ihres Lebens ausmachte, jener Begebenheit nämlich, welche sie für immer mit einander vereint hatte.

Eine Tochter, die den poetischen Namen ihrer Mutter bekam, war die Frucht dieser innigen Liebe (1537.) — Es ist der einzige bemerkenswerthe Zwischenfall während der ersten Jahre ihrer Liebe bis zum Tode Franz I., welchem Heinrich II., der Geliebte der schönen und jetzt so glücklichen Wittwe des Grafen von Maulevrier, auf dem Throne folgte.

Ich glaube, schöne Diana, daß von dieser Zeit an Dein Sieg vollständig war. Dein Geliebter erhebt Dich bis zum Throne und trotz der legitimen Königin herrschest Du überall; Du übertrifft sogar an Ansehen und weist in enggezogene Grenzen zurück Diejenige, welche später die mächtige Katharina

von Medicis wird. Und Deine Rivalin? Verbanne sie sogleich auf ihre Güter; sei unerbittlich; das Andenken an einen verstorbenen König schützt seine ihn überlebende Geliebte durchaus nicht!

Munter! König Heinrich möge sich beeilen Dich reich zu machen. Die Ketzer werden geplündert und die Salzsteuer giebt auch eine hübsche Summe her.

Wir haben nun das Jahr 1540 erreicht. Es ist ohngefähr ein Jahr her, daß der König ein sogenanntes Luxusgesetz, um dem Aufwand seiner Unterthanen zu steuern, decretirt hat, und er, er denkt in derselben Zeit daran, die alte Burg Anet in ein neues Schloß umzuwandeln. Er kommt dadurch dem kaum lautgewordenen Wunsche seiner Maitresse entgegen, deren immer mehr zunehmendem Ehrgeize die alten, düstern Mauern von Anet nicht mehr genügen können.

Einst kam die schöne Wittwe noch einmal ihrer alten Ritterburg einen Besuch zu machen, aber es war nicht mehr die bescheidene Schloßherrin, welche einige Diener in ihrem Gefolge hatte, sondern die glückliche Favoritin, escortirt von allem Glanz eines prachtvollen Hofes. Die vornehmsten Seigneurs bildeten entblößten Hauptes einen Kreis um sie; selbst der König stand respectvoll ihr zur Seite. Jedesmal, wenn Heinrich in die Umgebungen des alten Schlosses kam, erinnerte er sich seiner vorgeblichen Jagdparthien und den flüchtigen Begegnungen mit der schönen Wittwe Ludwigs von Brezé; seine Liebe wurde von Tage zu Tage leidenschaftlicher und jede

Gelegenheit, Dianen Beweise davon zu geben, wurde mit Lust von ihm ergriffen. Der Kultus, den er seiner Maitresse widmete, ging manchmal bis zur Anbetung.

Die Volksmenge drängte sich dem Gefolge nach, begierig die mächtige Favoritin zu sehen und zu grüßen, und die Bewaffneten, welche dem Zuge voran marschirten, hatten viel Mühe die Straße von der Menge der Neugierigen zu säubern.

„Platz, schrien sie, Platz für die Frau Herzogin von Valentinois!"

Denn Diana von Poitiers, welche Herzogin werden wollte und die wohl wußte, daß das Herzogthum Valentinois (wegen dessen ihr Vater beim Parlament von Grenoble eingekommen war) an ihre Familie zurückfallen sollte, hatte sich — Gott weiß mit welcher Bereitwilligkeit von Seiten Heinrichs — diesen Edelstein ihrer Vorfahren von ihrem Geliebten urkundlich schenken lassen ... Sie war nun wirkliche Herzogin der schönen Domaine, welche Ludwig XII. ohne Zögern dem Prinzen Cäsar Borgia gegeben hatte.

Bevor sie die Ringmauern der alten Burg betraten, wurde die glänzende Königin von Anet von drei Männern empfangen, welchen der König den Befehl ertheilt hatte, ihm zu folgen. Als sie das Innere des Schlosses erreicht hatten, legten dieselben respectvoll der schönen Diana mehrere Pläne und Zeichnungen vor. Dieß waren die Entwürfe zum Bau des neuen Schlosses. Diese Männer waren drei berühmte Künstler, nämlich der Architect Phili-

bert von Lorme, der Bildhauer Johann Goujon, und der Maler Johann Couſin. Glaubt ihr, daß dieß eine unrechte Wahl war und daß Heinrich keinen Geſchmack hatte? ... Wir werden ſehen, was aus den Händen dieſer Künſtler hervorgehen wird.

Und nun, Arbeiter mit euren Aexten an's Werk! Reißt die Thüreme, Zinnen, Wälle ein, laßt keinen Stein auf dem andern von dieſer Burg des alten Seneſchall; zerſtört jede Spur, jede Erinnerung an ihn! ... Zwei neue Gäſte, die Liebe und die Luſt, ziehen hier ein und dürfen keinen düſtern Geſpenſtern begegnen, die dieſe verwitterten Mauern ſo unheimlich machen ...

Denn dieſe ſchrecklichen Geſpenſter hatten der Frau Herzogin von Valentinois einſt große Furcht eingejagt; man höre bei welcher Gelegenheit:

Heinrich und Diana, deren verſchlungene Namenschiffern bald den weißen Steinen des neuen Schloſſes erblühen ſollten, wollten gewiſſermaßen als Abſchied von der alten verdammten Burg noch eine letzte Nacht darin zubringen, ehe Hammer und Axt die dicken Mauern in Staub verwandelten. Nachdem ſie ſich der erſten Zeit ihrer Liebe erinnert, die früheſten, freundlichen Erinnerungen heraufbeſchworen und ihrer innigen Liebe ewige Dauer gewünſcht hatten, lagen ſie einander noch in den Armen und ſchliefen, von übergroßen Mattigkeit übermannt, als die ſchöne Maitreſſe des Königs auf einmal einen Satz im Bette macht, und ihren Geliebten dadurch aufweckend, entſetzlich ſchreit:

Heinrich! Heinrich!

Und ihre Arme, die ſich heftig bewegen, ſcheinen mit etwas zu kämpfen, das ſie fern von ſich zu halten ſucht.

Heinrich! ruft ſie nochmals mit Entſetzen.

Bei dieſem Ruf erhebt ſich der König halb im Bette.

Wer ruft mich? fragte er, überraſcht ſeinen Namen nennen zu hören.

Ich; ich bin's, mein Heinrich ...

Du, geliebte Diana? ... was willſt Du? ... was iſt Dir begegnet?

Ach, Heinrich, treib' ſie fort! ... ſchick' ſie weg! ... fort mit ihnen! ....

Aber wen meinſt Du denn, ſchönſte Diana?

Sie Alle, die mich verfolgen.

Nenne ſie mir, ſüße Freundin.

Heinrich, jag' ſie fort.

Aber, Diana, es verfolgt Dich ja Niemand.

Da ſind ſie, da ſind ſie! Sie haben mich die ganze Nacht entſetzlich gepeinigt.

Diana, Du haſt einen ſchlechten Traum gehabt und biſt von ihm noch aufgeregt.

Ich habe nicht geträumt, Heinrich ... ich träume nicht: ich habe ſie geſehen und ſehe ſie noch ... dort ſtehen ſie ... o, mein Heinrich, vertreibe ſie, jage ſie hinaus!

Vor allen Dingen nenne und zeige mir Deine Feinde, furchtſame Schöne; denn wenn man einen Feind bekämpfen will, muß man ihn ſehen.

Halt, hier, ſiehſt Du ſie? ... Zuerſt Jakob

von Brezé, mein Schwiegervater, noch hält er in seiner Hand den blutbespritzten Dolch; er sieht mich mit furchtbar drohenden Blicken an ...

Ein Gebild Deiner Einbildungskraft, liebste Diana.

Hier, der Andere, mit seinem kahlen Kopfe und langem Barte; es ist Clemens Marot, der spöttische Dichter. Seitdem er mich mit seinen Epigrammen verfolgt, steht er immer höhnisch lachend vor mir... Ich will ihn dafür bestrafen.

Sapperment! Du hast ihn schon Gefängnißluft einathmen lassen. Aber diesmal könntest Du höchstens seinen Schatten züchtigen.

Hier, sieh, diesen da... Ach!... Heinrich!...

Und sie warf sich in die Arme ihres Geliebten und barg ihren Kopf an der Brust des Königs.

Wer ist es denn, Diana?

Ludwig von Brezé ... der Großseneschall ... mein Gemahl! ... Siehst Du, wie er ein blutbeflecktes Weib vor sich hertreibt ...; er zeigt sie mir ... Ah, es ist seine Mutter, Charlotte von Frankreich ...; es ist ihr Bildniß aus dem schwarzbehangenem Gemache ... Er kommt auf mich zu ... er will mit mir sprechen ...; beide öffnen sie ihren Mund ... sie strecken ihre Arme nach mir aus ... o, sie fluchen mir! ... Ach, Heinrich, mein Heinrich, beschütze mich, ich bitte Dich inständigst darum! ...

Heinrich war sehr bekümmert über die so lang anhaltende Aufregung seiner Maitresse.

Diana, rief er aus, erwache doch endlich; die Nacht iſt ruhig; die Todten ſtehen nicht auf ... Nur Dein Geiſt erzeugt ſolche Phantome. Iſt meine Liebe nicht ſtark genug, ſolche grundloſe Furcht von Dir zu ſcheuchen? Komm' zu Dir, Diana! Denke zurück an unſre Begegnungen in dem Walde von Anet, an den erſten Tag, an welchem Du mir Schutz und Gaſtfreundſchaft in dieſem Schloſſe gewährteſt, an die Schwüre und die Gelübde, die wir für einander ablegten. Damals liebteſt Du mich, damals hätteſt Du Dich nicht von ſo kindiſcher Furcht beherrſchen laſſen, damals galten Dir meine Worte etwas!

Aber Heinrich, blicke doch hin. Siehſt Du nicht, wie ſie mir drohen? Wie? ... aber, warte, iſt es nicht, als wenn ſie davonſchlichen ... War es nur ein Traum? ... ja, ja, es war ein Traum. Ach, mein Heinrich, wie danke ich Dir! Gott, welch' entſetzliches Alpdrücken! was habe ich gethan, daß ich durch ſo ſchreckliche Erſcheinungen gepeinigt werde?...

Biſt Du nun endlich wieder beruhigt? Siehſt Du daß dieſes Schloß keine Wohnſtätte von Geſpenſtern iſt!

Gleichviel, Heinrich, befiehl, daß es ganz zerſtört werde, ſogleich ... Es giebt Mauern, welche beläſtigend ſind, laſſ' ſie zerſtören und das alte Anet dem Erdboden gleich machen, damit das neue ſich erheben kann! ... Dann wird mich des Nachts an Deiner Seite kein Entſetzen mehr überfallen und keine Trugbilder werden mir dann mehr erſcheinen ...

Nachdem sie sich auf diese Weise nach und nach von ihrer Furcht erholt hatte, kosete sie zärtlich mit dem König, indem sie mit ihren Armen ein weiches Band um den Hals ihres hohen Geliebten bildete; und ihre Bitte, die alte Burg sogleich niederreißen zu lassen, glich einem Befehl, der schleunigst ausgeführt wurde ... Axt und Schaufel traten in Wirksamkeit.

Die alte Ritterburg derer von Brezé stürzte unter den geschäftigen Händen mehrerer Hunderte von Arbeitern zusammen und mit ihren verwitterten Steinen verschwanden auch die Erscheinungen Verstorbener und der ganze düstere Spuk von Vorwürfen wegen Ehebruchs und von Drohungen mit blutbefleckten Händen ... Lebewohl, alte Burg, die Fee der Liebe und Sinnenlust hat Dich mit ihrem Zauberstäbchen berührt; dem neuen Schlosse unsern Gruß! ... wir bewundern deine schnelle und glanzvolle Umwandlung!

Nun, da das Schloß fertig ist, können wir ohne Uebertreibung sagen, daß die drei Künstler, welche bei Erbauung und Verschönerung desselben wirkten, ein wahres Wunderwerk geschaffen haben.

Jetzt ist es Zeit, einen Blick auf das neue Anet zu werfen, und seine blanken, frisch geschmückten Mauern zu betrachten, welche die alten Thürmchen, die verwitterten Zinnen und die durch Wind und Wetter geschwärzten Wälle ersetzt haben. Jetzt ist das Werk vollendet und während wir es anstaunen, besingen es die Dichter, diese geliebten Kinder der Phantasie; sie preisen Diana und Anet und, in Folge

einer für die Schloßherrin schmeichelhaften Vereinigung dieser beiden Worte, gaben sie dem Schlosse den neuen und wohlklingenden Namen Dianet.

Wer sollte nicht von Bewunderung hingerissen werden, schon wenn er durch die prachtvolle Eingangspforte geht? Sie allein schon ist etwas Außerordentliches. Betrachtet in dem Schwibbogen die Göttin der Jäger, Diana mit ihren Windspielen und dem verfolgten Hirsche; das Alles ist von Bronze, aber wenn die Uhr schlägt, (denn es ist ein Uhrwerk) so setzen sich die Figuren in Bewegung: die Hunde bellen und der Hirsch giebt die Stunde durch den Tritt seiner Füße an ... Amor ist mächtig und sinnreich.

Gehen wir jetzt durch das Portal in den Ehrenhof. Seht, wie geräumig er ist und welch' schöner Palast ihn einfaßt. Mit welcher Leichtigkeit und Sicherheit schuf der Meisel des Künstlers all' diese Arabesken, Basreliefs und Verzierungen. Wie oft und doch wie geschmackvoll hat er überall die verschlungenen Namenszeichen, diese Symbole der Liebe, angebracht!'

Betrachten wir die für zwölf Chorherren fundirte Kapelle mit ihrem großen eisernen Kreuze auf der Kuppel, und den herrlichen Glasmalereien der Fenster, auf welchem Johann Cousin auf bewundernswerthe Weise Raphael'sche Compositionen dargestellt hat. Das Pflaster ist aus kostbarem Marmor zusammengesetzt: Gold und Farbenschmuck prangen überall und immer und überall funkeln dem Betrachtenden die unzertrennlichen, berühmten und he-

krönten Buchstaben H und D entgegen, welche sogar Gott in seinem eigenen heiligen Hause den Platz streitig machen.

Sehet euch die Gemächer, Gallerien, Gärten, die Orangerien an, dieß Alles wird euch durch die seltene Pracht und Schönheit entzücken und überraschen. Piganiol von La Force spricht unter andern von einem Springbrunnen, auf welchem eine Statüe von weißem Marmor stand, die ein blos mit einem durchnäßten Hemde bekleidetes Weib darstellte: auf den Faltenwurf dieses linnenen Kleidungsstückes habe der Künstler soviel Kunst gewendet und alles so natürlich dargestellt, daß der Fremde überrascht stutzte, indem er diese Statüe auf den ersten Augenblick nicht für ein Werk des Menschen, sondern für eine lebende Schöne hielt, die so eben aus dem Bade komme.

Lassen wir jetzt das verliebte Paar ihres schönen Palastes sich erfreuen, mögen sie hierher kommen, um des süßen Glückes zu genießen, welches die Ursache des neuen Aufbaues von Anet war. Immer genießt, junger Heinrich und schöne Diana, das Leben ist kurz, namentlich für Könige und noch dazu für junge Könige, die wollustathmend am Halse einer schönen Maitresse hängen.

Es kümmert freilich den König Heinrich II. sehr wenig, ob seine Unterthanen mit ihm zufrieden sind und ob er den Staatsschatz leert, indem er mit vollen Händen seiner Diana giebt. Er liebt und bezahlt seine Liebe ganz gehörig ... Das Andere kümmert ihn nicht. —

Die Glücklichliebenden sind nun in ihrem Feenpalast; mögen sie ihre Zeit in Ueppigkeit und Vergnügungen aller Art hinbringen: wir wollen jetzt auf eine andere Periode unserer Geschichte übergehen.

Nach verschiedenen Unterhandlungen wurde der Frieden im Innern des Königreichs wieder hergestellt, worüber Heinrich äußerst froh war. Er war ein Freund von Festlichkeiten und da die Feier der Vermählung seiner Schwester mit dem Herzog von Savoyen bevorstand (29. Juni 1559), so ordnete er Turniere und alle ritterlichen Spiele an. Im Hofe des königlichen Palastes war ein prächtiger Turnierplatz, auf welchem der Sohn Franz I. Sieger des Tages blieb; in glänzendem Kampfe hatte er schon die Lanzen der Herzöge von Ferrara, von Guise und Nemours zersplittert. Noch blieben zwei Gegner zu besiegen. Von Ehrgeiz angestachelt, will er den Sieg vollständig erringen. Ohngeachtet der Vorstellungen, die man von allen Seiten an ihn richtet, ruft er Montgommery, den Capitain seiner schottischen Garde, auf den Kampfplatz. Auf diesen Befehl des Königs stellt sich Montgommery und Beide rennen mit eingelegter Lanze heftig auf einander.

Arme Diana von Poitiers, welch' schrecklicher Schlag trifft dich! Vermutheſt du, welches Unglück dir die Lanze des schottischen Gardecapitains bereitet? Den Fall der Favoritin, den Fall Derjenigen, die durch den König mächtig ist; ... denn der König ist tödtlich verwundet!

Das Eisen Montgommery's drang in die Rü-

stung des Fürsten ein; die Lanze zerbrach und ein Splitter davon sprang in das linke Auge des Königs und vertiefte sich bis in's Gehirn. Heinrich fiel besinnungslos vom Roß; die Freude hatte sich in Trauer umgewandelt ... Inmitten allgemeiner Bestürzung ward er aufgehoben und in den Palast getragen.

Eilf Tage später, am 10. Juli, starb Heinrich an den Folgen dieser Wunde.

Jetzt kann man sagen: Unglückliche Favoritin! — Ach, nun ist ihr illegitimer Thron auf einmal entschwunden! Diese ganze glanzvolle Zukunft voller Macht, Liebe und Freudigkeit hat ein einziger Lanzenstoß für immer vernichtet! — Unglückseliger Palast des Tournelles! Sie beginnt in demselben ihre Laufbahn damit, das edle Blut derer von Poitiers zu entehren und nach den sonderbarsten Wechselfällen des Glücks endigt sich ihre Carrière vor den Fenstern desselben Palastes, indem ihr Geliebter tödtlich verwundet wird! ...

Und nun, gefallene einst mächtige Schöne, erinnerst du dich dessen, was ich weiter oben sagte: Das Andenken an einen König schützt nicht die ihn überlebende Geliebte? Im Jahre 1547 stiegst du plötzlich auf die Höhe deines Glücks und da schicktest du die Maitresse Franz I., die Herzogin von Etampes, auf ihre Güter; du entferntest sie, schöne Diana, weil du argwöhnisch ihr nicht trautest und weil Der, welcher sie liebte, nicht mehr war. Nun kommt die Reihe an dich; denn Der, welcher dich liebte, ist auch nicht mehr, und ebenfalls ist

es eine Frau, welche dich mit mißtrauischem Auge ansieht.

Ich weiß, du bist stolz und würdevoll, denn am Tage vor dem Ende Heinrichs legtest du in der Antwort, welche du dem Abgesandten Katharina's von Medicis gabst, ohne Zweifel Muth an den Tag. — Zum Amüsement meiner Leser lasse ich diese Geschichte Brantome erzählen:

„Bei dem nahenden Ende des Königs Heinrich und als man die Hoffnung, ihn wieder aufkommen zu sehen, aufgab, wurde der Frau Herzogin von Valentinois gesagt und befohlen, sich in ihr Hotel in Paris zurückzuziehen und das Krankenzimmer nicht mehr zu betreten, sowohl um den König in seinen Gedanken an Gott nicht zu beunruhigen, als auch aus Feindschaft Einiger, die sie haßten. Nachdem sie sich in ihr Hotel begeben hatte, schickte man zu ihr und ließ einige Ringe und Juwelen holen, die der Krone gehörten. Da fragte sie plötzlich den Abgesandten: Wie, ist denn der König todt? — Nein, Madame, aber sein Ende ist nahe. — So lange nur ein Funke von Leben noch in ihm ist, sagte sie, will ich, daß meine Feinde erfahren, daß ich sie nicht fürchte, und daß ich ihnen nicht gehorchen werde, so lange er lebt. Mein Muth ist noch ungebeugt. Wenn er aber gestorben ist, dann will auch ich nicht mehr leben, und jede Bitterkeit, die man mich kosten lassen wird, soll mir im Vergleich zu meinem Verlust wie eine Annehmlichkeit vorkommen.

Und folglich, mein König sei lebend oder todt, ich fürchte meine Feinde nicht!"

Das war gut, Diana, das war würdevoll, und die Würde steht einem weiblichen Herzen wohl an.

Aber nichtsdestoweniger kam der unglückselige Tag. Heinrich hauchte den letzten Seufzer aus, und Diana war genöthigt, sich unter Thränen und mit gebrochenem Herzen in ihr prachtvolles Schloß von Anet zu flüchten ... wo sie zwar nicht sogleich starb, wie sie gesagt hatte, wo aber ihr Leben auf eine von dem bisher geführten sehr verschiedene Weise dahinfloß.

Wer vermöchte ihren tiefen Schmerz, ihre Gewissensunruhe und Reue, die Gespenster und Gesichte, von denen sie heimgesucht wurde, schildern, all' diese Pein, die sie inmitten des für sie nun nichtigen Glanzes ihrer königlichen Wohnung empfand? Mehr wie einmal mochte sie an die unermeßlichen Reichthümer denken, die dem geringsten ihrer Wünsche in verschwenderischer Fülle geopfert worden waren; mehr wie einmal mochte sie an den Verdruß und Kummer denken, den sie den Menschen dadurch verursacht hatte. Auch sagt man, daß sie in ihren späteren Jahren durch Frömmigkeit ihre früheren Handlungen zu sühnen versucht habe; reichliche Gaben flossen aus ihren Händen; die Armen segneten sie und sie gewährte ihnen als Almosen, was ihr die Liebe in Fülle gegeben hatte.

Brantome, der die königlichen Depensen zu recht-

fertigen sucht, spricht auf folgende Weise von den letzten Lebensjahren der schönen Diana:

„Die Maitressen der Könige sind sich nicht alle gleich ... Der König ist glücklich zu nennen, welcher eine gute und vollkommene Maitresse findet ... Einer solchen Dame kann der König immerhin Geschenke machen. Sie brauchte diese nicht zu schlechten Zwecken, denn sie ließ davon das schöne Schloß Anet bauen, das für immer eine Zierde Frankreichs, das nicht seines gleichen hat, sein wird. Man hat es ihr nehmen und es der Erde gleich machen wollen, was gewiß sehr schade wäre, denn was können die Marmors und Steine, die keine Empfindung haben, für Alles dieß? Auch war sie nahe daran verhaftet und zum Tode verurtheilt zu werden. Aber unser guter König verzieh ihr und erlaubte ihre Verhaftung nicht, und es ist eine eigenthümliche Erscheinung, daß diese Dame, welche zur Zeit ihrer Macht so vielen Menschen sich verbindlich gezeigt hatte, nicht einen einzigen Senator fand, der zu ihren Gunsten im Parlament gesprochen hätte. Wie sie ihr Leben lang vielen Personen Gutes erwies, so war sie auch in ihren spätern Jahren immer gut und mildthätig gegen die Armen. Das französische Volk möge zu Gott bitten, daß er ihm nie eine königliche Maitresse aufbürde, die anders handelt, als diese."

Nachdem die schöne Favoritin Heinrich II. am 22. April 1566 gestorben war, wurde ihr Leichnam zuerst in der Kirche der Büßerinnen öffentlich im Sarge ausgestellt und dann nach Schloß Anet ge-

bracht, wo sie in der Kapelle beigesetzt wurde. Es war der letzte Wille der Sterbenden, auch da im Tode zu ruhen, wo sie ihre schönsten Lebenstage zugebracht habe. Auf ihrem prachtvollen Mausoleum ist sie dargestellt, wie sie mit gefalteten Händen vor dem Altar auf den Knieen liegt und in einem aufgeschlagenen Buche liest; die Statüe hat einen Sarkophag zur Unterlage, der von vier Sphinxen von weißen Marmor getragen wird. Zur Zeit der Revolution wurde dieses herrliche Werk von Anet nach Paris in das Museum der Augustiner geschafft.

So war das Ende der mächtigen Favoritin. Diana lebt nun, ich weiß nicht in welchen Regionen, mit ihrem königlichen Geliebten Heinrich II. vereint. Die glänzendste Periode des Schlosses Anet war nun vorüber; denn eben so geräuschvoll es zu Lebzeiten Diana's und Heinrichs hier zuging, eine eben so düstere, stille Zeit brach wieder unter seinen neuen Herren, den Herzogen von Vendome, über dasselbe herein. Auch wollen wir diese Besitzer nicht so wie die frühern auf ihrem Lebenswege begleiten. Wir werden auf die hauptsächlichsten betreffenden Begebenheiten aufmerksam machen, einige leuchtende Punkte hervorheben, das wird Alles sein. Da, wo es an Handlungen fehlt, ist auch die Geschichte kurz.

Nach dem Tode Dianens von Poitiers wurde Schloß Anet Eigenthum des Herzogs von Mercoeur, der im Besitz eines unermeßlichen Vermögens war und dessen einzige Tochter die reichste Erbin des Königreichs ward.

Zu dieser Epoche regierte Heinrich IV. und an den Stufen des Throns stand die reizende Gabriele d'Estrées, deren geistige Anmuth, Schönheit und Laune das Herz Seiner Majestät ganz und gar gefesselt hatten.

Die Königin Margaretha von Valois, bekannt durch ihren hochmüthigen Charakter und ihr ungebundenes Leben, gefiel ihrem hohen Gemahl durchaus nicht; sie lebte fast immer fern von dem König und hatte ihm endlich, wenn nicht Antipathie, doch wenigstens etwas mehr als Gleichgültigkeit einzuflößen verstanden. Ihre Vermählung, die wenige Tage vor der schrecklichen Bartholomäusnacht stattgefunden hatte, entsprach nur zu sehr so traurigen Auspizien; auch war die Neigung, welche der Sieger von Ivoy für seine geliebte Maitresse empfand, weniger die Wirkung eines feurigen, ungestümen Temperaments, als vielmehr das Resultat eines Bedürfnisses, welches empfindsame Seelen empfinden, ihre Sorgen und Freuden mit einer geliebten Person zu theilen. In diesem Sinne drückte sich wenigstens Heinrich IV. gegen Sully aus, als dieser ihm seine Schwäche für Gabriele, die zur Herzogin von Beaufort erhoben worden war, freundschaftlich vorwarf: „Ich rufe sie an meine Seite, sagte er, wie eine Vertraute, der ich alle meine Geheimnisse mittheilen kann und die mir süßen Trost gewährt."

Die Königin Margaretha hatte Heinrich IV. nicht mit Kindern beschenkt; Gabriele gab ihm vier, von denen drei männlichen Geschlechts waren. Des-

halb hegte auch die hübsche Herzogin von Beaufort die Hoffnung, daß die Krone einst auf ihren Erstgeborenen Cäsar, dem man damals den Titel Monsieur beilegte, der später aber Herzog von Vendome genannt wurde, vererbt werden würde. Indem sie die Verwirklichung dieser Hoffnung erwartete, wollte sie jedoch vorher, da sie eben so gute Mutter als zärtliche Geliebte war, ihrem Sohn Cäsar die reichste Erbschaft, die im Königreich zu finden war, sichern. Zu diesem Zwecke brachte sie ein ehrenvolles Abkommen mit dem Herzog von Mercoeur, der als Liguist gegen den König gefochten hatte, zu Stande, in welchem die Verlobung von Monsieur, der drei Jahr alt war, mit Mademoiselle von Mercoeur, noch jünger als der königliche Prinz, zur Hauptbedingung gemacht wurde. Das nenne ich schon sehr bei Zeiten Vorsichtsmaßregeln treffen. Sobald die jungen Verlobten das gehörige Alter erreicht hatten, kam auch der seit langem beschlossene Plan ohne Hinderniß zur Ausführung, und auf diese Weise wurde das Schloß der schönen Diana, der Maitresse Heinrichs II., Eigenthum der Herzöge von Vendome, den Nachkommen der reizenden Gabriele, der Maitresse Heinrichs IV.

Als sich nach dem Tode Gabriele's der König von seiner unfruchtbaren Gemahlin hatte scheiden lassen, um einen neuen Bund mit Maria von Medicis, der Tochter des Großherzogs von Florenz, zu schließen, da verlor Cäsar Monsieur viel von der hohen Achtung, die ihm bezeigt wurde, und auch ein

wenig von der zärtlichen Aufmerksamkeit, die Heinrich IV. ihm angedeihen ließ, bevor er legitime Kinder hatte. Obgleich Cäsar noch jung war, so bemerkte er doch diesen Unterschied in seiner Lage, und diese Abnahme der Rücksichten für seine Person flößte ihm einigermaßen Eifersucht gegen den präsumtiven Erben der Krone ein.

Als sein Stief-Bruder Ludwig XIII. den Thron seiner Väter bestiegen hatte, bildete der Sohn Gabriele's mit allen Großen des Königreichs Opposition gegen die Handlungen der Königin-Regentin. Unter den Mißvergnügten figurirten der Prinz Condé, die Herzöge von Bouillon, von Longueville, von Fransac, von Luxemberg, von Nevers, von Metz, die Grafen von Choisy, von Süze, von Saint-Pol, von Chartres, der Marquis von Bonivet ꝛc. Alle diese vornehmen Herren strebten unter dem Vorwande den Thron gegen die Willkührlichkeiten der Königin und den Despotismus der Fremden zu schützen, danach, den jungen König der souverainen Gewalt zu entkleiden und vermittelst der hohen Staatsämter die Gewalt unter sich zu theilen. Der Herzog von Vendome, welcher in seinem Gouvernement von Bretagne eine Armee ausgehoben hatte, war der letzte gewesen, der unterworfen wurde, was ihm der Hof nie vergaß und der Prinz mehr wie einmal in der Folge zu bereuen hatte. Zuerst verwickelte man ihn in die Verschwörung von Calais. Diese noch durch die Mißvergnügten insgeheim gepflogene Conspiration hatte zum Zweck sich des Cardinals von Richelieu,

dieſes energiſchen Miniſters, zu entledigen, deſſen ganze Kraft ſich darauf richtete, den mächtigen Adel niederzuhalten und ohne Ausnahme zu beſtrafen. Der Herzog von Vendome, der vom König zu einer Jagdparthie nach dem Schloſſe von Blois eingeladen worden war, wurde hier mit ſeinem Bruder, dem Großprior, verhaftet, in das Gefängniß von Amboiſe gebracht und dann in den Donjon von Vincennes abgeführt, wo er drei Jahre in ſtrengſtem Gewahrſam zubrachte und auch noch den Schmerz erlebte, ſeinen Bruder unter ſeinen Augen ſterben zu ſehen. Richelieu willigte erſt dann ein, den Sohn Heinrichs des Großen ſeiner Bande zu entledigen, als der Prinz, von ſeinen Irrthümern zurückgekommen und ſeinen natürlichen Hochmuth unterdrückend, ſeinen begangenen Fehler aufrichtig bereut und ſein Haupt vor der Allgewalt des mächtigen Miniſters demüthig gebeugt hatte. Und noch dazu wurde er nur unter der Bedingung ſeiner Haft entlaſſen, daß er ſich ſofort nach ſeinem Schloſſe Anet begebe und daſelbſt, fern von dem Hofe und ſeinen Freuden, ein ſtilles, zurückgezogenes Leben führe.

Richelieu jedoch, den die Macht und die Drohungen der Großen beläſtigten, der ſich der vornehmſten Perſonen des hohen franzöſiſchen Adels um jeden Preis entledigen wollte, der die Chalais', Boutteville's, Chapelle's, Marillac's, Montmorency's und mehrere andere zu unruhige Seigneurs auf das Blutgerüſt gebracht hatte, ſann auf ein Mittel, ſich auch des Sohnes Gabrielens von Eſtrées zu entledigen.

Zwei Uebelthäter, welche die Schriftsteller jener Zeit die Eremiten nennen und die der Falschmünzerei angeklagt waren, wurden die Werkzeuge des Cardinals zur Ausführung seiner Racheplane. Diese Böswichte, die der Minister bestochen hatte, denuncirten aus ihrem Gefängniß heraus den Herzog von Vendome, sie durch Geld angespornt zu haben, den Herzog von Richelieu zu ermorden. Die Anklage war albern, das Zeugniß von zwei Verbrechern konnte vor der Justiz keinen Werth haben, der Herzog von Vendome war überdem einer so niederträchtigen Handlung, die ihm zur Last gelegt wurde, unfähig; wenn es aber Richelieu auf Jemandes Untergang abgesehen hatte, dann war er nicht sehr gewissenhaft über die anzuwendenden Mittel, jede Maßregel schien ihm dann gut, vorausgesetzt, daß sie kräftig und wirksam war.

An einem Winterabend des Jahres 1641 zerstreute sich der Sohn Heinrichs IV. im Schooße seiner Familie und in Gesellschaft einiger Freunde so gut er es in dieser Gefangenschaft und Verbannung irgend vermochte. Die Frau Herzogin von Vendome, die mit einigen Frauen ihres Hauses am Kamin saß, war mit Tapetenstickerei beschäftigt. Die Zeichnungen zu diesen Tapeten rührten von der Hand eines berühmten Malers jener Zeit her und stellten die berühmtesten Begebenheiten aus dem Leben Heinrichs des Vierten dar. Auf einer dieser Zeichnungen war der Bearner dargestellt, wie er, von Amor geleitet, unter der Verkleidung eines Landmannes sich durch

die feindliche Armee wagt und die Richtung nach dem Schlosse von Coeuvres einschlägt, wo ihn seine geliebte Freundin, die anmuthige Gabriele, erwartet. Auf einer andern Zeichnung sieht man den guten König, wie er bei der Belagerung von Paris den Unglücklichen innerhalb der Ringmauer Brod zuwirft. Auch war auf einem andern Bilde der Sieger von Ivry dargestellt, wie er seinen Soldaten zurief, beim heftigsten Toben des Kampfes, seinem weißen Federbusche nachzufolgen. Indem sie sich auf diese Weise beschäftigten, erklärte die Herzogin ihren Frauen die Zeichnungen, die sie auf dem Tuche reproducirten und nahm hiebei Veranlassung, ihnen die hauptsächlichsten Begebenheiten der glorreichen Regierung des Königs, ihres Schwiegervaters zu erzählen. In einer Ecke des Saales unterhielten sich die beiden jungen Söhne der Herzogin, Ludwig und Franz, damit, die Figuren eines Schachspiels, das man ihnen überlassen hatte, in Schlachtordnung aufzustellen; oder sie rückten wohl auch, wie Ritter des Mittelalters gekleidet, mit eingelegter Lanze und herabgelassenem Visir auf einander, indem sie ihre hölzernen Pferde kräftig in die Weichen spornten. Dem Herzog von Vendome, der mit mehreren Herren an einem Spieltisch saß, machte es Vergnügen, die Chancen des Glücks, das ihm heute außerordentlich günstig war, zu beobachten; er hatte alle die noblen Gegner, die sich mit ihm hatten messen wollen, geschlagen; die Börsen seiner Gäste waren ziemlich leer, während auf seinem Platze Haufen von Gold das funkelnde Feuer

des Kamins und den hellen Glanz der Wachskerzen zurückstrahlten. Nachdem die Herren des Spiels, der Würfel und Karten überdrüssig waren, näherten sie sich der Herzogin, um an der Unterhaltung der Damen Theil zu nehmen.

Wer möchte nicht schon deßhalb, redete der Graf von Saint-Pol die Damen an, ein berühmter König, oder großer Held sein, um die Ehre zu haben, nach seinem Tode der Gegenstand Ihrer ausgezeichneten Aufmerksamkeit zu sein.

Die berühmten Könige und großen Helden, versetzte die Herzogin, waren gewöhnlich galante und getreue Ritter; es ist daher nur Schuldigkeit, wenn die Frauen ihnen einen Theil der Aufmerksamkeit und der Huldigungen, die sie ihnen widmeten, dankbar zurückzahlen.

Ach! rief der alte Herzog von Nevers aus, unglücklicherweise ist für uns die glänzende Zeit der berühmten Könige und tapfern Ritter vorbei; Ihre Töchter, meine Damen, werden künftig in langen Winterabenden nichts mehr zu sticken haben.

Die Helden fehlen unsrem Jahrhundert nicht, erwiederte die Herzogin, indem sie einen Blick auf ihren Gemahl warf; das edle Blut der Väter fließt noch in den Adern der Söhne; aber die Gelegenheit ist es, welche dem Tapferen, um sich auf dem Felde der Ehren auszuzeichnen, jetzt fehlt.

Der Herzog von Vendome nahm mit dankbarem Lächeln die schmeichelhaften Worte seiner jungen Gemahlin auf; und die Seigneurs, einen Theil des

Lobes der Herzogin für sich in Anspruch nehmend, dankten und verneigten sich respectvoll vor ihr.

Wie war doch Frankreich unter der Regierung Heinrichs des Großen so glücklich! sagte der Herzog von Fronsac. Das Volk war mit wenig Steuern belastet und der Adel konnte sich Ruhm erwerben.

Jetzt hat sich die Lage der Dinge freilich sehr geändert, bemerkte der Herzog von Verdome; allgemeine Unzufriedenheit herrscht, denn der gemeine Mann wird gedrückt und der Adel verbannt und erniedrigt.

Und doch ist es nur ein Einziger, der diese Umgestaltung der Verhältnisse hervorgerufen hat, fuhr der Herzog von Nevers fort. Wenn man bedenkt, daß der Sieger von Ivry ermordet wurde und der Cardinal Richelieu noch lebt! . . .

Unglücklicher Chalais! rief der Graf von Saint-Pol aus.

Daß sein Unternehmen nicht gelang! sagte der Herzog von Nevers.

Herr Herzog, versetzte der Sohn Heinrichs IV., indem er sich an letzteren wendete, ich bitte um Verzeihung, wenn ich Ihnen widersprechen und bemerken muß, daß ich in letzterer Beziehung nicht ganz ihrer Meinung sein kann. Der Cardinal von Richelieu ist ohne Frage ein Mensch, der es verdiente gehängt zu werden; ich selbst bin eines von den Opfern, welche am meisten unter seiner Tyrannei gelitten haben; aber ein Meuchelmord, welches auch der Grund und der Zweck sein möge, bleibt in meinen Augen

immer eine unrechtliche Handlung, welche sowohl Denjenigen entehrt, der sie ausführt, als auch Den, der sie veranlaßt.

Alle Seigneurs schwiegen bei dieser Bemerkung des Herzogs von Vendome. Sie begriffen nicht wie einer, der, weil er für den Tod Richelieus conspirirte, Gefängniß und Exil erfahren hatte, so reden konnte. Dieser bemerkte ihre Zweifel und sagte zu ihnen:

Ich bin nicht überrascht, meine Herren, über die Verwunderung, welche meine Worte bei Ihnen erregen; ich weiß, daß man mich für schuldig hält an der Verschwörung des Grafen von Chalais Theil genommen zu haben; ich betheure aber hiermit bei meiner Ehre, daß ich deßhalb fälschlich angeklagt worden bin und daß der Cardinal diese Gelegenheit nur ergriff, um mich zu verderben.

Kaum hatte der Herzog von Vendome diese Worte ausgesprochen, als man ein heftiges Klopfen von der Schloßpforte her erschallen hörte. Man sah sich verwundert an, was dieser späte Lärm wohl bedeuten könne, als zwei Hellebardiers Sr. Hoheit, welche an der Außenmauer Wachtdienst hatten, gemeldet wurden und dem Prinzen anzeigten, daß ein von Paris kommenden Courier sofort vorgelassen zu werden verlangte.

Nachdem der Prinz Befehl ertheilt hatte, das Schloßthor zu öffnen, ward der Courier eingeführt, verneigte sich ehrerbietigst vor dem Herzog von Vendome, übergab ihm ein Schreiben, das mit dem Stempel des Cardinals versiegelt war, und verließ

sodann den Saal. Bei Empfang dieser Depesche glänzte ein Strahl der Hoffnung auf dem Gesicht des Prinzen; er durfte nicht zweifeln, daß sie ein Begnadigungsschreiben enthielt; auch seine junge Gemahlin theilte diese Hoffnung und erblickte in dieser Sendung den Lohn der edlen Empfindungen ihres Gatten und das Ende des Unglücks, welches seit einiger Zeit nicht aufgehört hatte sie niederzubeugen.

Der Herzog erbrach das Siegel des Couverts und fing an den darin eingeschlossenen Brief zu lesen. Da verfinsterte sich sein Gesicht, ein kalter Schweiß floß von seiner Stirn und seine Hände zuckten krampfhaft. Er ließ den Brief fallen und warf sich in die Arme seiner Gemahlin, die vor Entsetzen erblaßte. „Man muß uns also auch noch trennen!" rief er bewegt aus. Er konnte kein Wort weiter hervorbringen, denn Schmerz und Zorn erstickten seine Stimme. Die Herzogin sank in Ohnmacht und ihre beiden Knaben fingen vor Angst und Entsetzen zu weinen an.

Folgendes war der Inhalt des Briefes:

„Monseigneur!

„Sie sind angeklagt zwei Missethäter verleitet zu „haben, sich an dem Leben Sr. Excellenz des Herrn „Ministers, Herzogs von Richelieu, zu vergreifen; „Sie werden daher kraft der Gesetze aufgefordert, so„fort ihren Wohnsitz Anet zu verlassen und nach „Paris zu kommen, um sich wegen der Anklage, die

„auf Eurer Herrlichkeit laſtet, zu rechtfertigen. Gott „möge Sie in ſeinen heiligen Schutz nehmen!

„Der Secretair des Miniſters.“

Den andern Tag nach Empfang dieſer unglückſeligen Nachricht ſagte der Herzog, der durch das Bewußtſein ſeiner Unſchuld weniger beruhigt, als erſchreckt über die Rachgier Richelieu's war, ſeiner Familie Lebewohl und verließ das Schloß Anet, um außerhalb ſeines Vaterlandes eine gaſtfreundliche Stätte zu ſuchen. Das war, was der liſtige Cardinal haben wollte, welcher den Herzog von Vendome in ſeinem Exil von Anet dem Königthum immer noch zu nahe fand.

Der Prozeß wurde in aller Schnelligkeit eingeleitet und der Herzog von einem außerordentlichen Tribunal, deſſen Präſident bei dieſer Gelegenheit Ludwig XIII., ſein Stiefbruder, war, in contumaciam gerichtet. Ohne die berechnete Vermittelung und ſcheinbare Großmuth des Cardinals, der den König beſchwor Gnade obwalten zu laſſen, wäre ein Todesurtheil gegen den Sohn Heinrich IV. publicirt worden. Der König willigte indeß nur in den Aufſchub des Erkenntniſſes. Aber nachdem der Miniſter geſtorben war, kehrte Vendome nach Frankreich zurück; Ludwig XIII. begnadigte ihn und befahl dem Parlamente nun den beiden Eremiten, welche der Cardinal als fortwährende drohende Zeugen gegen den flüchtigen Herzog im Gefängniß gelaſſen hatte, den Prozeß zu machen. Dieſe beiden Wichte, die Werkzeuge mini-

sterieller Rachsucht, wurden zum Tode verurtheilt und auf dem Greveplatz an dem Galgen aufgehenkt.

Ludwig von Vendome, der Sohn des Vorstehenden, besaß außer seinen zahlreichen Besitzungen nebenbei eine entsetzliche Furcht vor Ministern, die seinen Vater sein Lebenlang so sehr gepeinigt hatten. Als ihm daher der Cardinal Mazarin, Minister Ludwigs XIV., zu wissen gethan hatte, daß der König (der damals erst zwölf Jahr alt war) die Vermählung von Mademoiselle Laura Mancini, der Nichte des Cardinals, mit dem Urenkel Heinrichs IV. und der schönen Gabriele mit Vergnügen sehen würde, da wagte Ludwig von Vendome, im Hinblick auf die traurigen, seinem Vater widerfahrenen Ereignisse, dem Wunsche des Premier nicht zu widerstehen, sondern machte seinem Sohne Mittheilung hiervon und die Ehe wurde auch ohne Zögern im Jahre 1634 geschlossen.

Aus dieser Verbindung entsproßte der berühmte Herzog von Vendome, welcher dem Schlosse Anet neuen Glanz verleihen sollte.

Ludwig Joseph von Vendome ist wohl der sonderbarste Prinz seiner Zeit. Seine Handlungen zeugten von einem merkwürdigen Gemisch von Unfähigkeit und Talent, von Lastern und Tugenden. In hohem Grade mit mehreren Eigenschaften begabt, die einen großen Feldherren zieren, beging er dabei doch Fehler, die man Subalternoffizieren kaum verzeihen würde, Trägheit, Sorglosigkeit, die Unmöglichkeit einen großen Plan zu combiniren und ihn, nachdem

er entworfen, vollkommen auszuführen, dieſe Fehler werden ihm mit Recht zum Vorwurf gemacht; aber, will man gerecht ſein, ſo kann man ihm andernſeits den richtigen Blick nicht abſprechen, ſowie das Talent, eine gute oder ſchlechte Poſition ſchnell zu ergreifen, um ihre Vortheile zu benutzen, oder ihre Gefahren abzuwenden. Jedermann muß ihm Tapferkeit, Kaltblütigkeit und Geiſtesgegenwart zuerkennen, dieſe ſchätzenswertheſte Eigenſchaft eines Feldherrn, welche ihm ſo oft zum Siege verhilft.

Wenn wir ihn jetzt von ſeiner rein menſchlichen Seite betrachten, ſo werden wir eine in Unordnung ausartende Uneigennützigkeit, eine an Schwäche grenzende Gutmüthigkeit, eine cyniſche Gemeinheit, namentlich aber ein Zurſchautragen ſchlechter Sitten an ihm finden, welche aus ſeinem Kriegszelt ſowohl, wie auch aus ſeinem Wohnſitz Anet verrufene Orte machten und dieſen in anderer Beziehung ſo ausgezeichneten Mann zu dem vertrauten Umgang mit Intriganten, Taugenichtſen und verächtlichen Menſchen verdammten.

Man rügt an dieſem Prinzen beſonders ein höchſt ſonderbares Benehmen, welches den höflichen Sitten ſeiner Zeit unaufhörlich Hohn ſprach. Im höchſten Grade auf die Berühmtheit ſeiner Abſtammung ſtolz, hatte er von Heinrich IV., ſeinem Urgroßvater, den Muth, aber nicht die Galanterie, das militairiſche Talent, aber nicht die Zartheit der Empfindung geerbt; Hochmuth mit unſchicklichem Benehmen, Hoheit der Seele mit Gemeinheit vereinigend, ſuchte er etwas darin, in ſeinem Schloſſe Anet den

Adel, den hochmüthigen Adel, so thöricht verliebt in seine Titel und Pergamente, auf welche Weise zu empfangen? ... Nein, Niemand würde es glauben, wenn es nicht ein Geschichtschreiber jener Zeit, der selbst adlich war, der Herzog von Saint-Simon nämlich, der ihn genau kannte und mehrere andere Züge seiner originellen Handlungsweise erzählt, bezeugte: Der Herzog von Vendome, Urenkel eines leutseligen Königs, Vetter eines regierenden Königs, des größten Freundes der Etikette und der Wohlanständigkeit, empfing den niederen Adel jener Zeit mitten in einem großen Saale auf einem Nachtstuhl sitzend.

Armes Schloß von Anet, zu solch' einem Schauspiel wurden deine Mauern wahrlich nicht so prächtig geschmückt und deine Gemächer mit allen Reizen der Künste geziert! Von welchem Gefühl würde die schöne Diana bewegt worden sein, wenn sie von dem Reiche der Schatten aus diese Entweihung ihres geliebten Palastes, dieser Wohnung der Grazien und Amoretten, durch einen Abkömmling Gabrielens hätte mit ansehen können. Diana würde sich mit all' ihrem Zorn gewaffnet und Denjenigen in seinem widrigen Cynismus gestört haben, der es sich erlaubte, auf diese Weise einen Ort zu beschmutzen, welcher noch von den galanten Reden Heinrichs II. und von seinen Liebesseufzern widerhallte.

Doch einst fiel es dem Herzog ein, die Pforten seines Schlosses allem Schönen und Glänzenden zu öffnen, was am Hofstaate von Versailles von franzö-

fischen Adel war. Der Herzog, der seine Prinzenrolle diesmal ernstlich spielte, wollte dem kleinen Hofe von Sceaux, von dem er einer der Auserwählten war, ein Fest geben, das in jeder Hinsicht des Herzogs und der Herzogin du Maine, sowie den hohen Personen, welche die Umgebung des Dauphins bildeten, würdig war. Die Echo's von Anet mochten erstaunt sein, auf einmal andere Worte als Zoten zu vernehmen und sich glücklich fühlen, zierliche Reden und die himmlischen Töne der Musik Lulli's widerhallen zu können. Bei diesem Feste brachte der große Maestro des siebzehnten Jahrhunderts zum ersten Mal das Singspiel Acis und Galathee zur Aufführung, welches das letzte Werk und gleichsam der Schwanengesang der französischen Oper jener Epoche war.

Vendome hatte zu diesem glänzenden Feste alle die Dichter eingeladen, welche sich damals gewöhnlich im Tempel versammelten, wo sie der Großprior, und jüngere Bruder des Herzogs, um sich vereinigte. Diese Poeten waren Chapelle, Bachaumont, J. B. Rousseau, Campistron, Lafare und namentlich der Abbé Chaulieu, welcher sich vor Allen durch Witz, Geist und Frohsinn auszeichnete und wegen seiner Lebensweise, sowie mehrerer seiner Erzeugnisse wegen den Beinamen der Anakreon des Tempels sich erworben hatte. Jeder dieser Dichter hatte eines seiner bereits veröffentlichten Geistesproducte mitbringen müssen, so daß während der achttägigen Dauer des Festes bei jedem Gelage verschiedene Dichtungen recitirt, oder gesungen wurden. Die meisten derselben

waren sehr frei und ungebunden, gleich ihren Urhebern, und zeugten von einer höchst epikuräischen Philosophie. Chaulieu recitirte unter andern ein Gedicht: „das Lob der Unbeständigkeit," welches mit rauschendem Beifall aufgenommen wurde. Als die Prinzessin von Conti mehrere Verse eines Gedichts von ihr, welches von Lulli componirt war, gesungen hatte und dessen letzte Verszeile allemal hieß: „Jetzt liebt man nicht mehr, wie man ehemals liebte," da antwortete der geistvollen Prinzessin Lafare, der sehr leicht versificirte, am nächstfolgenden Tage mit einem Gedicht, welches den Beweis lieferte, daß man zur Zeit Ludwigs XIII. noch eben so liebte, wie in früheren Zeiten.

Dieses Fest kostete dem Herzog eine sehr große Summe, der ungeachtet seiner zahlreichen Besitzungen, immer Ebbe in seiner Kasse spürte. Es war von dem Abbé Chaulieu, von Lafare und dem Großprior ersonnen worden und dem Antrieb dieser drei Epikuräer hatte endlich der Prinz nachgegeben einmal aus seiner gewöhnlichen Sphäre von Vergnügungen herauszutreten. Lafare spricht in seinen Denkwürdigkeiten folgendermaßen hiervon:

„Die Krankheit des Königs hinderte uns nicht, daß wir, der Herr Großprior, der Abbé Chaulieu und ich, um Monseigneur zu Anet zu zerstreuen, auf den Gedanken kamen ihm ein Fest zu geben, nebst einer Oper, zu welcher Campistron, der toulouser Dichter, den Text geschrieben und unser Aller Freund, Lulli, die Musik geliefert hatte. Dieses Fest kostete

dem Herzog von Vendome hunderttausend Livres, die er gerade in Kasse hatte, und da der Herr Großprior, Chaulieu und ich unsre Maitressen mit nach Anet nahmen, so sagte das bösartige Publikum, daß wir diese hunderttausend Livres nur vergeudet hätten, um uns und unsre Damen zu amüsiren; aber gewiß, wir hatten einen andern Zweck dabei."

Wie man sieht, sucht sich Lafare, sowie seine Freunde, den Großprior und Chaulieu, von dem Verdachte zu reinigen, den Herzog von Vendome die Rolle des Angeführten spielen und ihn eine hübsche Reihe von Vergnügungen, welche sie vielleicht im Einverständniß mit ihren Maitressen ausgesonnen hatten, haben bezahlen zu lassen. Wie dem auch sei, Lafare und seine lustigen Gefährten waren des feinen Streiches, dessen man sie beschuldigte, wohl fähig.

Nach dem Tode des Herzogs von Vendome fiel das Schloß Anet dem Herzog du Maine als Erbtheil zu. Nachdem das Geschlecht der legitimirten Kinder dieser Linie Ludwigs XIV. ausgestorben war, schenkte Ludwig XV. diese Domaine dem letzten Sprößling eines anderen unehelichen Nachkommen seines Vorfahren, dem Herzog von Penthièvre nämlich.

Als eine Eigenthümlichkeit in Bezug auf das Schloß Anet muß ich noch hervorheben, daß es fast fortwährend im Besitz von unehelichen Kindern der französischen Könige war. Ludwig von Brezé, Graf von Maulevrier, der es von seinem Vater erbte, war von Seiten seiner Mutter ein Enkel Karls VII. und der Agnes Sorel; Diana von Poitiers, die es

niederreißen und ganz neu wieder aufbauen ließ, war die Maitresse von Franz I. und Heinrich II.; die Herzöge von Vendome, die es bis zum Jahr 1727 besaßen, waren Abkömmlinge Heinrichs IV. und von Gabriele d'Estrées; endlich der Herzog du Maine, einer der letzten Besitzer, war ein legitimer Bastard Ludwig XIV. und der Marquise von Montespan.

Anhang.

Qui nescit dissimulare, nescit regnare.
(Wer sich nicht verstellen kann, kann nicht regieren.)
Maxime Ludwigs XI.

Sechs Stunden von Tours auf einem die Loire beherrſchenden Felſengipfel, erhebt ſich das Schloß Amboiſe.

Von ſchattigen Gärten umgeben und mit zwei großen runden Thürmen zur Seite, von deren Höhe der Blick nicht nur über die Stadt, die ſich an dem Flußufer hinſtreckt, ſondern auch über die freundliche Landſchaft, die man ehemals den Obſtgarten Frankreichs nannte, hinſchweift, zieht dieſe alte Ritterburg, deren erſte Gründung mehrere Chronikenſchreiber dem Julius Cäſar zuſchreiben, die Aufmerkſamkeit und Neugier ſelbſt des gleichgültigſten Wanderers auf ſich.

Und welche Reihe der verſchiedenartigſten Scenen entrollen ſich vor dem geiſtigen Blicke des Reiſenden, der in Betrachtung verſunken vor dem prächtigen Wohnſitze der alten Barone von Amboiſe ſtehen bleibt, welchen Karl VII. zu einer königlichen Reſidenz ſchuf, wo Ludwig XI. mehrere Jahre ſeinen Aufenthalt nahm und den die Nachfolger dieſes Monarchen noch immer verſchönerten bis zu jener Epoche blutigen An-

denkens, welche durch die Regentschaft Katharina's von Medicis zur Genüge bezeichnet wird.

Nach der berühmten Verschwörung von Amboise, welche zu unterdrücken, nicht aber zu ersticken durch die im Namen Franz II. von seiner arglistigen und unbarmherzigen Mutter befohlenen schrecklichen Metzeleien man erreichte, hörte dieses Schloß auf, der Lieblings-Sommeraufenthalt der Souveraine Frankreichs zu sein. Unter der unumschränkten Regierung des Cardinals Richelieu wurde aus Schloß Amboise ein Staatsgefängniß gemacht, in welches seine Eminenz sowohl Prinzen als auch Seigneurs einsperren ließ, welche überführt, oder auch nur beargwohnt waren, seine Handlungen getadelt, seine Person lächerlich gemacht, oder — und das war in den Augen des Minister-Literaten die unverzeihlichste Beleidigung — seine Verse unter die kritische Lupe genommen zu haben.

Später wurde diese schöne Herrschaft, die unfern von dem Schlosse Chanteloup liegt, zu einem erblichen Herzogthum erhoben und von Ludwig XV., gegen einige andere Güter, dem Herzog von Choiseul, dem Beschützer und Schützling der königlichen Maitresse, Frau von Pompadour, übergeben.

Jetzt gehört diese prächtige Besitzung der Madame Adelaide von Orleans, Schwester Sr. Majestät. Auf Befehl dieser Fürstin ist Schloß Amboise, so reich an Erinnerungen, reparirt und im Geschmack des Mittelalters decorirt worden. Die Fremden, denen ein Besuch darin gestattet ist, werden in Ver-

wunderung gesetzt beim Anblick der Kapelle, die im gothischen Style erbaut ist und in der Mitte des Gartens ganz allein liegt. Dieses Meisterwerk der Baukunst, dessen Beschränktheit der Dimensionen es noch bewundernswerther macht, wird allgemein als ein vollkommenes Muster kirchlichen Baustyls betrachtet. Es ist zu gleicher Zeit elegant und kühn, zierlich und fest; was die ornamentalen Einzelnheiten anbelangt, so sind sie von unbeschreiblicher Zartheit und Originalität in der Ausführung. Kurz, die Kapelle von Amboise allein schon verdient, daß man eine Pilgerreise in die Touraine macht.

Nachdem wir nun in Kürze die Hauptgründe angeführt haben, in Folge derer das Schloß Amboise zu den vorzüglichsten historischen Monumenten Frankreichs zu zählen ist, so wollen wir jetzt einige Episoden aus dem Leben der Prinzen und Prinzessinnen, die hier zu verschiedenen Zeiten gelebt haben, erzählen.

Wir beginnen mit einer der vielen bizarren Scenen, an denen das Leben Ludwigs XI. so reich ist, dieses in seinen Neigungen und Gewohnheiten dergestalt gemeinen Königs, daß man versucht ist, seine Intriguen niedrigster Art, seinen Bourgeoisgeschmack, seine so sonderbar angebrachten Freundschaftsbeweise dem Verlangen zuzuschreiben, einen Adel zu demüthigen, dessen furchtbare Macht zu vernichten er insgeheim beschlossen hatte, und den er eher, neidisch auf dessen für ihn unerreichbare Ueberlegenheit, als gemeiner Mann, denn als auf die Ausübung seiner Rechte eifersüchtiger Souverain zu hassen schien.

Es war am 24. August des Jahres 1472 am Tage vor dem Feste des heiligen Ludwig, des Schutzherren des damals regierenden Königs. Dieser hatte seit seiner Thronbesteigung, also seit zehn Jahren, fortwährend in Amboise gewohnt, die Zeit ausgenommen, die er zu mehr oder weniger fernen Wanderungen verwendete, denn Ludwig XI. war ein unermüdlicher Reisender. Obwohl in diesem Jahrhundert die Communicationen zwischen Königreichen, Provinzen und Städten weder gut noch regelmäßig waren, so durchreiste dennoch der König, dessen Körper- und Geistesthätigkeit mit der unempfindlichen Trägheit seines Vorgängers und Vaters sehr contrastirte, ohne Aufhören Frankreich, bald um ein Gelübde zu erfüllen, bald um eine rebellische Stadt zu züchtigen, oder auch um eine schwierige Unterhandlung anzuknüpfen und einen wichtigen Vertrag mit verschiedenen Fürsten, namentlich mit Eduard von England und Karl von Burgund, zum Abschluß zu bringen.

So begab sich Ludwig XI. im Jahr 1469, kaum von Lüttich zurückgekehrt, zu dessen Belagerung ihn Karl der Kühne gezwungen hatte, eiligst in die Stadt Saintes seinem Bruder Karl entgegen, der, nachdem er sich empört hatte, um Gnade bei seinem königlichen Verwandten zu flehen kam. Es fand eine anscheinend aufrichtige Versöhnung zwischen ihnen statt und der König hatte sich sogar des Herzogthums Guienne zu Gunsten Karls entäußert, nachdem dieser auf das Kreuz von Saint-Laud-d'Angers

von Neuem den Eid der Treue ſeinem Bruder und Herrn geleiſtet hatte.

Dieſes Kruzifix, auf welches ſelbſt zu ſchwören ſich Ludwig ſehr hütete, beſaß — wie er glaubte — die eigenthümliche Kraft, nach Verlauf eines Jahres einen Jeden in die andere Welt zu ſpediren, der es gewagt hatte, den auf dieſes koſtbare Stück Holz geleiſteten Eid zu brechen.

Der Herzog mußte doch an ſeinem Eidſchwur, zwar nicht öffentlich, aber doch im Geheimen, gefehlt haben, was ſich in dem Sinne des Monarchen, der hinſichtlich des Aberglaubens ſehr hartnäckig war, dadurch erklärte, daß ſein Bruder zwar drei Jahre lang nach begangenem Eidbruch noch lebte, aber endlich doch an einer Ermattung, Verzehrung — ſtarb.

Es war alſo am Vorabend des heil. Ludwigstages. Es hatte ſo eben zwölf Uhr geſchlagen, als Ludwig XI., der auf fromme Weiſe in der großen Meſſe zu Ehren ſeines Schutzpatrons geweſen war, deſſen Feſt, wie er befohlen hatte, außerhalb wie innerhalb des Schloſſes gefeiert werden ſollte, von der Königin ſeiner Gemahlin und ſeinen beiden Prinzeſſinnen Töchtern begleitet — der Dauphin Karl lag damals noch in der Wiege — in den Saal trat, in welchem das königliche Diner ſtattfand, das an dieſem Tage wegen des langen Gottesdienſtes um eine Stunde ſpäter aufgetragen worden war.

Es war Ludwigs Gewohnheit, zu ſeiner Tafel eine große Menge Gäſte zu ziehen, unter welchen

immer mehrere waren, die nicht seinem Hofhalte, sondern der bürgerlichen Klasse angehörten. Von der Regierung dieses Fürsten an datirt der Einfluß des dritten Standes, ein Einfluß, dessen weitgreifende Politik die Emancipation des Königthums bewerkstelligte, denn bis dahin lastete die Feudalherrschaft nicht allein auf den Bürgern und Bauern; und für so unumschränkte Herren auch die französischen Könige von den Herzögen, Grafen und hohen Baronen, in deren Händen sich das ganze Land befand, anerkannt waren, so wurden doch in der Wirklichkeit die Könige von Frankreich unter der Vormundschaft der großen Kronvasallen niedergehalten.

Deshalb dürfen wir auch, ungeachtet des widrigen Gefühls, das uns der heuchlerische, treulose und grausame Charakter Ludwigs XI. einflößt, nicht den ungeheuern Dienst verkennen, den er der Sache der Völker leistete, indem er — wahrscheinlich ohne sein Wissen — den ersten Grund zu einer, die individuellen wie nationalen Interessen schützende, Freiheit legte.

Zu jener Zeit gab es unbedingt keinen Hofhalt, der so knickerig und kleinlich aussah, wie der des Sohnes Karls VII. und Maria's von Anjou. Sei es, daß ihn der Anblick der thörichten Verschwendungssucht seines Vaters und der ruinirenden Prachtliebe des Herzogs von Burgund, Philipps des Guten, an dessen Hofe er, als er noch Dauphin war, lange Zeit gelebt hatte, zu einem entgegengesetzten Extrem getrieben hatte, sei es, daß seine grenzenlos

ſelbſtſüchtige Natur ihn jede Ausgabe, aus der weder Nutzen noch Vergnügen für ihn entſpringen konnte, als ein ungeheures Opfer betrachten ließ: ſo viel iſt ſicher, daß ſich nie ein Fürſt, mochte er eine Krone tragen oder nicht, ſo ſparſam gezeigt hat, als Ludwig XI.

So ging er gewöhnlich in einen Wams und in Kamaſchen von braunem Barchent gekleidet, darüber trug er einen Ueberwurf von ebenfalls braunem Camelott und ſein Kopf war bedeckt mit einem ſchlechten Hut, oder vielmehr mit einer Art Mütze von Filz, an welchem kleine bleierne Figuren hingen, welche ſeine Lieblingsheiligen, wie St. Michael, St. Claudius und St. Martin darſtellten, wie auch mehrere Madonnen, unter welchen Notre-Dame d'Embour und Notre-Dame de Clery, als ſeine bevorzugteſten angeführt werden.

Die Königin Charlotte von Savoyen, ſeine zweite Gemahlin, die in großer Unterwürfigkeit und beſtändiger Furcht vor ihm lebte, war eben ſo jämmerlich ausſtaffirt. Ihre Kleider, weit entfernt, wie die anderer Fürſtinnen jener Zeit, mit Edelſteinen und Stickereien verziert zu ſein, waren größtentheils von grobem Stoffe, und es fehlte ihr ſogar, wie verſichert wird, an den benöthigten neuen Kleidungsſtücken.

Was die Bogenſchützen und Hellebardiers, welche die Leibgarde des Königs bildeten, betrifft, ſo beſtand ihr Coſtüm in Friedenszeiten aus einem Panzerhemd von gegerbtem Leder und einem Helm von gleichem

Stoffe, und aus einem kurzen Rocke von dunkelfarbenem Tuche. Seine sonstigen Diener trugen einen Wams von Dachsfell; das Geschirr der Pferde war auch nicht brillanter als alles Uebrige und seine Mahlzeiten bestanden aus so einfachen Gerichten, daß, die Ehre abgerechnet an der königlichen Tafel zu sitzen, viele von Denen, welche diese Gunst genossen, es vorgezogen hätten, in ihrem eigenen Hause zu essen.

Indessen verstand es Ludwig, wie fast alle geizige Große, sich freigebig und großmüthig zu zeigen, wenn es seinem Interesse galt; auch schonte er durchaus sein Geld nicht, wenn es sich darum handelte, diejenigen seiner Diener, deren er wirklich bedurfte, zu belohnen, oder die Vertrauten von Fürsten und Seigneurs, mit denen er in Feindschaft lebte, zu bestechen. Seine niedrigsten Diener wurden von diesem Alles berechnenden König gut behandelt und mit Geschenken überhäuft. Seine unerschöpfliche Freigebigkeit gegen Olivier le Daim, gegen Doyac, Coictier, Tristan und drei oder vier Astrologen beweisen, wie wohl er sich in der Gesellschaft von Leuten niederen Standes und schlechten Rufes befand, und wie hoch er namentlich ihre Fähigkeiten schätzte.

Zu der Epoche, in welcher diese Geschichte spielt, waren diese mehr oder weniger blutgierigen und unwissenden, aber verschmitzten und habsüchtigen Männer noch nicht auf der Höhe ihres Glückes angelangt. Je mehr der Monarch, dessen böse Geister sie waren, die Nützlichkeit ihrer Dienste erkannte, desto

mehr stiegen sie bei all' ihrer mehr und mehr zunehmenden Verworfenheit, in seiner Achtung und Gunst.

Jedoch, obwohl der Barbier le Daim noch nicht die Functionen eines Gesandten versehen hatte und folglich noch nicht mit dem Titel eines Grafen von Meulan bekleidet worden war, obwohl Minister Coictier den Arzt Adam Fümée, oder wie man damals sagte, den Physicker Karls VII., bei dem König noch nicht gänzlich verdrängt und der Profos Tristan noch nicht eine so große Menge von Hinrichtungen ausgeführt hatte, daß er den Namen Henker des Königs verdiente: so wurden sie doch alle drei in die vertraulichen Zirkel ihres Souverains zugelassen, wie sie auch die Vorrechte genossen, an seiner Tafel zu sitzen, an der sie das untere Ende einnahmen. Die nächsten Plätze neben der königlichen Familie kamen von Rechtswegen den Prinzen von Geblüt, den Prälaten, Seigneurs und Rittern zu, die von Zeit zu Zeit nach Amboise kamen, und bei der Feier des heutigen Festes sich in großer Anzahl eingefunden hatten.

Zu dem Banket, welches Ludwig bei dieser Gelegenheit gab, hatte er auch zwei Mönche, einen Benedictiner und einen Franciskaner, sowie einen fremden Capitain eingeladen. Sie waren am Tage vor dem Feste in der Stadt angekommen und hatten sich vorgenommen nur die Nacht darin zuzubringen, da die beiden erstern nach Mont St. Michael, zu jener Zeit ein berühmter Wallfahrtsort, pilgern wollten und letzterer in sein Heimathsland, die Picardie, zurückzukehren gedachte.

Dießmal war das Mahl, wenn auch nicht splendid und delikat, doch kräftig und reichlich. Der König war guter Laune, und sein spöttischer Witz wurde noch mehr angeregt durch die tollen Einfälle seines Narren, eines unförmlichen Zwerges, der hinter seinem Sessel stand.

Da er sicher war, daß er seinem Herrn, dessen Beispiel er übrigens nur befolgte, indem er allen Gästen etwas anhing, gefiel, so schonte er weder die drei Prinzen von Bourbon, von denen einer Cardinal war, noch den Grafen Dünois, den Bruder des berühmten Bastards von Orleans, noch den Sire von Lüde, ersten Kammerherrn des Königs, dem sein geschmeidiger, listiger, an Ausflüchten reicher Geist, von seinem Monarchen, ein competenter Richter in dieser Beziehung, den Titel Meister Johann der Gewandte verschafft hatte.

Alle diese Herren trugen das große Halsband des St. Michaelsorden, welchen Ludwig XI. in demselben Schlosse von Amboise am 1. August des Jahres der Gnaden 1469 gestiftet hatte.

Die Fröhlichkeit des Königs nahm immer mehr zu, nicht ohne daß mehrere seiner Gäste dies mit Mißtrauen bemerkten; denn es war ihnen bekannt, daß er sich dem Scherz und Witz nur dann hingab, wenn er die Ausführung irgend einer Handlung der Rache im Schilde führte.

Nun, da gab es den fremden Capitain, den man sehr im Verdacht hätte, ein Spion des Hauses Burgund zu sein, mit welchem der König, sogleich

nach ſeiner Thronbeſteigung, in Streit und Hader gerathen war. Auch hatte ſich der Picarde höchlich gewundert und war ſodann etwas unruhig geworden, als er durch die Vermittelung Olivier's le Daim die ſicherlich ſehr unerwartete Einladung zu dem königlichen Banket empfing. Jedoch, da er ſich dieſer Ehre nicht entziehen konnte, da ihn der Barbier auf der Stelle mitnahm, ſo konnte er nichts Beſſeres thun, als mit Entſchloſſenheit einer Gefahr zu trotzen, der er nicht aus dem Wege gehen konnte. Er zeigte daher äußerlich eine ruhige Haltung und unterhielt ſich mit dem Benedictiner, neben dem er ſeinen Platz bei Tiſche gefunden hatte.

Aber plötzlich, inmitten allgemeinen Gelächters, das durch eine ſpaßhafte Erwiederung des Königs auf eine boshafte Anſpielung ſeines Narren hervorgerufen worden war, merkte der Capitain, ſo zu ſagen im Vorbeigehen, ein Augenblinzeln des ſehr gaſtfreundlichen Königs, welches er an ſeinen Profos, den Meiſter Triſtan, richtete. Dieſer Wink ward von einer kaum bemerkbaren Kopfbewegung begleitet, die nach der Seite der Tafel, wo der Picarde ſaß, gerichtet war.

Dieſer, wahrſcheinlich im Gefühl ſeiner Strafbarkeit, überſetzte dieſe Zeichen durch die Worte:

Gevatter, befreie mich von dieſem Kerl da.

Aber in Folge einer faſt übermenſchlichen Anſtrengung gelang es dem Capitain ſeine Angſt zu unterdrücken und mit dem anſcheinend größten Appetit ein großes Stück Wildpretpaſtete zu verzehren, wäh-

rend ſein Nachbar, der Mönch, der nichts gewahr geworden war, Geſchmack an dem Malvaſier fand und ſich davon, ohne Zweifel in der Zerſtreuung, ſeinen Becher bis an den Rand gefüllt hatte.

Während dieſe beiden Gäſte auf ſolche Weiſe dem Feſte des Königs Ehre angedeihen ließen, ſagte dieſer zur Königin:

Hörſt Du nicht in der Ferne Muſik erſchallen? Es ſind gewiß unſere braven, guten Tourraineſer, die — wie ich es befohlen habe — die Bouvée (einen Tanz) aufführen, um ſich zu freuen, daß es mir Gott durch die gnädige Vermittelung meiner mächtigen Beſchützerinnen Notre-Dame d'Embrün und Notre-Dame de Clery geſtattet hat, heute den neunundvierzigſten Jahrestag des Feſtes meines königlichen Patrons, Ludwigs des Heiligen zu erleben. — Oeffnet die Fenſter, fügte der König hinzu, indem er ſich an die Diener wendete. Es wird uns angenehm ſein die Muſik dieſer braven Leute deutlicher zu vernehmen.

Ich bin der Meinung, bemerkte der Zwerg, daß es noch ergötzlicher ſein würde, wenn man die Tanzenden herumhüpfen ſehen könnte.

Meiner Treu, das Kind hat einen guten Einfall! rief der König aus, und obwohl er ſich erlaubt hat, ſeine Meinung, bevor ich ihn darum befragte, zum Beſten zu geben, ſo will ich ihn doch auf der Stelle dafür belohnen.

Und indem er dieß ſagte, nahm der Monarch

die an ſeinem Gürtel hängende Börſe ab und warf ſie dem Narren zu.

Dieſer hob ſie auf und indem er ſich in eine Ecke des Saales zurückzog, zählte er die Goldthaler, die ſie enthielt und murmelte, wie es die Wahnſinnigen zu thun pflegen, für ſich hin:

Ich will doch ſehen, ob darin ſo viel iſt, um ein Dutzend Meſſen für die Ruhe der Seele des Herrn Herzog von Guienne leſen zu laſſen, der auf Antrieb Monſeigneur des Königs durch den abſcheulichen Abt von Saint-Jean-d'Angely vergiftet wurde.

Wer war am meiſten über dieſe Worte, die ein großes Verbrechen offenbarten, erſtaunt, der König, oder ſeine Gäſte? Denn obwohl ſie das Kind nur halblaut ausgeſprochen hatte, ſo haben die Höflinge doch ein zu feines Gehör, als daß man vernünftigerweiſe vorausſetzen könnte, daß ſelbſt die, welche am weiteſten von dem beklagenswerthen Zwerg entfernt waren, ſeinen unklugen Monolog nicht vernommen hätten.

Indeß, ſo groß auch die Beſtürzung Aller hierüber ſein mochte, kein Blick, kein Schaudern, kein Zittern verrieth den Eindruck, den dieſe Worte auf ſie hervorgebracht hatte. Von allen inneren Bewegungen des Menſchen iſt ohne Widerrede der Inſtinct der Selbſterhaltung die ſtärkſte. In dieſem kritiſchen Augenblicke empfahl dieſer Trieb Allen Unempfindlichkeit an ... Es giebt Geheimniſſe, deren Kenntniß für Diejenigen, welche ſie, ſelbſt unfreiwillig, erwerben haben, ſo gut wie ein Todesurtheil iſt.

Auch der König, nicht weniger als alle Andere, verzog keine Miene. Doch er erinnerte sich ohne Zweifel, daß er vor einigen Wochen in die Kirche Notre-Dame de Clery gegangen war, um der Madonna seine Huldigung darzubringen ... Hier, da er Niemand bei sich hatte, außer den Narren, der in ziemlicher Entfernung stand, so daß er von ihm nicht gehört zu werden glaubte, und seine Gegenwart an der heiligen Stätte endlich ganz vergaß, — warf er sich vor dem Hochaltar nieder und fing an mit lauter Stimme, wie er es, wenn er allein war, zu thun pflegte, zur heiligen Jungfrau zu beten.

„Ach, Madonna, rief er aus, nachdem er seine Gebete gesprochen hatte, theure Herrin, hohe Freundin, ich flehe dich an Gott für mich zu bitten und meine Vermittlerin bei ihm zu sein, auf daß er mir den Tod meines Bruders vergebe, den ich durch den abscheulichen Abt von Saint-Jean-d'Angely habe vergiften lassen. Ich bekenne dir, meiner gütigen Patronin, dieses Verbrechen ... Und konnte ich auch anders handeln? Er versetzte mein ganzes Königreich in Aufregung. Flehe für mich zu Gott, Madonna, daß er mir vergebe, und ich will dich durch viele schöne Geschenke belohnen."

Aus dem Schlusse dieser Anrufung ersieht man, daß Ludwig XI., wie alle Redner, dasjenige seiner Argumente, welches er für das beredteste hielt, und dem, wie er meinte, im Himmel wie auf Erden Niemand widerstehen könnte, nämlich der Verführung durch Geschenke, bis zuletzt aufgespart hatte. Dieser

Glaube, der in Betreff der Menſchen vielleicht nicht ohne Grund iſt und den außer Ludwig XI. noch viele Andere zu dem ihrigen gemacht haben, ſollte er nicht die hauptſächlichſte Urſache der geringen Achtung ſein, welche Leute, die ſich in der Lage befinden ihres Gleichen zu erkaufen, vor dem ganzen menſchlichen Geſchlechte hegen?

Das Mahl ging zu Ende. Der König, der jedenfalls danach ſtrebte, den Gedanken ſeiner Gäſte eine andere Richtung zu geben, erſuchte den Cardinal von Bourbon, das Gebet zu ſprechen, worauf er, nachdem die Tafel aufgehoben war, zu ſeinem Kammerherrn ſagte:

Herr von Lüde, mein Freund, gebet gefälligſt Befehl, daß dieſe guten Leute, welche da unten tanzen, in den großen Schloßhof geführt werden, damit die Königin, welche heute ſehr leidend ausſieht, ſich an ihrem Hüpfen und Springen ergötze.

Der Herr von Lüde mochte die Idee ſeines Herrn ſehr ſpaßhaft finden, das Schauſpiel dieſer ländlichen Tänze zum Vorwand zu nehmen, um dem Wunſche Ihrer Majeſtät entgegen zu kommen, um welche ſich, nach dem Beiſpiel des Königs, am Hofe von Amboiſe Niemand ſehr bekümmerte. Deſſenungeachtet aber verneigte ſich der Höfling mit ehrerbietigem Schweigen und verließ ſofort den Saal.

Nach wenigen Augenblicken hörte man, daß die Thore des großen Hofes geöffnet wurden und ſah, wie eine Menge Bauern und Bäuerinnen, „es lebe der König“ rufend, mit ihren Bierfiedlern ſich herein-

stürzten. Und sogleich begannen diese guten Touraineser ihre unbeschreiblichen Tänze beim Schallen des Dudelsacks und Tamburins von Neuem, und schienen durch die Gegenwart der königlichen Gesellschaft, die vom Balkon herab ihnen zusah, durchaus nicht eingeschüchtert zu sein.

Unter den Tänzerinnen war ein kräftiges, rothbäckiges Mädchen, das über die Maßen fröhlig war und welches dem König sehr bald auffiel, denn die runden, vollen Wangen, der dunkelbraune Teint, die reichlich entwickelten Brüste hatten unendlich mehr Reiz für ihn, als die schmächtigen Taillen, die feinen Züge und die blaßrothen Gesichter.

Wir wissen nicht, ob Charlotte von Savoyen welcher ihr Gemahl nie die Ehre erzeigt hatte, sich wegen ihr in irgend einem seiner Einfälle zu genieren, den Eindruck bemerkt hatte, welchen die ländliche Schönheit in ihm erzeugte; doch soviel ist sicher, daß die Königin bald den Balkon verließ und sich mit ihren beiden Töchtern in den Hintergrund des Saales zurückzog, wohin die Prinzen von Bourbon und der Graf von Dünois ihnen folgten. Der König blieb mit dem Sire von Lüde allein zurück.

Als er sich seinem Kammerherrn allein gegenüber sah, wendete sich der König, dem die Bewunderung für das dicke Landmädchen nicht gänzlich die ernsten Gedanken vertreiben konnte, halb nach diesem um. Dann warf er ein paar hurtige, unstäte Blicke in den Saal. An dem äußersten Ende dieses geräumigen Gemachs saßen die beiden guten Mönche neben

einander auf einer Bank und beteten ihren Rosenkranz und in der entgegengesetzten Ecke fuhr der Zwerg fort, die Goldthaler zu zählen und immer wieder zu zählen mit einem Ausdruck von Glückseligkeit, welche seine Unkenntniß von der Gefahr bewies, in welche er sich durch seine Worte gestürzt hatte.

Beim Himmel, sagte der König für sich, das Kind scheint ganz und gar unbesorgt zu sein ... Heda, da schleicht sich mein Capitain ohne Tambour und Trompeter davon ... Aber Tristan ist schon unten; er erwartet ihn sicherlich am Ausgang. Mein guter Picarde, wenn die Befürchtung, dein Hirn in Verwirrung zu bringen, dich gehindert hat deinen Becher eben so oft zu leeren wie der ehrwürdige Mönch, der neben dir saß, so wirst du sogleich deinen Durst vollständig mit Loirewasser löschen können.

Nach diesem für sich leise hingesprochenen Witz, der ihm Spaß zu machen schien, winkte er Olivier le Daim, der in geringer Entfernung von ihm in der Haltung eines Mannes stand, welcher erwartet, daß seine Dienste jeden Augenblick begehrt werden können.

Le Daim, redete der Monarch diesen an, nachdem er sich ihm genaht hatte, sage mir doch, wer da unten diese kleine Thörin in dem weißlinnenen Rock mit grünem Besatz ist, die sich lebhafter und munterer als alle die anderen ihrer Gefährtinnen herumtummelt?

Sire, antwortete Olivier, das ist die Schwester eines Ihrer Forstwächter von Amboise; sie heißt Ma-

rion und wird dieſe oder die nächſte Woche den großen Burſchen heirathen, der eben jetzt mit ihr tanzt.

Wenn es ſo iſt, verſetzte Ludwig, ſo verlaſſe ich mich auf Deinen Witz, daß Du dieſen Bengel abhältſt, ſie dieſen Abend in die Wohnung ihres Bruders zu begleiten. Es iſt gefährlich für hübſche Mädchen, wenn ſie ſich in dunkler Nacht mit ihrem Geliebten allein im Walde befinden ...

Der König begleitete dieſe Worte mit einem Lächeln, welches dem Barbier bezeichnend genug ſchien, um ſich mit folgender, mit ſchlauer Miene geſprochener, Bemerkung herauswagen zu dürfen:

Weil Monſeigneur der König geruhen ſo viel Intereſſe an dieſem jungen Bauermädchen zu nehmen, ſo werde ich ſie dieſen Abend im Schloſſe behalten, wo ſie Schutz und Obdach finden wird.

So iſt's recht, bemerkte der König, meiner Treu, Olivier, Dein Witz entwickelt ſich immer mehr.

Sire, antwortete Le Daim mit einſchmeichelndem Weſen, indem er ſich tief verneigte; die Herren bilden ihre Diener.

Wenn ich meine Börſe nicht bereits dieſem armen Narren da gegeben hätte, dem dieß Geſchenk vollends den Verſtand genommen zu haben ſcheint, ſo würde ich ſie Dir auf der Stelle gewährt haben, ſo außerordentlich richtig finde ich Deine Antwort, Le Daim. Aber der Lohn ſoll Dir nicht entgehen, denn ich werde meinem Schatzmeiſter befehlen, Dir morgen eine Summe von zweihundert Mark auszuzahlen.

Bei diesem seinen Ohren angenehmen Versprechen verneigte sich Olivier noch tiefer und verließ sodann den Saal.

Nachdem er sich entfernt hatte, blieb der König, zur größten Verwunderung des Herrn von Lüde, welcher der einzige Zeuge dieses Zwiegespräches gewesen war, mehrere Minuten lang in Gedanken versunken stehen; alsdann verließ er den Balkon und sagte, indem er seinen Kammerherrn auf die Seite zog, mit vertraulichem Tone zu ihm:

Mein Freund, lieber Lüde, es regt sich in mir ein Gewissenszweifel ...

Das wundert mich nicht, versetzte der Sire von Lüde mit der unverwüstlichen Ruhe des erfahrenen Hofmannes; das wundert mich nicht ... das Gewissen Monseigneur des Königs ist gar zu empfindlich.

In der That, fuhr Ludwig nachdenklich fort, ich fürchte, daß mein glückseliger Vorfahr und Schutzpatron, der durch die besondere Gnade Gottes und der heiligen Jungfrau Maria in diesem Leben von jenen menschlichen Schwächen, deren wir anderen sündhaften Sterblichen uns so häufig schuldig machen, befreit geblieben ist; ich fürchte, sage ich, daß er auf mich erzürnt sein wird, da ich mich an diesem Festtage, der allein seinem glorreichen Andenken geweiht sein sollte, mit profanen Freuden und Zerstreuungen beschäftige.

Es scheint mir, erwiederte Lüde, möglich, die dem heiligen Ludwig schuldigen Rücksichten mit Ew.

Majestät Vergnügungen in versöhnlichem Einklang zu bringen.

Auf welche Weise? fragte der König.

Sie haben heute bei Tafel zwei ehrwürdige Mönche gehabt ...

Den Bruder Eustachius vom Orden der Benedictiner und den Bruder Maillaird vom Franziskanerorden, unterbrach ihn der König. Aber welchen Nutzen können sie in dieser Sache für mich haben?

Einen sehr großen, Sire, wenn Sie dieselben in Ihrer Schloßkapelle installiren, damit sie den ganzen Tag und die ganze Nacht alle die Gebete, Psalmen und Litaneien beten und singen, welche zur Ehre des heiligen Königs componirt worden sind, nachdem über Frankreich in so frommer Weise geherrscht hat und dafür dort oben durch die Krone der Unsterblichkeit belohnt worden ist.

O, Sire von Lüde, theurer Freund, wie sehr verdienet Ihr den Namen „Meister Johann der Gewandte," rief der König aus, dem diese Art und Weise schwierige Dinge zu arrangiren außerordentlich gefiel. Gewiß, der heilige Ludwig kann dann nicht böse sein, weil, während die Mädchen hier tanzen, die Mönche dort Psalmen singen. Ich bitte Euch, theuerster Lüde, gehet sogleich zu den beiden ehrwürdigen Brüdern und ersuchet sie in meinem Namen ihre Pilgerreise noch auf vier und zwanzig Stunden zu verschieben ... Sie sollen ihre Gefälligkeit nicht bereuen, eben so wenig ihre Klöster ... Aber, wenn ich mich nicht täusche, sind wir

nicht schnell genug gewesen; denn der eine Mönch scheint sich schon entfernt zu haben und der andere wird ihm sogleich nachfolgen . . .

Und in der That hatte sich der Benedictiner, der älter und weniger gut zu Füßen als der Franziskaner war, bereits seit einer Viertelstunde auf den Weg gemacht, und hatte seinen Reisegefährten, der ihn bald einholen wollte, ersucht, dem König seine unterthänigste Dankfagung für die gewährte Gastfreundschaft dazubringen.

Die schnelle Abreise dieses Ordensgeistlichen war dem König unangenehm, da er die Gebete eines einzigen Mönches nicht hinreichend fand, den Zorn seines strengen Schutzheiligen, den ihm seine Taufzeugen unglücklicherweise ausgewählt hatten, von seinem Haupte abzuwenden. Auch hatte man große Mühe den Vater Maillard zu bestimmen, noch bis zum andern Morgen in Amboise zu bleiben. Da der Prior seines Klosters ihm zur Pilgerreise nach Mont Saint-Michel nur für die hiezu nothwendige Zeit Urlaub gewährt hatte, so wäre es ihm, wie er meinte, nicht möglich, einen so langen Aufenthalt im Schloß Amboise zu nehmen.

Aber es gelang dem König, das Widerstreben des ehrwürdigen Vaters zu überwinden, indem er ihm für sein Kloster ein silbernes Reliquienkästchen versprach, ähnlich dem, welches er kürzlich der Kirche zur heil. Martha in Tarascon geschickt hatte.

In Wahrheit, Marion hätte sich etwas darauf einbilden können, wenn sie gewußt hätte, daß sie den

größten Geizhals des Königreichs zu dieser Ausgabe veranlaßte!

Da indessen die Stunde der Vesper gekommen war, so begab sich die königliche Gesellschaft wieder in die Kapelle, in welcher nach beendigtem Gottesdienst der Pater Maillard, in Gebet versunken, zurückblieb.

Nachdem sich hierauf die Königin mit ihren beiden Töchtern in ihre Gemächer zurückgezogen hatte, so begab sich der König, begleitet von den Prinzen von Bourbon, sowie von den Seigneurs und Rittern, in den Ballsaal zum Spiel. Auf dem Wege dahin begegnete er Tristan, und sogleich an den fremden Capitain denkend, den er seinem Profos empfohlen hatte, gab er ihn ein Zeichen ihm zu folgen.

Nun, fragte der König seinen wilden Gevatter, als er ihn bei Seite genommen hatte, wie steht's, hast Du den Befehl, den ich Dir während der Tafel durch einen Wink ertheilte, ausgeführt?

Ei gewiß, Sire! Kaum war Der, den Sie mir bezeichnet haben, in den Hof, wo ich seiner harrte, gekommen, als ich ihn ergreifen und vermittelst eines Sackes in die Loire werfen ließ.

Und was ist aus seinem Pferde geworden? diese Leute sind gewöhnlich gut beritten.

Sein Pferd? rief Tristan ganz erstaunt aus. Der brave Mann ist ja zu Fuße hier angekommen!

Das kann nicht sein, versetzte Ludwig. Von wem sprichst Du denn?

Nun, von dem Bruder Benedictiner, welchen Sie mir bei Tafel bezeichneten.

Was! rief der König aus, den Mönch haſt Du vermittelſt der Loire in's Meer ſpedirt? ... Ich hatte ja auf den fremden Capitain hingewieſen! ... Welche Verwechslung! Dieſer Benedictiner war der beſte Mönch meines Königsreichs! ... Deshalb müſſen wir auch ein halbes Dutzend Requiems für ihn beſtellen.

Der König that, was er geſagt hatte, und weder er noch Triſtan hatten weiter Kummer oder Gewiſſensangſt über dieſen Irrthum.

Sind die geehrten Leſer neugierig zu erfahren, was aus den andern Perſonen, die bei dieſem Familienfeſte figurirt haben, geworden iſt, ſo fügen wir der Geſchichte noch hinzu, daß der König zwei Tage nach dem heil. Ludwigstag nach der Normandie abreiſte, welche Karl der Kühne mit Heeresmacht überzogen hatte. Er nahm ſeinen Narren mit, von dem ſeitdem Niemand mehr ſprechen hörte. Man vermuthete, daß er unterwegs an einem abzehrenden Fieber, ähnlich dem, welches den Bruder Ludwigs XI., den Herzog von Guienne, hingerafft hatte, geſtorben ſei ...

Der Capitain aus der Picardie, der durch einen Zufall, der für den armen Mönch ſchlecht ablief, ſo glücklich dem ſichern Tode entronnen war, hatte ſich nach Flandern geflüchtet und hütete ſich ſehr, jemals wieder in die Nähe der Reſidenzen des Königs von Frankreich zu kommen.

Was Marion anlangt, so heirathete sie, nachdem der König ihr eine hübsche Mitgift gegeben hatte, nicht den ungeschlachten Burschen, der mit ihr die Bouvée getanzt hatte, sondern einen Handwerksmann in Tours, welcher Vertrauen genug zu seiner Frau hatte, daß er sie nicht erst nach ihrem früheren Leben befragte, noch sich um die Zukunft kümmerte. Man sagt, daß Marion, welche, wie es scheint, die Rolle einer Maitresse des Königs in vollem Ernste übernommen hatte, eine höchst spaßhafte Eifersucht bekundete, wenn in dieselbe Stadt, in welche sie durch ihr Ehebündniß gefesselt, zwei Damen aus Lyon kamen, welchen der König, weniger vergeßlich als flatterhaft in der Liebe, vor einigen Jahren den Hof gemacht und die er sich von ihren Ehemännern hatte abtreten lassen.

Um diese Zeit war es, daß Ludwig Amboise verließ und Montils-lez-Tours zu seiner Residenz erkor. Dieses Lustschloß, das eine Viertelstunde von der Hauptstadt der Tourraine entfernt liegt, nannte er Plessis-du-Parc und seine Nachfolger änderten den Namen in Plessis-les-Tours. Später, als er seine beiden Töchter, die ältere, Anna, an den Sire von Beaujeu, jüngstem Prinzen von Bourbon, und die zweite, Johanna, an Ludwig, Herzog von Orleans, vermählt hatte, bekam die erstere, in Verbindung mit ihrem Gemahl, den Auftrag, die Erziehung und Beaufsichtigung des Dauphins zu übernehmen.

Zu derselben Zeit ward die Königin Charlotte nach Loches verwiesen.

Nach den ſtrengen Befehlen des Königs wurde der junge Karl in tiefſter Zurückgezogenheit erzogen. Die ſchwächliche Geſundheit des Prinzen, der klein von Körper, aber ſanft und gut von Charakter war, diente ſeinem Vater zum Vorwand ihn entfernt von der Welt und den Staatsgeſchäften zu halten; die wahre Urſache war aber, daß er, eingedenk des unnatürlichen Betragens gegen ſeinen Vater, nun ſeinerſeits einen Feind in ſeinem Sohne zu finden fürchtete. Was ihn ſehr beſchäftigte, war die Wahl einer Gattin für den Dauphin, und nachdem er für ihn die Hand der Prinzeſſin Maria von Bourbon, welche zwölf Jahr älter als er war, dann die der Tochter des Königs von England, welcher dieſe Verbindung ſehnlichſt wünſchte, begehrt hatte, gelang es ihm, nicht ohne viel Mühe die Einwilligung des Erzherzogs Maximilian von Oeſtreich zur ehelichen Verbindung Karls mit deſſen Tochter Margaretha zu erlangen, worauf ſich gegen die Mitte des Jahres 1483 der Prinz und die Prinzeſſin von Bourbon, die in der Erziehung des Dauphins durch den Herrn von Lüde erſetzt wurden, nach Wien begaben, um die junge Erzherzogin abzuholen, welche bis zur Zeit ihrer Vermählung in Frankreich erzogen werden ſollte.

Jedoch, ſo läſtig auch dem jungen Prinzen das unthätige und einförmige Leben, zu welchem er verurtheilt war, ſein mußte, ſo zeigte er doch durchaus kein Verlangen, ſeine Neuverlobte zu ſehen, deren Ankunft in Amboiſe natürlich durch Feſte und Vergnügungen aller Art gefeiert wurde.

Hatte die gänzliche Gleichgültigkeit, mit welcher der Dauphin den Tag herankommen sah, welcher sein Schicksal mit dem Margaretha's von Oestreich verschmelzen sollte, ihren Grund in dem geheimen Mißvergnügen, welches ihm dieser Plan des Königs einflößte, oder nur in der Neigung zur Melancholie, welche schwächlichen Naturen eigen ist? Vielleicht auch dachte dieser dreizehnjährige Jüngling an die schöne Prinzessin Elisabeth von England, deren Bildniß er gesehen und bewundert hatte, und deren Stelle nun in Folge der systematischen Veränderlichkeit Ludwigs XI. durch ein kaum vierjähriges Kind ersetzt worden war.

Wie dem auch sein mochte, soviel ist gewiß, Meister Johann der Gewandte wollte seinem Ruf als vollkommener Hofmann, indem er sich in die Gunst des präsumtiven Thronerben zu setzen suchte, keinen Eintrag thun. Folglich, da der interimistische Gouverneur des jungen Prinzen die Vergnügungen seines zeitweiligen Zöglings, der sehr geschickt im Ball- und Ringspiel war, sowie die Lanze mit viel Anmuth und Gewandtheit zu handhaben verstand, zu vervielfältigen suchte, so gewährte er ihm eine Zerstreuung durch die Falkenjagd.

Der Dauphin schien viel Geschmack an diesem Zeitvertreib zu finden, den er mehr, als es Herr von Lüde vorgeschlagen hatte, verlängerte. Als Vertrauter des Königs wußte er sehr wohl, daß dieser an allen Orten Spione hielt, welche sich einander selbst überwachten. Auch war er weniger überrascht als beun-

ruhigt, als er den Tag nach dieſer Jagdpartie eine Depeſche von Pleſſis-du-Parc erhielt, in welcher der König, nachdem er ihm hinſichtlich der Verlobungsfeierlichkeiten, welchen er des kläglichen Zuſtandes ſeiner Geſundheit wegen nicht beiwohnen konnte, einige Inſtructionen gegeben hatte, auf ſeine gewöhnliche ſtrenge und doch zugleich ſpöttiſche Weiſe ihm noch folgende Bemerkungen mittheilte:

„Herr von Lüde, ich bin benachrichtigt worden, daß Ihr den Dauphin in's freie Feld auf die Falkenjagd geführt habet, eine körperliche Uebung, welche ich für ihn zu anſtrengend finde. Bei dieſer Gelegenheit habt Ihr Euch wahrhaftig nicht, wie bisher, als Meiſter Johann der Gewandte bezeigt, denn Ihr handelt meinem Willen entgegen, welcher, wie Ihr wiſſet, iſt, daß mein vielgeliebter Sohn Karl ohne meine Erlaubniß den Burgfrieden von Amboiſe nicht übertrete. Denket daran, daß noch eine lange Zeit vergehen kann, ehe Karl VIII. den Thron Frankreichs beſteigt. —

Ludwig."

Und der Sire von Lüde richtete ſich darnach. Der Dauphin mochte immerhin eine zweite Falkenjagd verlangen, der Kammerherr erhörte ſeine dringenden Bitten nicht. In Loches, nicht weit von Amboiſe, ſtand ein eiſerner Käfig zur Verfügung.

Glücklicherweiſe kam einige Tage nach dieſem Vorfall Margaretha von Oeſtreich an, welche die Frau von Ravenſtein der Sorgfalt und dem Schutze der Prinzeſſin von Bourbon anvertraut hatte.

Es war am 23. Juni 1483, als die Tochter Maximilians von Oesterreich und Maria's von Burgund ihren Einzug in Amboise hielt und an demselben Tage fand auch die feierliche Verlobung statt. Ludwig XI., welcher, wie wir es früher bemerkt haben, bei gewissen Gelegenheiten sich verschwenderisch und prunkliebend zeigte, hatte Befehle gegeben, daß nichts unterlassen werde, was beitragen könnte, den Feierlichkeiten königlichen Glanz zu verleihen.

Da in diesem Jahrhundert die Karossen noch nicht gebräuchlich waren, so hatte die kleine Prinzessin nebst der Prinzessin von Bourbon und den Damen ihres Gefolges die Reise in einem hölzernen Wagen, der mit silbergesticktem Tuche bedeckt war, zurückgelegt. Vor und neben dem Wagen ritten die französischen Seigneurs und flamändischen Deputirten, welche Margaretha bis Amboise begleiteten und nach der Verlobung sogleich nach Gent zurückkehren sollten. Hinter diesem hohen Gefolge ritten ein Trupp Pagen und Stallmeister; diese trugen Panzerhemden mit rothsammtnen Röcken, jene waren in graue, blaue oder grüne Seide gekleidet, je nach den Farben ihrer Herrn. Sechstausend Mann, sowohl Bogenschützen, als Pickeniere und Armbrustschützen, die sämmtlich von Dünois befehligt waren, escortirten die Gemahlin des Dauphin, zu deren Empfang sich die Königin Charlotte von Loches nach Amboise begeben hatte.

Johanna von Frankreich war die einzige aller fürstlichen Personen von Geblüt, welche bei diesem Feste nicht anwesend war. Kaum von einer schwe-

ren Krankheit geneſen, deren Urſache der Kummer ſich von ihrem Gemahl, dem Herzog von Orleans, verſchmäht, ja gehaßt zu ſehen (bekanntlich verband ſie Ludwig XI. ſchon als ſie noch Kinder waren), war dieſe beklagenswerthe Prinzeſſin in Paris zurückgeblieben, wo ſie das Hotel des Tournelles bewohnte.

Der große Prunkſaal, in welchem Margaretha von Oeſterreich empfangen wurde, war ganz mit ſchweren golddurchwirkten Tapeten von Arras behangen worden. Die Seſſel von geſchnitztem Holz waren mit karmoiſinrothem Sammet überzogen, wie auch der Thron, welcher in der Mitte des Saales aufgerichtet war, und an deſſen rechter Seite zwei Lehnſtühle ſtanden. Auf dem einen dieſer Lehnſtühle ſaß der Dauphin. Wäre er König geweſen, ſo würden ihm die Vorſchriften der Etikette die Pflicht auferlegt haben, ſitzend das Nahen Margaretha's zu erwarten, welche ſich vor ihm auf die Knie niedergelaſſen, oder wenigſtens die geziemende Bewegung gemacht hätte, denn es war bei ſolchen Gelegenheiten Brauch, daß der Bräutigam die Hand der Braut ergriff, noch ehe ſie ſich ganz auf die Knie niedergelaſſen hatte.

Da Karl jedoch nur muthmaßlicher Erbe der Krone Frankreichs war, ſo konnte er, ohne Verletzung der Vorſchriften der Etikette, ſich bei dem Erſcheinen der Prinzeſſin in dem Saale erheben und ihr, um ſie auf ihren dem ſeinigen zur Seite ſtehenden Lehnſtuhl zu führen, entgegengehen. Er richtete zugleich einige höfliche Worte an ſie, auf welche das Kind,

das mit ausnehmendem Verstand begabt war und welches, wie man sich wohl denken kann, mehr wie einmal ihre Lection hatte wiederholen müssen, auf eine sehr artige und ehrerbietige Weise antwortete. Alsdann rangirten sich die Prinzen und Prinzessinnen auf mehr oder weniger den ihrigen nahe stehenden Sesseln zu beiden Seiten des Dauphins und der künftigen Dauphine, die Seigneurs und Edeldamen aber hinter sie, und zwar stehend. Hierauf begann der Kanzler Wilhelm von Rochefort die Vorlesung des Friedens- und Bündnißvertrags zwischen den Häusern Frankreich und Oestreich, ingleichen des Ehecontracts zwischen dem Dauphin Karl und der Prinzessin Margaretha.

Die Deputirten von Gent, obgleich gewöhnt an den prunkvollen Hofhalt ihrer Souveraine, der Herzöge von Burgund, deren einzige Sprößlinge jetzt Margaretha und ihr Bruder Philipp waren, konnten nicht ohne tiefen Eindruck diese imposante Versammlung betrachten, in deren Mitte in erster Reihe die schöne und stolze Anna von Frankreich glänzte.

Diese Fürstin, die ungeachtet der Gegenwart der Königin, die Hauptrolle bei diesem feierlichen Empfang spielte, trug eine Robe von silbergrauer Seide, die mit Perlen durchwirkt und mit venetianischen Spitzen besetzt war. In der Haltung, dem Tragen des Kopfes und in den geringsten Bewegungen der Prinzessin von Bourbon lag eine Majestät, welche mit der demüthigen Haltung Charlottens von Savoyen sonderbar contrastirte. Ungeachtet ihrer Kleidung von golddurchwirktem karmoisinrothen Seidenstoffe und dem

Glanze der Diamanten ihres königlichen Diadems, hatte die Gemahlin Ludwigs XI. ein so unterthäniges Aussehen, daß sie für den ersten Augenblick eher für eine Dame aus dem Gefolge Anna's von Frankreich, als für die Mutter dieser erlauchten Prinzessin gehalten werden konnte.

Wenn diese durch ihre Anmuth und Reize alle anderen anwesenden Frauen verdunkelte, so machte sich unter den Prinzen und Seigneurs der Herzog von Orleans durch seine edle Haltung und wahrhaft königlichen Manieren bemerklich, obgleich die Elite des französischen hohen Adels zugegen war; denn sicherlich konnten der Graf von Dünois, der Sire von La Trémouille, Enkel des Günstlings Karls VIII., und Philipp von Commines, Herr von Argenton, als Muster ritterlicher Anmuth und Sitte aufgeführt werden.

Auf dem grünseidenen Wams des Herzogs glänzte das große Halsband des St. Michaelsordens, das, gleich der Agraffe, welche einen Busch Straußfedern an der linken Seite des Hutes festhielten, ganz mit Edelsteinen besetzt war.

Nur der Dauphin hatte den Kopf mit seinem Hut mit weißem Reiherfederbusch bedeckt, und sein Rock von scharlachfarbenem Sammet war mit einer Schärpe umgürtet, in welche goldene Maasliebe (Tausendschönchen) gestickt waren, als eine Anspielung auf den Namen (marguerite) der Prinzessin von Oestreich. Aus gleicher Rücksicht der Courtoisie

war das Kleid der kleinen Prinzessin mit silbernen Lilien durchwirkt worden.

Nachdem der Kanzler mit dem Lesen der Dokumente zu Ende war, begab sich die königliche Versammlung in die Kapelle, wo der Bischof von Tours den Dauphin von Frankreich mit der Prinzessin von Oestreich verlobte; alsdann ging die Gesellschaft in den Banketsaal, in welchem die Prinzessin von Bourbon die Honneurs machte. Die beiden Verlobten nahmen den obersten Rang an der Tafel ein.

Während des Mahles bemerkte mehr wie ein boshafter Hofmann die häufige Zerstreutheit der Prinzessin Anna, welche ihrer Mutter gegenüber saß. Nun, neben dieser hatten die Prinzen von Bourbon und Orleans ihre Plätze; aber nicht dem erstgenannten dieser Fürsten galten die Blicke und das Lächeln der älteren Tochter Ludwigs XI., neben welcher zur rechten der Cardinal von Bourbon und zur linken der Herr von Ravenstein, Gesandter Maximilians von Oestreich, ihren Platz gefunden hatten.

Nachdem die Tafel aufgehoben war, beurlaubten sich die flamändischen Deputirten bei dem Dauphin und ihrer jungen Fürstin, sowie bei der Königin und der Prinzessin Anna und reisten nach Gent zurück. Beinahe zu gleicher Zeit verließen der Prinz von Bourbon und der Graf Dünois Amboise und begaben sich nach Plessis-du-Parc, um den König von der Vollziehung der Verlobungsfeierlichkeit zu benachrichtigen.

Der Herzog von Orleans begleitete sie nicht;

dieſer Prinz ſtand bei ſeinem königlichen Schwiegervater nicht in Gunſt, der vielleicht ſeinen ehrgeizigen Charakter durchſchaut und die Unruhen und Empörungen geahnt hatte, deren Urſache er in ſpäteren Zeiten werden ſollte.

Was die kleine Margaretha anlangt, ſo fuhr ſie mit der Königin in einem mit Maulthieren gezogenen Sänftewagen nach Loches.

Nach ihrer Abreiſe lud die Prinzeſſin die noble Geſellſchaft ein im Schloß Amboiſe zu verweilen und mit ihr in den Gärten zu promeniren, in denen anfangs der Dauphin, die Prinzeſſin und der Herzog von Orleans zuſammen einhergingen.

„Was wird Margaretha von Oeſtreich für eine charmante Dauphine werden! rief die Prinzeſſin aus.

Dauphine! wiederholte Karl. Wer weiß, ob ſie das je werden wird! ... Ich war kaum acht Jahr alt, fuhr er nach einer kurzen Pauſe fort, als man davon ſprach, mich mit Maria von Burgund, deren Tochter Margaretha von Oeſtreich iſt, zu verbinden ... Und war nicht noch kürzlich die Rede davon, mir die Prinzeſſin Eliſabeth von England zur Gemahlin zu geben? Warum ſollten wir alſo dieſe Verbindung für ſo unwiderruflich halten, da ſie der König vielleicht in einigen Jahren wie die vorhergehenden löſen wird?“

Bei dieſen Worten zeigte ſich auf dem offenen Geſichte des Herzogs von Orleans der Ausdruck leiſen Zweifels. Welche Vorſichtsmaßregeln auch Ludwig XI. ergriff, um ſeine Familie, ſowie das Volk

in Unkenntniß von Dem, was in Pleſſis-du-Parc zuging, zu erhalten, ſo wußte man doch recht wohl, das er in eine vollſtändige moraliſche und phyſiſche Abmattung gefallen war, die ſein nahes Ende vorherſehen ließ. Aus dieſem Grunde ſchloß der Herzog natürlich, daß wenn dieſe Ehe ſich eben ſo wenig wie die andern verwirklichen ſollte, dieß nicht unter der jetzigen Regierung und durch den Willen des gegenwärtigen Königs geſchehen könne.

Die Prinzeſſin von Bourbon hatte denſelben Gedanken, aber, eine würdige Tochter des ſchlaueſten Monarchen, der jemals auf dem franzöſiſchen Throne geſeſſen, ließ ſie ihre eigentlichen Gedanken nicht auf ihrem Geſicht erkennen. Deshalb ſchien ſie auch bei dieſer Gelegenheit das flüchtige Lächeln nicht zu verſtehen, welches um den Mund des Herzogs von Orleans ſchwebte, indem er hörte, wie der junge Karl die Befürchtung ausſprach, daß ſein Vater das Band, welches ſo eben geknüpft worden war, einſt wieder auflöſen werde.

„Schöner Couſin, ſagte ſie zum Herzog, Sie ſpotten innerlich über den Dauphin, welcher nicht bedenkt, daß, wollte man der dritten Prinzeſſin, die es dem König, unſern Vater gefallen hat ihm zur Gemahlin zu deſigniren, entſagte, es ſchwer halten dürfte eine vierte zu finden, welche ſowohl durch Geburt als auch durch perſönliches Verdienſt würdig wäre, die Prinzeſſin Margaretha zu erſetzen.

O, Madame, erwiederte der Herzog, wenn es keine andere Schwierigkeit gäbe, dieſe würde wohl zu

heben sein ... Mademoiselle Anna von Bretagne, obgleich noch sehr jung ...

Ach, unterbrach ihn die Prinzessin mit sichtlicher Verstimmung, die Tochter des Herzogs von Bretagne, dieses anmaßlichen Vasallen, welcher bei jeder Gelegenheit seinem Oberlehnsherrn Trotz bietet, sollte sie danach streben sich auf den Thron Frankreichs zu setzen? Aber ich vermuthe, schöner Cousin, daß Sie ein geheimer Anhänger des Herzogs Franz und ein Bewunderer der in der Entwickelung begriffenen Reize der jungen Anna sind!

Wenn diese Vermuthung oder diese Anklage darin ihren Grund hat, daß ich mich im vergangenen Jahre zwei bis drei Wochen, auf die dringende Einladung des Herzogs, in Vannes aufgehalten habe, so können Sie denselben Vorwurf, Madame, an den Herrn von La Trémouille richten, der sich vielleicht ebenso wenig Rechenschaft von den Gefühlen geben kann, die ihm die Prinzessin von Bretagne eingeflößt hat.

Wahrhaftig, Herr von La Trémouille, rief der Dauphin aus, indem er stehen blieb, um diesen jungen und tapfern Seigneur, der ihm in der Folge bedeutende Dienste leistete, an seine Seite zu bekommen, da Sie an diesem glänzenden und fröhlichen Hofe gewesen sind, so beschreiben Sie doch, wenn ich bitten darf, einige der Feste, denen Sie beigewohnt haben; denn man versichert, daß sich dort Turniere, Darstellungen von Mysterien, Maskeraden und Parforcejagden in ununterbrochener Reihe folgen."

Und die beiden jungen Männer, von denen sich die andern Seigneurs in geziemender Ferne hielten, blieben selbst ein wenig hinter der Prinzessin von Bourbon und dem Herzog von Orleans zurück, obgleich sie immer ihre Promenade fortsetzten und sich dabei von Turnieren, Bällen und anderen Vergnügungen, deren sich der Dauphin zu seinem großen Bedauern beraubt sah, unterhielten.

Sei es, daß die Schwester Karls diese Art von Isolirung, in welcher man sie ließ, bemerkte, sei es, daß sie im Gegentheil diese Veranlassung ergriff, um mit dem Herzog, dessen mehr oder weniger günstige Stimmung zu erforschen ihr am Herzen lag, ohne Zeugen zu sprechen — denn Ludwig XI. hatte schon erklärt, daß sie mit der Regentschaft des Königreichs beliehen werden sollte, wenn er vor Karls Majorennität sterben sollte — so viel ist gewiß, daß sie sich in ziemlicher Entfernung von ihrem Gefolge befand, so daß keins ihrer Worte gehört werden konnte.

Unbezweifelt hatte die vertrauliche Unterhaltung, welche von diesem Augenblicke an zwischen der Schwester und dem Gemahl Johanna's von Frankreich begann, einige jener großen politischen Fragen zum Gegenstande, welche den Geist der Regierenden wie der Regierten zu der Epoche der Endschaft einer Regierung, die ihnen eine neue Zukunft öffnet und ihren Bestrebungen freieren Spielraum läßt, vorzugsweise beschäftigt; aber so bedeutungsvoll auch die zwischen ihnen verhandelten Gegenstände sein mochten, lange

konnte ihre Unterhaltung ſich nicht um ſo ernſte Dinge drehen.

Denn beſtand zwiſchen dem Herzog und der Prinzeſſin, die beide jung, ſchön und liebenswürdig waren, nicht eine geiſtige Verwandſchaft, deren Anziehungskraft durch das Tête à Tête, welches die discrete Zurückhaltung der Hofleute gewähren ließ, noch vermehrt wurde? Indem ſie ſo neben einander, faſt ganz allein, in dieſen Baumgängen ſchattiger Buchen und Linden gingen, durch deren dichtes Laub nur eine milde, geheimnißvolle Klarheit drang, konnten ſie da nicht für einen Augenblick vergeſſen, ſie, dieſe Treue des Herzens, welche der ſicherſte Schutz ehelicher Pflichten iſt, und er, die Hinderniſſe, welche dieſe Liebe unfehlbar der Erfüllung ſeiner ehrgeizigen Pläne entgegenſetzen mußte?

Ja, ſie ſowohl wie auch er, vergaßen ihre wirkliche Stellung, indem ſie ſich in dem Labyrinthe ſüßer Träumereien verirrten, und wenn trotz des berauſchenden Glücks, in welches ſie im Austauſch üppiger Seufzer und beredter Blicke verſunken, ihre Hände ſich nicht ſuchten, um durch einen zärtlichen Druck das Geſtändniß, das ſie ſich ſo eben lautlos ablegten, zu beſtätigen, ſo geſchah dieß, weil ihre Bewegungen, durch die Befürchtung kritiſirt zu werden, gelähmt wurden, mehr vielleicht aber noch dadurch, ihre Empfindungen von Denen, die ihnen in weiteſter Ferne nachfolgten, lächerlich gemacht zu ſehen.

Wir wiſſen nicht, ob die Prinzeſſin von Bourbon dem Eindruck dieſer Furcht nachgab, oder ob ſie

ſich dem gefährlichen Einfluß einer faſt unbeſiegbar gewordenen Aufregung entziehen wollte, als ſie plötzlich eine Promenade unterbrach, die ſie vielleicht ſchon früher hätte beenden ſollen ... Wie dem auch ſei, wenigſtens dürfen wir vermuthen, daß ſie dem Eingeben natürlicher, wenn nicht berechneter Klugheit gehorchte, als ſie, auf einmal umkehrend, dem Munde dieſes ſchönen Couſins, der wahrſcheinlich die feurige Natur ſeines Ahnherrn Ludwig, Herzogs von Orleans und Bruder des unglücklichen Karls VI., geerbt hatte, eine leidenſchaftliche Erklärung abſchnitt.

Indeß, ſo ſehr ſie ſich auch bemühten den Höflingen gegenüber, die ſie wieder eingeholt hatten, und deren boshaften Auslegungen ihr Alleingehen unbezweifelt ausgeſetzt geweſen war, ihre Unruhe nnd innere Aufregung zu verbergen, ganz gelang es weder der Prinzeſſin Anna, noch dem Herzog von Orleans.

Während des übrigen Tages vermieden ſie es, ſich wieder einander zu nähern ... Der natürliche und erworbene Scharfſinn der älteren Tochter Ludwigs XI. hätte ihnen die Abgeſchmacktheit dieſer, unerfahrenen Liebesleuten eigenen, Vorſicht deutlich zeigen ſollen., welche durch dieſe Art von Vorſicht den Argwohn, den ſie dadurch nur noch mehr Kraft verleihen, zu beſeitigen glauben. Sollte die Prinzeſſin dergeſtalt von dem Herzog bezaubert worden ſein, daß ſich plötzlich die Klarheit ihres Geiſtes getrübt hätte?

Es begegnet manchmal den Frauen, die wegen eines Intereſſes oder aus gewohnter Coquetterie ein

Spiel mit Gefühlen treiben, die sie anfangs nicht theilen, die sich dann aber ihres Herzens bemächtigen und unumschränkt darin walten. Und, ist es nicht das Loos fast aller großen Schauspieler, die sich dermaßen mit ihrer Rolle identificiren, daß sie bald die Freuden, die Schmerzen, die Leidenschaften der Person, die sie darstellen, mitempfinden!

Der Prinz von Bourbon und der Graf Dünois kehrten an dem Abend desselben Tages von Amboise zurück. Sie waren von Ludwig, welcher gewünscht und erwartet hatte, daß seine Tochter ihm blos einen Courier sende, kalt empfangen worden.

Je näher dieser Monarch das Ende seiner Laufbahn kommen sah, desto argwöhnischer wurde er und desto eifersüchtiger wachte er über die Ausübung der Gewalt, von welcher er jetzt fast keinen andern Gebrauch mehr machte, als Strafen zu befehlen.

Bei dieser Gelegenheit hätte wenig gefehlt, daß er dem Tristan l'Ermite einschärfte, diese beiden Seigneurs, deren unerwartete Ankunft ihm irgend eine strafbare Absicht zu haben schien, zu verhaften. Der Prinz von Bourbon, der seinem Schwiegervater bei mancher Veranlassung Beweise größter Ergebenheit gegeben hatte, war tief verletzt über die Art und Weise, wie ihn derselbe empfangen, obgleich er, eben so wenig wie Dünois, die Gefahr vermuthete, der sie noch entgangen waren.

Dieser Verdruß des Prinzen hinderte ihn, die verlegene Miene, mit welcher ihn seine Gemahlin

empfing, zu bemerken, wie auch ſich danach zu erkundigen, auf welche Weiſe ſich die edle Geſellſchaft ſeit ſeiner kurzen Abweſenheit von Amboiſe unterhalten hatte.

Es iſt eine Eigenthümlichkeit des menſchlichen Geiſtes, daß Derjenige, welcher gewiſſe Handlungen oder Gedanken geheim zu halten ſtrebt, in den leiſeſten Andeutungen ſeines Herzens, in den unbedeutendſten Bemerkungen Anzeigen ſucht und findet, daß ſein Geheimniß entdeckt ſein könnte. So fragte ſich jetzt die Prinzeſſin Anna im Stillen, ob ihr Gemahl, deſſen verdrießliche Miene ihr auffiel, nicht auf die unglückſelige Idee gekommen ſei, einen der Aſtrologen zu Pleſſis-du-Parc zu befragen, was, während er in der königlichen Reſidenz war, in dem Schloß Amboiſe ſich zutrage. Obwohl die Prinzeſſin den feſten Glauben ihres Vaters an die Unfehlbarkeit dieſer Schwarzkünſtler nicht theilte, ſo war ſie doch nicht ſo ungläubig, daß ſie über deren Offenbarungen geſpottet hätte.

Der Prinz von Bourbon, der mehr als zwölf Stunden zu Pferde geweſen war und nur eine halbe Stunde zu Pleſſis-du-Parc geruht hatte, ſchien ſehr ermüdet zu ſein. Dies war die Urſache, weshalb ſich ein Jeder früher als es ſonſt Brauch war, in ſein Appartement zurückzog. Der Prinz begab ſich unmittelbar zu Bett, ſeine Gemahlin aber ging in ihr Betzimmer, in welches ſie ſich einſchloß.

Ende des erſten Bandes.

Im Literariſchen Muſeum in Leipzig ſind erſchienen:

Romane von L. Tarnowsky:

Der Findling des Henkers. ¼ Thlr.

Die jüdiſche Gaunerbande. 1 Thlr.

Criminalgeſchichten, nach wahren Begebenheiten in Novellenform dargeſtellt. 2 Bde. 3 Thlr.

Die Blutroſen von Augsburg, ein deutſcher Volksroman. 2 Bde. 2 Thlr.

Vorſtinberg und Fürſtenſtein. 3 Bde. 4 Thlr.

Der Muſikant von Callao. ¼ Thlr.

Der Tenoriſt und ſeine Braut. ¼ Thlr.

Die Schlacht auf dem Marchfelde. 1¼ Thlr.

Der Bluträcher oder die Roſen von Cordova. ¼ Thlr.

13 Bände. Ladenpreis 14½ Thlr., zuſammengenommen für 3⅔ Thlr.

Einzelne Werke für die Hälfte des Ladenpreiſes.

Druck von C. W. Volkrath in Leipzig.

Geheime Chronik

der

königlichen Luſtſchlöſſer Frankreichs.

Aus dem Franzöſiſchen

von

Ludwig Hain.

Zweiter Band.

Leipzig, 1847.
Literariſches Muſeum.

Amboise.

II.

Zu jenen Zeiten gab es in den Schlöſſern und Paläſten noch keine Boudoirs, in welchen ſich die vornehmen Damen in völliger Sicherheit hätten ſüßen Träumereien hingeben, zärtliche Briefe leſen, Vertraulichkeiten mit einer werthen Freundin austauſchen und manchmal auch — wir ſind ſogar verſucht zu glauben, daß zu dieſen Gebrauch die Boudoirs beſonders beſtimmt wurden — die Beſuche ihrer Liebhaber annehmen können, da nur die Ehemänner allein keinen freien Zutritt zu dieſen köſtlichen Zufluchtsſtätten haben.

Doch beklagen wir die Damen im Mittelalter nicht ohne Grund ... Hatten ſie auch keine Boudoirs, ſo beſaßen ſie doch Betzimmer, und dieſe, noch mehr noch als jene, waren geheime Orte, in welche Niemand ohne Bewilligung der Schloßherrin eindrang.

In ſolch' ein halb heiliges, halb profanes Aſil flüchtete ſich alſo die Prinzeſſin von Bourbon. Ihre erſte Handlung, nachdem ſie eingetreten war, beſtand darin, vor ihr Betpult auf die Knie ſich niederzuwerfen

... Was verlangte sie von dem Herrn? ... Wahrscheinlich, daß er in ihrem Herzen die unerlaubte Liebe unterdrücken möge, die auf einmal so heftig darin entbrannt war, denn Anna von Frankreich war ein Weib von großer Frömmigkeit und hoher Tugend, welche bis dahin noch nie, nicht einmal in Gedanken, gefehlt hatte ... Hoffen wir daher, daß Gott das Gebet dieser reinen Seele erhöre und ihr die Kraft verleihe eine strafbare Leidenschaft zu bekämpfen, welche sie, ohne himmlischen Beistand wahrscheinlich nicht wird besiegen können ...

Und wirklich, da die männliche und sonore Stimme Ludwigs von Orleans von unten herauf an Anna's Ohr dringt, so erhebt sie ihren Kopf schnell, den sie demüthig gesenkt hatte ... Eine plötzliche Glut überläuft ihr Gesicht ... sie horcht mit spannender Aufmerksamkeit ... Die so verführerische Stimme verstummt; eine andere, welche die Prinzessin für die Dünois' erkennt, läßt sich hören, und sie fährt fort aufmerksam zu lauschen, denn es ist ihr Name, den sie mehrmals nennen hört.

Da wir nun die Unterhaltung dieser beiden Männer zu berichten haben, so halten wir es für unsre Pflicht, den geehrten Lesern zu erklären, wie es kam, daß die Prinzessin jedes Wort, welches sie sprachen, deutlich vernehmen konnte.

Wie wir bereits bemerkt haben, hatte Ludwig XI. lange Zeit in Schloß Amboise residirt. Dieser Monarch, an welchem wir mehr wie einen Zug der Aehnlichkeit mit dem Tyrannen von Syrakus finden,

hatte bei seinen Privatgemächern geheime Thüren anbringen lassen, welche mit verschiedenen Zimmern des oberen und unteren Stockwerks in Verbindung standen.

In diese Zimmer wurden hauptsächlich solche Personen einquartiert, deren geheime Absichten zu erfahren für Ludwig XI. von Wichtigkeit war und was ihm, Dank den geheimen verrätherischen Zugängen, mit Leichtigkeit gelang.

Als der König das Schloß Amboise verließ, um seine Residenz in Plessis-du-Parc zu nehmen, befahl er, daß diese neuen Dyonisius-Ohren zerstört würden. Dieß war auch geschehen, mit einziger Ausnahme desjenigen, welches in das Betzimmer der Prinzessin führte. Indessen vermuthet man, daß Anna von Oestreich diesen geheimen Gang recht gut kannte und daß sie sich dessen bei gewissen Gelegenheiten sehr gern bediente.

Monseigneur, sagte Dünois, lassen Sie sich nicht unklugerweise durch die Reize der Prinzessin Anna fesseln ... Sie ist zu ehrgeizig, zu gewandt, zu vorsichtig, als daß sie aus der Gewalt, die sie über Ihr Herz erlangen könnte, nicht großen Vortheil ziehen würde.

Ganz so denke auch ich, antwortete der Herzog, wenn ich ihrer einschmeichelnden Stimme lausche, ihren zärtlichen Blicken begegne und ihre schmeichelhaften Worte vernehme, deren Wirkung um so unwiderstehlicher ist, je mehr man die Sitten- und Charakterstrenge der Prinzessin kennt, was ihre kleinen Gunstbezeugungen doppelt werthvoll macht ... Ach,

warum hat sie so unvermuthet einen Schatz von so viel Anmuth und Liebenswürdigkeit vor meinen Augen enthüllt, von denen zu meinem Unglück ihre Schwester Johanna ganz und gar entkleidet ist!

Sagen Sie vielleicht zu ihrem Unglück, gnädiger Herr, denn die gänzliche Verlassenheit, in welcher die arme Herzogin lebt, ist eine Demüthigung und ein Schmerz zu gleicher Zeit.

Ich versichere Sie, Dünois, daß, wenn es nur von meinem Willen abhinge, sie bald die Freiheit haben würde, nach Belieben über ihre Hand zu verfügen. Sobald eine andere Regierung an die Reihe kommt, werde ich mich beeilen, bei dem Papste um die Aufhebung unserer ehelichen Verbindung nachzusuchen ...

Wem wird das nützen, als nur Ihnen, bemerkte Dünois mit Geradheit und Freimuth.

Mir sicherlich ... aber auch ihr.

Vergessen Sie nicht, daß Sie von ihr geliebt werden, wandte nochmals der Graf ein. Und überdem, welchen Gebrauch glauben Sie, daß sie von der Freiheit, die Sie ihr zurückgeben, machen kann? Darf eine, von ihrem Gemahl verschmähete, Prinzessin von Frankreich daran denken, eine andere Verbindung einzugehen? Das Kloster würde ihr einziger Zufluchtsort sein.

Namentlich, wenn diese Prinzessin von Frankreich häßlich, verunstaltet und unangenehmer Laune ist, fügte der Herzog hinzu.

Gnädiger Herr, Sie sind ein wenig ungerecht gegen die Frau Herzogin von Orleans.

Frau Johanna von Frankreich! rief Ludwig aus, indem er seinen Verwandten unterbrach.

Letzterer erwiederte:

Verdient eine Frau, auch wenn sie nicht schön ist, die Liebe ihres Mannes nicht, namentlich wenn sie, wie Frau Johanna, sanft und gefühlvoll ist? ... Sie finden sie von übler Laune, weil sie traurig ist ... Es würde nur von Ihnen abhängen, sie fröhlich zu machen.

Ich kann keine falschen Gefühle heucheln, erwiederte der Herzog.

Was den Vorwurf betrifft, daß sie ungestaltet sei, fuhr der Graf fort, der einen Gefallen darin zu finden schien, ihre körperlichen Gebrechen, wie ihre moralischen Eigenschaften einer Prüfung zu unterwerfen, so weiß ich nicht in wie weit diese Behauptung gegründet ist ... Daß weiß ich aber, fügte er lachend hinzu, daß Madame ein wenig hinkt ... Aber Mademoiselle von Bretagne hat denselben Fehler, und doch wird sie von Allen, die sie kennen, als ein Muster von Anmuth geschildert.

Sicherlich, meinte Ludwig, wenn Sie einen Vergleich zwischen der älteren Tochter des Herzogs Franz und der jüngern Schwester des Dauphins aufstellen wollen, dann wird er nicht zum Vortheil der zweiten dieser Fürstinnen ausfallen.

Wahrhaftig, sagte Dünois lachend, ich sehe, daß ich die Sache der Herzogin aufgeben muß ... die

arme Frau hat zwei zu furchtbare Rivalinnen: einerseits die reichste Erbin des Königreichs ... andernseits die künftige Regentin von Frankreich.

Ist denn der König Ludwig der Eilfte seinem Tode schon so nahe? schaltete hier der Herzog die leicht hingeworfene Frage ein.

Wenn Sie den Prinzen von Bourbon und mich heute nach Plessis-du-Parc begleitet hätten, so würden Sie über diese Frage nicht in Zweifel sein, gnädiger Herr.

Leiser, lieber Cousin, leiser, sagte der Herzog, indem er selbst das Metall seiner Stimme dämpfte.

Haben denn die Mauern dieses Schlosses Ohren? fragte Dünois mit spöttischem Tone.

Wer weiß? Amboise ist eine königliche Residenz, in welcher unser gegenwärtiger König lange Zeit gewohnt hat.

Und wenn man uns hörte, welche Gefahr könnte das für uns haben? Das gänzliche Abnehmen aller Kräfte des Königs ist kein Geheimniß mehr. Der Prinz von Bourbon hat es so gut wie ich bemerkt und sicherlich seine Gemahlin schon davon unterrichtet. Und dann, glauben Sie nicht, daß die Voraussicht dieses bevorstehenden Todes der Grund war, der die Prinzessin Anna bestimmte, mit Ihnen eine geheime Unterredung zu haben?

Eine geheime! rief der Herzog aus. Wir spazierten in dem Garten, in Gegenwart des ganzen Hofes, umher.

Aber in solcher Entfernung, daß Sie von den Höflingen nicht gehört werden konnten.

Doch wohl, wie es mir scheint, da einer von ihnen Sie so gut hat unterrichten können ...

Herr von Argenton hat mir blos gesagt, unterbrach ihn Dünois, (der die Ehrerbietung für seinen Cousin zuweilen mit etwas Vertraulichkeit, die dem Herzog nicht mißfiel, vermischte) daß Sie sich mit der Frau Prinzessin von Bourbon auf eine höchst freundschaftliche und vertrauliche Weise unterhalten haben, und daß nach der Rückkehr von dieser Promenade die Prinzessin auf sonderbare Weise zerstreut und zurückhaltend war ...

Und ich? fragte der Herzog etwas ungeduldig, als er bemerkte, daß der Graf mit der Sprache an sich hielt.

Und Sie — außerordentlich glücklich, fügte Dünois hinzu.

Hat Comines sonst nichts bemerkt?

Nichts, gnädiger Herr; Sie wissen, daß er einer Ihrer ergebensten Diener und Freunde ist und es niemals wagen würde, Sie wegen irgend einer Sache zu tadeln.

Eine Freiheit, die Sie sich gern nehmen, lieber Cousin.

Nachdem Ludwig von Orleans diese Worte mit etwas strengem Ton gesprochen hatte, schwieg er. Es herrschte eine minutenlange Stille; dann sagte er:

Bei unsrer lieben Frau von Frankreich! Madame Anna täuscht sich, wenn sie glaubt, mich schon besiegt

zu haben! Obgleich ich nicht so erfinderischen Geistes bin, wie sie, so werde ich mich wohl hüten, in eine Falle zu rennen, die sie mir legt.

Dann, gnädiger Herr, ist es nothwendig, daß Sie so bald wie möglich abreisen.

Morgen früh, Dünois

Nach diesen Schlußworten entfernte sich Anna, die vom Beginn des Gesprächs an ihr Ohr an die geheime Thür gelehnt hatte, und auf diese Weise jede Silbe, die gesprochen wurde, vernehmen konnte, zitternd und in großer Aufregung, und zwar nicht mehr in Folge einer heftigen Liebe, sondern bewegt von den Gefühlen beleidigten Stolzes. Von nun an sollten die Regungen unversöhnlichen Hasses in ihrem Herzen die zärtlichen Empfindungen verdrängen, welche seit kurzem erst in demselben erwacht waren.

Sechs Wochen nach der Verlobung des Dauphins mit Margarethe von Oestreich sah man auf der Straße, welche von Plessis nach Amboise führt, eine Sänfte von Männern tragen, welche sich von Zeit zu Zeit ablösten.

Ein beträchtlicher Trupp schweizer- und schottischer Bogenschützen escortirte die dichtverhängte Sänfte, an deren Seite die Herren von Lüde, Argenton, La Trémouille, Meister Coictier und Olivier le Daim ritten, und zwar die erstern drei auf prächtigen Türkenrossen, wie es ihrem Range geziemte, und die beiden letztern auf Maulthieren, wie es für Personen

niederen Standes und friedlicher Beschäftigung damals Sitte war.

Kaum war das Erscheinen dieser Sänfte durch die Arkebusiere, welche die Schloßwache von Amboise bildeten, angezeigt worden, als auf Befehl des Prinzen von Bourbon sich alle bewaffneten Mannschaften, welche sich in der königlichen Residenz befanden, im großen Hofe in Reih und Glied aufstellten, um den sterbenden Monarchen, welcher so unerwartet seinen Sohn und Erben besuchte, die ihm gebührenden Ehrenbezeugungen zu erweisen.

Bei der Nachricht von der Ankunft des Königs eilten der Dauphin, seine Schwester und sein Schwager sogleich auf die Vortreppe, die aus dem Schlosse hinab in den Hof führt und empfingen ihn mit den Beweisen tiefster Ehrerbietung und frommer Dankbarkeit.

Von seinen Dienern unterstützt, verließ der alte König seine Sänfte und ging mit großer Beschwerlichkeit bis in den großen Saal des Erdgeschosses. Hier ließ er sich auf einen Lehnstuhl nieder.

Ludwig XI. kleidete sich seit einiger Zeit, in der vergeblichen Hoffnung, den Blicken seiner Hofschranzen das Fortschreiten seiner Krankheit zu verbergen, mit einer Pracht, welche einen, den von ihm erwarteten ganz entgegengesetzten, Effect hervorbrachte. Sein purpurfarbener mit Hermelin gefütterter Ueberwurf und sein reich mit Gold und Edelsteinen verzierter Hut in Form einer Krone hoben nur noch mehr die Verwüstungen her-

vor, deren tiefe Spuren sich durch Krankheit und Leiden seinem Körper eingeprägt hatten.

Es war ein merkwürdiges Schauspiel, als dieser Monarch, der am Ende seiner Laufbahn, während welcher er Alle, die ihn umgaben, in Angst und Schrecken niedergehalten hatte, sich jetzt vor denselben Menschen, denen er zwei und zwanzig Jahre lang sein eisernes Joch hatte fühlen lassen, demüthigte, indem er, sein eigenes Betragen tadelnd, folgende denkwürdige Worte sprach:

„Wenn Du den Ruhm Deiner Vorfahren theilen willst," sagte er zum Dauphin in Gegenwart einer großen Volksmenge — denn er hatte verlangt, daß die Thüren des Saales offen blieben, damit Jeder ihn hören könnte, „wenn Du den Ruhm Deiner Vorfahren theilen willst, so bemühe Dich, mein Sohn, ihnen zu gleichen. Ihr Beispiel wird Dich lehren, was Du thun ... das meinige, was Du unterlassen sollst."

Was soll die Nachwelt von diesem strengen Urtheil gegen sich selbst denken, als daß Gott, dem es gefällt, beim nahenden Tode den wirren Geist Unglücklicher wieder zu erleuchten, auch das zu lange eingelullt gewesene Gewissen der Tyrannen wieder wachruft? Und ist diese blinde Wuth, welche die Menschen antreibt, das Blut ihres Gleichen zu vergießen, unter dem Vorwande der Sache des Despotismus, der Religion oder der Freiheit zu dienen, nicht gewissermaßen auch ein peinigender Wahnsinn?

Ludwig XI. gab hierauf seinem Sohne weise

und lobenswerthe Rathschläge, die, aus dem Munde desselben Monarchen kommend, welcher den Grundsatz hatte: Wer sich nicht verstellen kann, kann nicht regieren, einen eigenthümlichen Eindruck auf die Zuhörer machen mußten. Ludwig verlangte von den Prinzen von Geblüt, den Zeugen dieser Unterredung, daß sie sich ohne Widerspruch den Vorschriften unterwürfen, welche er in Betreff der künftigen Regentschaft geben werde. Dann beschloß er diese feierliche Scene, indem er auf den Dauphin den Segen des Himmels herabrief.

Der König kehrte nun nach seinem Schlosse Plessis-du-Parc zurück; aber von dieser Zeit an war sein Leben nur noch ein langer Todeskampf. Vergebens schickte er überall hin Mönche, ja selbst Nonnen, um die Wallfahrten zu vollführen, die er in Person zu machen seit langer Zeit schon außer Stande war; vergebens bedeckte er seinen ganzen Körper mit Reliquien und ließ sich mit Bewilligung des Papstes mit dem heiligen Oele, welches ihm die Domherrn von Rheims brachten, zum zweiten Male salben; vergebens kam der Eremit Franz von Paula, den die Kirche kanonisirt hat, auf vielfältige Bitten nach Plessis, um die Gebete des Königs zu unterstützen: die Stunde des Todes war für diesen Monarchen gekommen, der, vor der Zeit alt geworden — er zählte kaum sechzig Jahre — in Folge frühzeitiger Hinfälligkei und wahrscheinlich auch nagender Gewissensbisse in das Grab stieg.

Am 30. August des Jahres 1483 kam der

Kanzler Wilhelm von Rochefort in Amboise an, begleitet von den obersten Beamten des Hofhaltes Ludwigs XI., der, bevor er den letzten Seufzer aushauchte, zu Denjenigen, die sich um sein Schmerzenslager drängten, gesagt hatte:

„Suchet den König auf und dienet ihm treu.“

Kurze Zeit nach dem Gelangen Karls VIII. auf den französischen Thron geleitete die Prinzessin von Bourbon, welcher, dem letzten Willen Ludwigs XI. zufolge, die Vormundschaft über ihren Bruder, und bis zu dessen Mündigkeit die Regierung des Königreichs übertragen worden war, diesen nach Plessis-du-Parc.

Bekanntlich hatte der verstorbene König dieses Lustschloß in eine uneinnehmbare Veste umgewandelt. Obgleich die Regentin sich beeilte, die Fußangeln, mit denen die Umgebungen des Schlosses wie besäet waren, zerstören zu lassen, eben so auch die Galgen, welche fortwährend in den Höfen seiner Residenz aufgerichtet standen: so mußte Karl VIII. hier immer noch sicherer gegen einen Handstreich sein, als an jedem andern Orte.

Obwohl Ludwig von Orleans nicht wußte, daß Anna seine Unterredung mit Dünois am Abend nach der Verlobung des Dauphins mit Margaretha von Oestreich gehört hatte, so durfte er doch nicht zweifeln, daß er eine unversöhnliche Feindin in ihr habe. Denn die Liebe einer Frau, namentlich einer Prinzessin darf man nicht ungestraft verschmähen.

Als fünf Jahre später der Herzog von Orleans,

gen unbekannt bleiben, welche ſie einflößt, antwortete der Marſchall.

Gewiß, ſagte Luiſe heiter, können Sie ſich über die Grauſamkeit der Dame Ihres Herzens nicht beklagen, wenn Sie nicht einmal verſuchen, ſie mild gegen ſich zu ſtimmen.

Wie dürfte ich es wagen? Es iſt eine ſo vornehme und edle Dame ...

Verlangen Sie, daß ſie Ihnen entgegenkommen ſoll?

Beim Himmel! rief der Baron aus, welche gute Meinung auch ein Mann von ſich haben mag, das wäre zu ſtark!

Nun alſo, worauf warten Sie?

Daß eine mitleidige Seele ſich meines Leidens erbarme.

Sollte ich vielleicht dieſe mitleidige Seele ſein? fragte die Prinzeſſin mit Sanftmuth.

O, Madame, wenn Sie die Güte haben wollten, mein Anwalt zu ſein, ich würde Ihnen ewig Dankbarkeit in meinem Herzen bewahren! antwortete Rohan, indem er ſich vor der Prinzeſſin auf ein Knie niederließ.

Dieſe gab ihm ein Zeichen aufzuſtehen.

Wenn Sie Jemand in dieſer Situation überraſchte, ſo könnte man denken, daß Sie an mich ſelbſt Ihre Liebesworte richteten, antwortete ſie.

Wer könnte ſo unehrerbietig ſein, ohne Ihre Zuſtimmung in dieſes Gemach zu treten? verſetzte der Marſchall, indem er aufſtand.

Mein Sohn könnte kommen ... Es ist sein Zimmer. Was sollte er davon denken, wenn er seinen Gouverneur zu den Füßen seiner Mutter sähe? So jung er auch noch ist, so würde er doch begreifen, daß die Rede von Liebe ist und solche Gedanken erwachen ohnedieß zeitig genug in dem Geiste junger Fürsten .... Wenn Sie mir etwas im Vertrauen mitzutheilen haben, so würde es besser sein mich ... morgen ... in meinem Betzimmer aufzusuchen ...

O, ich bitte darum, Madame ... sagte Rohan schnell, der sich noch nicht so nahe dem Glücke geträumt hatte, ein Stelldichein von ihr zu erlangen, und überdem fürchtete, daß, wenn er ihr Muse zum Ueberlegen ließe, sie ihre Herablassung bereuen könnte. Denn die Ueberlegung ist der Liebe oft sehr nachtheilig.

Sie scheinen sehr große Eile zu haben, Herr von Rohan! Aber, da ich mich nun einmal erboten habe, Ihnen in dieser Sache zu dienen, so will ich mein Wort nicht zurücknehmen. Ich werde ja sehen, welche Beweismittel Sie aufbieten werden, um die Dame, welcher Sie Ihr Herz geschenkt haben, von Ihrer Liebe zu überzeugen; übrigens kann ich es nur loben, daß Sie ihren Namen geheim halten.

Möchten Sie ihn errathen haben, Madame, fügte der Marschall schüchtern hinzu.

Aber sein Forschen blieb ohne Antwort, worüber er sich sehr freute, denn bei dieser Gelegenheit hätten die Worte der Prinzessin weit weniger gesagt, als ihr Schweigen.

In Folge deſſen wurde der Bretone immer kühner und ſprach:

Ich ſage Ihnen, Madame, daß weder eine Prinzeſſin noch eine Königin des Abend- oder Morgenlandes, einen ſo gehorſamen, ergebenen und getreuen Sklaven hatte, als es der bis jetzt unglückliche Liebende, welcher in Liebe glüht und ſeufzt, ſein würde, wenn es ihm erlaubt wäre — eine Ehre, nach welcher er nur zitternd ſtrebt — den Reſt ſeines Lebens der Anbetung ſeines Idols zu weihen.

Dieſe Anrede, welche Peter von Rohan vielleicht aus irgend einem Ritterromane entlehnt hatte, wie es die Verliebten von heute in ähnlichen Fällen aus den Werken der berühmteſten Romanſchreiber unſerer Tage thun; dieſe Anrede ſchien ſehr im Geſchmack der Gräfin Angouleme zu ſein, die ihrem Ritter den zärtlichſten ihrer Blicke zuwarf.

Dieſer, glücklich den Ausdruck ſeiner Wünſche ſo günſtig aufgenommen zu ſehen, fuhr in ſeiner Rede mit jener Miene von Beſcheidenheit und Würde fort, welche Männern von anerkanntem Verdienſt ſo wohl anſteht, und ihnen oft mehr bei den Frauen dient, als erheuchelte Demuth:

Der Name, den ich trage — man verzeihe mir dieſe Ruhmredigkeit, weil ſie ſich mehr auf meine Ahnen als auf mich bezieht — iſt einer der berühmteſten der Bretagne und ſelbſt von ganz Frankreich ... Mein Vermögen iſt ſo bedeutend, daß ich in Pracht ſelbſt mit Prinzen von Geblüt wetteifern kann ... Mein Ruf iſt — wenn auch nicht ſo glorreich

als ich wohl wünschte, um der hohen und edlen Dame, der ich meine Huldigungen darbringe, zu gefallen — wenigstens untadelhaft, denn jeder Seigneur und Ritter, der mit mir oder gegen mich gekämpft hat, weiß, daß ich immer in vorderster Reihe bin, sei es auf dem Turnierplatz, oder auf dem Schlachtfelde. Und indem ich solchergestalt die Vorzüge, deren sich ein Mann rühmen kann, ohne sich die Anklage der Windbeutelei zuzuziehen, aufgeführt habe, bleibt mir nur noch übrig, zu den Füßen der geliebten und verehrten Dame, für die ich eine Krone erobern möchte, Alles, was ich besitze, meinen Namen, mein Vermögen, meinen Ruf niederzulegen und damit das Anerbieten meiner Hand und meines Herzens zu verbinden.

Wenn das Feuer, mit welchem Peter von Rohan seine Gefühle ausdrückte, ihn nicht so sehr fortgerissen hätte, daß seine Aufmerksamkeit sich nach und nach von der Prinzessin trennte und sich endlich ganz auf seine eigene Person beschränkte, so würde er vorstehende Rede sicherlich nicht so entschlossen bis zum Schlusse geführt haben.

Aber wenn seine Beschäftigung mit sich selbst ihn hinderte, in der Physiognomie der Gräfin von Angouleme die Fortschritte des Staunens zu lesen, das sich in ihren Gesichtszügen ausprägte, jemehr sich Herr von Gié dem Ende seiner Rede näherte, um so größer war seine Verwunderung, als er, nachdem er geendet und sich vor der Prinzessin respectvoll verneigt hatte, den Kopf erhob und in den Augen dieser

ihn eben erſt ermuthigenden Frau eine Regung von Zorn las, welcher das verächtliche Zucken ihrer Lippen noch ausdrucksvoller machte, und dann aus ihrem Munde, der ihm vor kurzem noch gelächelt hatte, mit berechnender Langſamkeit die ihm unerklärlichen Worte vernahm:

Mein Herr Marſchall, es ſcheint, daß wir uns nicht verſtanden haben ... Ich hatte geglaubt, daß mein Anwaltdienſt ſich darauf beſchränken ſollte, einige Regungen zärtlicher Sympathie für die Leiden Ihres Herzens in Derjenigen hohen und mächtigen Dame zu erwecken, deren Namen, was Sie auch immer denken mögen, ich weder weiß noch wiſſen will. Ich dachte nicht, daß Sie ſo ... begehrlich wären, mich zu beauftragen einen förmlichen Heirathsvorſchlag zu überbringen ...

Nachdem ſie dieſe Worte geendigt hatte, ſtand ſie auf, ging nach der Gallerie und überließ dem bretoniſchen Seigneur ſeiner Beſtürzung.

Bei dem heiligen Tag Gottes, rief Peter von Rohan aus, der, da er mit König Karl VIII. in inniger Freundſchaft gelebt, die dieſem Fürſten eigenthümlichen Ausdrücke und Schwüre ſich angeeignet hatte; bei dem heiligen Tag Gottes! das Herz der Frauen iſt ein Räthſel, welches ſchwerer zu löſen iſt, als die, welche die Sphynx der Mythe den Menſchen aufgab. Wer wäre nicht über die Gefühle und Geſinnungen dieſer hochmüthigen Wittwe getäuſcht worden? Sollte ſie bei ihren Ermuthigungen, ihr das Geſtändniß meiner Liebe abzulegen und meine Hand

anzubieten keinen andern Zweck gehabt haben, als über die thörichten Anmaßungen des Marschalls von Gié mit allen jenen jungen Edelleuten zu lachen, die sie unter dem Vorwand an den Hof zieht, damit sie ihrem Sohn Gesellschaft leisten, in Wahrheit aber, um für sich einen Kreis von Jünglingen heranzubilden? ... Die Auflösung des Räthsels ist folgende: Die Frau Gräfin, die sich noch für zu jung und zu schön dünkt, um schon den Wohlthaten ihrer Freiheit entsagen zu sollen, hätte mich lieber zum Galan als zum Gemahl gehabt ... Wahrhaftig, es könnte wohl später geschehen, daß, wenn sich Niemand mehr danach sehnt ihre Ketten zu tragen, die Reihe an sie kommt, sich in irgend einen schönen und tapfern Seigneur zu vergaffen, der ihr dann die Beleidigung zurückzahlen wird, die sie mir heute angethan hat!

Und bei diesem Gedanken brach der Marschall über den Verdruß der Prinzessin und sein eigenes Mißgeschick in ein schallendes Gelächter aus.

In diesem Ausbruch von Lustigkeit, dem sichersten Beweis der philosophischen Denkungsart Peters von Rohan, wurde er durch das Erscheinen des jungen Grafen von Angouleme unterbrochen, der damals erst zehn Jahr alt war.

Als Herr von Gié die Schritte seines Zöglings hörte, trat er aus dem Cabinet und ging ihm auf der Gallerie entgegen.

Mein theurer Gouverneur, sagte Franz, sobald er seiner ansichtig wurde, zu ihm, werden wir heute nicht außerhalb der Schloßgärten spazieren gehen?

Ich habe meiner Schwester versprochen, sie heute den Zelter reiten zu lassen, den Sie mir geschenkt haben.

Sie wissen, antwortete der Marschall, daß ich mich in Dinge, die Mademoiselle von Angouleme angehen, nicht mische. Wenn Sie wünschen, daß sie den Zelter versuche, und uns auf der Promenade begleite, so müssen Sie dazu die Erlaubniß der Frau Gräfin, Ihrer Mutter, zu erlangen suchen.

Es würde mir weit lieber sein, wenn Sie selbst ihr mein Gesuch vorstellten ... Ich wäre dann sicher, daß es mir nicht abgeschlagen würde.

Wirklich, rief der Bretone aus, Sie täuschen sich außerordentlich, mein lieber Franz ... Und wenn es selbst so, wie Sie glauben, wäre, so könnte ich jetzt doch nicht diesem Auftrag übernehme, da ich jeden Augenblick einen Courier von Chinon erwarte, wo gegenwärtig der Hof weilt.

Nun, dann gehe ich zu Margaretha zurück, sagte Franz, etwas mißvergnügt und verwundert über die, seiner Meinung nach, sehr irrige Behauptung des Marschalls, daß dessen Fürsprache bei seiner Mutter nicht mehr wirken werde, als seine eigenen Worte.

Der von Herrn von Gié erwartete Courier kam in den Schloßhof gesprengt. Er überbrachte ein Schreiben Ludwigs XII., welcher seinem treuen Diener und Freund, Peter von Rohan, der zugleich Commandant des Schlosses Amboise war, benachrichtigte, daß der Hof, um sich nach Blois zu begeben, Chinon verlassen und einige Tage in Amboise zubringen werde.

In Folge deſſen gab der Marſchall die nöthigen Befehle zum würdigen Empfang der königlichen Familie, und beeilte ſich, der Frau Gräfin von Angouleme die Anzeige hiervon mit gewohnter Ehrerbietung zukommen zu laſſen.

Uebrigens ſahen ſich die Mutter und der Gouverneur des jungen Prinzen, der einſt Frankreich beherrſchen ſollte, erſt in Gegenwart Ludwigs XII. wieder, der, wie er es angezeigt hatte, am andern Tag mit der Königin im Amboiſe antangte.

Die Prinzeſſin von Bourbon begleitete ſie. Dieſe Fürſtin, welche damals Wittwe war, wurde am Hofe Ludwigs mit großer Rückſicht behandelt, obwohl Anna von Bretagne, wie wir bereits bemerkt haben, keine Sympathie für ſie fühlte.

Bekanntlich war dieſe Königin die erſte, welche junge Mädchen aus edlen Familien zu ſich an den Hof nahm, deren Erziehung und Betragen zu beaufſichtigen ſie als ein beſonderes Vergnügen betrachtete.

Sicherlich hatte Anna nicht die geringſte Ahnung, welche Ausſchweifungen unter ſpäteren Regierungen dieſe Neuerung am Hofe herbeiführen werde, die ihr den unſchätzbaren Vortheil zu haben ſchien, jungen, leicht auf Irrwege gerathenden Mädchen die Grundſätze der Frömmigkeit und Weisheit einzuprägen, von denen ſie ſich ſelbſt nie verirrte. Jedermann weiß, welchen ſchändlichen Nutzen Katharina von Medicis aus den Reizen dieſer jungen Ehrendamen zu ziehen verſtand, und wie ſie, zu Gunſten ihrer

verdammenswerthen Politik, die Eroberungen ausbeutete, welche ihre leichte Escadron auf ihre Befehle zu machen hatte.

Unter den jungen Mädchen, welche damals das anmuthige Gefolge der Königin Anna bildeten, zeichneten sich zwei liebenswürdige Prinzessinnen ganz besonders aus. Die eine war Germaine de Foix, Nichte Ludwigs XII. und Schwester Gastons, dieses liebenswürdigen und tapfern Helden, der im Frühling seines Lebens in der Schlacht von Ravenna fiel. Die andere war Susanne von Bourbon, das einzige Kind aus der Ehe Anna's von Frankreich und des Herzogs von Bourbon.

Die Umgebung des königlichen Paares war damals nicht so reich an tapfern Rittern, als an schönen Mädchen, da der größte Theil der Seigneurs nach der Ehre gestrebt hatte, den Krieg in Italien mitzumachen, wo Ludwig fortwährend eine zahlreiche Armee auf den Beinen hatte, und sich bemühte, den unseligen Kampf fortzusetzen, den sein Vorgänger, Karl VIII., begonnen hatte.

Jedoch gab es am Hofe mehr wie einem Sprößling erlauchten Geschlechtes. Wir führen unter andern den Herzog von Alençon an, welcher die junge Prinzessin von Bourbon heirathen sollte; den Grafen Karl von Montpensier, damals fünfzehn bis sechzehn Jahr alt, welcher später, als er Herzog von Bourbon und Connetable von Frankreich geworden war, sich eine so traurige Celebrität durch den Verrath an seinem Vaterlande erwarb; den Herrn von Vandenesse,

jüngeren Bruder des Marquis von La Palice, der ein Armeekorps in Italien befehligte, und Wilhelm Gouffier, bekannter unter dem Namen von Bonnivet.

Der Marschall von Rohan hatte alle möglichen Lustbarkeiten angeordnet, um dem König den Aufenthalt in Amboise so angenehm als möglich zu machen; aber Ludwig war keineswegs aufgelegt Festlichkeiten beizuwohnen. Seine Gesundheit war durch den Kummer erschüttert, den die täglich aus Italien kommenden traurigen Nachrichten ihm verursachten, wie auch durch den Verdruß über die hartnäckige Opposition der Königin Anna, die sich verschiedenen Entschlüssen, die zu ergreifen dem König eine kluge Politik gebot, widersetzte.

So war es zum Beispiel mit der Verbindung des jungen Franz mit Claudia von Frankreich, der beschlossenen Verbindung, welcher sich die Königin, die selbst, wenn es sich um das Staatswohl handelte, ihre persönlichen Rücksichten nicht vergaß, auf's Entschiedenste widersetzte. Dasselbe war später der Fall, als Ludwig XII. im Zerwürfniß mit Papst Julius II. lag.

Anna, welche wahrscheinlich nicht wußte, daß dieser kriegerische Pontifex der Feind ihres Gemahls und Frankreichs war, vertheidigte den heiligen Stuhl mit so viel Eifer und Hartnäckigkeit, daß der König eines Tages ungeduldig ausrief:

Der Teufel soll mich holen — das war sein Lieblingsschwur — der Teufel soll mich holen, meine Bretonin, wenn Du Dich nicht, indem Du mit so

viel Bitterkeit die Beweise berühmter Rechtsgelehrten tadelst, für klüger hältst, als sie alle! Hat Dir Dein Beichtvater nicht gesagt, daß sich die Frauen in königliche Angelegenheiten nicht zu mischen haben?

Ungeachtet dieser Vorstellung von Seiten ihres Gemahls machte die Königin von ihrem Souverainitätsrecht, welches ihr durch den Ehecontract über die Bretagne vorbehalten war, Gebrauch, und verbot den Bischöfen dieser Provinz, sich zu dem in Pisa, in für den Papst entschiedenen feindseligen Absichten, versammelten Concil zu begeben.

Als der König Amboise verließ, hatte er, auf die Bitten der Gräfin von Angouleme, Karl von Montpensier, Wilhelm Gouffier und den Herrn von Vandenesse zur Gesellschaft des jungen Franz daselbst zurückgelassen.

Der letztgenannte der jungen Gäste hatte durch sein schönes Aeußere und seine feinen Sitten die Aufmerksamkeit der Frau Gräfin erregt und es ist wahrscheinlich, daß sie, um diesen schönen jungen Ritter einige Zeit im Schlosse behalten zu können, ohne sich den boshaften Bemerkungen der Höflinge auszusetzen, die beiden andern jungen Seigneurs ebenfalls bestimmte, in Amboise zu bleiben, um ihrem Sohne Gesellschaft zu leisten.

Montpensier und Gouffier waren beide fünf bis sechs Jahr älter als Franz ... Der ernste und zurückhaltende Charakter des erstern contrastirte sehr mit dem muntern und einschmeichelnden Benehmen des andern ... Es war daher natürlich, daß der Prinz

die Gesellschaft Bonnivets lieber sah, als die des ernsthaften jungen Grafen.

Die einzige Person, vor welcher der stolze Character Karls sich zuweilen beugte, war Mademoiselle von Angouleme. Obgleich sie erst dreizehn Jahre zählte, so zeichnete sie sich doch hinsichtlich ihrer Anmuth, ihres Geistes und ihrer Bildung vor allen Damen am Hofe vortheilhaft aus. Der Graf von Montpensier bewunderte dieses liebenswürdige und reizende Kind . . . und Bewunderung führt manchmal zur Liebe.

Wie besorgt auch der Graf war, um den aufmerksamen Blicken der Hofleute die Gefühle, welche sich so zu sagen in sein Herz geschlichen hatten, nicht bemerkbar werden zu lassen; Gouffier hatte sie errathen. Von dieser Zeit an wurden diese beiden jungen Seigneurs Feinde, vielleicht, weil sie schon Rivalen waren . . . Margaretha bemerkte, ohne sie jedoch recht zu begreifen, diese ersten Anzeichen erwachter Leidenschaft, die sie dem Grafen einflößte und die sie später auch theilte.

Wahrscheinlich hatten die freundlichen Absichten Wilhelm Gouffier's gegen Montpensier auch Einfluß auf den jungen Prinzen. So viel steht fest, daß diese beiden letztern eines Tages, man weiß nicht aus welchem Grunde, bei einer Parthie Ballspiel, der sie nur als Zuschauer beiwohnten, in Streit geriethen. Es wird versichert, daß Franz, dessen kriegerischer Muth sich bei jeder Gelegenheit kund that, zum Zweikampf herausforderte . . . Es gelang Herrn von Gié

endlich ihn zu beruhigen, aber seine Versuche, auch Montpensier's Zorn zu beschwichtigen, scheiterten. Sein Groll, anscheinend weniger heftig als der des jungen Grafen Angouleme, war bei weitem tiefer.

Er reiste noch denselben Tag ab, und zwar nicht nach Blois — der König war in dieser Stadt ernstlich krank geworden — sondern nach Paris, wo er sich zur Prinzessin von Bourbon, seiner Verwandten und Pathin, begab, die sich, seitdem sie Amboise verlassen, von dem Hofe getrennt hatte.

Die plötzliche Abreise des Grafen Montpensier ward von der Gräfin von Angouleme kaum bemerkt; ihre Neigung zu dem Herrn von Vandenesse nahm immer mehr zu. Dieser Seigneur, der sich geschmeichelt fühlte, der bevorzugte Gegenstand einer so hohen und vornehmen Dame zu sein, beging die Unklugheit ihre Farben zu tragen. Er kleidete sich jetzt in Blau und Silber, statt, wie er es früher zu thun pflegte, in Grün und Grau. Diese Aenderung in seiner Tracht entging den Blicken Peters von Rohan nicht.

Der abgewiesene Liebhaber Luisens von Savoyen ergriff diese Gelegenheit sich jetzt an der Prinzessin zu rächen. Er belauschte alle Schritte dieses begünstigten Galans und überraschte ihn eines Abends, als er sich in einen schmalen und dunklen Gang schlich, der zu den Gemächern der Frau Gräfin von Angouleme führte.

Mein Herr, sagte der Marschall mit sardonischem Tone zu ihm, ich weiß, daß die Zimmer der Frauen Ihrer königlichen Hoheit der Frau Gräfin von An-

gouleme auf dieſen Gang hinausgehen ... Ich will Sie aber nicht fragen, wozu ich in meiner Eigenſchaft als Gouverneur dieſes Schloſſes das Recht hätte, wem Sie in dieſen ziemlich unpaſſenden Stunden Beſuche abſtatten wollen ... Ich will mich nur darauf beſchränken, Sie zu erſuchen ſogleich zurückzugehen und Ihnen einſchärfen, morgen früh bei Zeiten dieſe königliche Wohnung zu verlaſſen, da ich einen Aufenthalt hier nur Denen geſtatten kann, deren Beiſpiele für meinen Zögling nicht nachtheilig ſein können.

Herr von Vandeneſſe, welcher fürchtete die Gräfin von Angouleme durch Widerſtand, der überdem, da der Marſchall von Gié als Herr in Amboiſe commandirte, unnütz geweſen wäre, bloszuſtellen, erwiederte nichts und verließ am andern Morgen das Schloß, ohne auch nur der Prinzeſſin Lebewohl ſagen zu können.

Dieſe, als ſie die ſchnelle Abreiſe Vandeneſſe's erfuhr, ſchrieb die Urſache derſelben natürlich ſogleich dem Herrn von Gié zu. Sie betrachtete dieſen Gewaltſtreich des Gouverneurs ihres Sohnes als einen Akt der Wiedervergeltung, deſſen Schimpf ſie bitter empfand, nahm ſich jedoch vor, ihm denſelben einſt ſchwer fühlen zu laſſen. Uebrigens ſah ſie Herrn von Vandeneſſe nie wieder, der ſich im italieniſchen Kriege mit Ruhm bedeckte und das Leben in derſelben Schlacht von Rebec verlor, in welcher Bayard, der Ritter ohne Furcht und Tadel, fiel.

Diesem Gewaltstreich des Marschalls folgte bald ein anderer, der nicht minder kühn war.

Die Krankheit des Königs hatte einen sehr beunruhigenden Character angenommen. Indem Anna von Bretagne ihm die zärtlichste Sorgfalt widmete, vernachlässigte sie jedoch ihre eigenen Angelegenheiten durchaus nicht. Der gefährliche Zustand, in welchem sich ihr Gemahl befand, flößte ihr rücksichtlich ihrer eigenen Lage gerechte Besorgniß ein.

Da sie entschlossen war, sich von dem königlichen Hofe, sobald sie Wittwe werden sollte, in ihr Herzogthum Bretagne, wo sie wenigstens noch als Souverainin leben konnte, zurückzuziehen, so ließ sie ihre kostbarsten Möbel, ihre Juwelen und Alles, was sie, mit Recht oder Unrecht, als ihr Eigenthum betrachtete, einpacken, und schickte es zu Schiffe auf der Loire nach Nantes.

Beim heiligen Ludwig! rief Peter von Rohan aus, als er die etwas voreiligen Maßregeln, die Anna ergriff, bemerkte, die Bretonin (so nannte sie Ludwig XII. manchmal, wenn ihn diese Fürstin zu sehr mit lästigen Vorstellungen belagerte), die Bretonin verliert nie den Kopf, wenn es sich darum handelt ihre Interessen zu wahren! Aber, bei Gott, ich will ihr beweisen, daß ich auch Bretone bin und daß ich die Rechte, deren Vertheidigung mir anvertraut worden ist, zu behaupten weiß. Meiner Treu, das heißt doch ein wenig gar zu bald das Haus räumen, und ich glaube, nicht eine Bürgerin würde mit so unpassender Eile handeln. Abgesehen davon, daß unser

guter und vielgeliebter König seinem Tode durchaus noch nicht so nahe ist, so darf die Frau Königin auch nicht aus ihrer eigenen Machtvollkommenheit Gegenstände bei Seite schaffen, welche der Nachfolger ihres Gemahls, als der Krone angehörend, reclamiren könnte.

Diese Worte, welche um so beleidigender für Anna von Bretagne waren, als deren Richtigkeit nicht geleugnet werden konnte, sprach der Marschall in Gegenwart mehrerer Personen, unter denen sich die Frau Gräfin von Angouleme und Herr von Pontbrient, der Kammerherr des jungen Prinzen, befanden.

Uebrigens gab der Marschall, der immer schnell bei der Hand war seine Ideen in's Werk zu setzen, unmittelbar darauf die nöthigen Befehle, um die von der Königin nach der Bretagne expedirten Schiffe anzuhalten. Aber so schnell er auch seinen Entschluß gefaßt hatte, so waren die Schiffe doch schon, da er nicht frühzeitig genug von dem Unternehmen benachrichtigt worden war, bei Amboise vorbei passirt, als Herr von Gié seine Vorsichtsmaßregeln ausführen lassen wollte. Er verlor aber deshalb die Geistesgegenwart nicht, sondern schickte seine Gendarmen zu Pferd nach Saumür und ließ die Koffer und Kisten der Königin wegnehmen.

Dieser verwegene Streich brachte den bretonischen Seigneur in sehr große Gefahr.

Die Voraussicht des Marschalls traf ein, der König erholte sich wieder. Die Königin, im höchsten

der, um seine Rechte zu behaupten, die er in der Eigenschaft als erster Prinz von Geblüt an der Regentschaft zu haben vermeinte, die Waffen ergriffen hatte, in einer Schlacht bei Saint-Aubin in der Bretagne von dem Sire von La Trémouille, dem Generalleutnant der königlichen Armee, besiegt und gefangen genommen worden war, wurde er in den Thurm von Bourges eingeschlossen, wo er während seiner dreijährigen Gefangenschaft eine sehr harte Behandlung erlitt.

Glücklicherweise für ihn wollte König Karl, gerührt durch die dringenden Bitten und die Thränen seiner Schwester Johanna, die sich eines Tages zu seinen Füßen warf, und ihn um Gnade für ihren Gemahl bat, die Ausübung einer Gewalt, deren sich seine Schwester Anna, die durch den Tod des älteren Bruders ihres Gemahls Herzogin von Bourbon geworden war, sonderbarer Weise gar nicht zu entledigen suchte, durch einen Akt der Gnade beginnen.

Es geschah daher aus eigener Machtvollkommenheit, daß der junge, großmüthige Monarch die Gefängnißpforte seines Verwandten öffnen ließ; aber da er die unbeugsame Härte seiner gegen den Herzog erzürnten Schwester Anna recht wohl kannte, so hielt er es, um zu dem gewünschten Ziele zu kommen, für gut, seine Zuflucht zur List zu nehmen.

Um sich der Aufsicht der Herzogin von Bourbon zu entziehen, schützte er eine Jagdparthie vor und indem er sich sofort auf ein der Stadt Bourges nahgelegenes Schloß begab, schickte er zwei

Kammerherrn ab, um Ludwig von Orleans zu befreien.

Anna schien sehr verletzt über den Gewaltstreich ihres Bruders und Mündels, dem sie von dieser Zeit an die Regierung allein überließ. Lange noch bewahrte sie dem Herzog von Orleans gegenüber eine hochmüthige Haltung, gegen den sich im Gegentheil der Herzog von Bourbon — der allerdings die seiner Gemahlin von ihm widerfahrene Unbill nicht kannte — höchst zuvorkommend und höflich zeigte.

Jetzt wollen wir nach Schloß Amboise zurückkehren, von dem uns diese kurze Abweichung für einen Augenblick getrennt hat.

Nach dem Tode ihres Gemahls hatte die Königin Charlotte das Schloß Loches, diesen traurigen Aufenthaltsort, wo Ludwig XI. die Prinzen, Cardinäle und andere hohe Personen, die des Verraths angeklagt oder verdächtig waren, in eiserne Käfige einsperren ließ, sogleich verlassen.

Den Geschichtsschreibern jener Zeit zufolge wurden diese eisernen Käfige, die sich mehr für wilde Thiere als für Menschen geziemen, von den bekannten Bischöfen von Angers und von Verdün, — La Balün und Harancourt erfunden. Jedoch es ist erwiesen, daß ihr Gebrauch schon zu Anfang jenes Jahrhunderts in Asien bekannt war, da der blutdürstige mongolische Eroberer Tamerlan den Sultan von Constantinopel, Bajazet I., den er im Jahr 1401 in der Schlacht von Ancyra zum Gefangenen machte, in einen derselben einsperren ließ.

Also hatte die arme Charlotte, glücklich einen Wohnort verlassen zu dürfen, aus welchem der verstorbene König ein Staatsgefängniß hatte machen lassen, ihren festen Aufenthalt in Amboise genommen. In diesem Schlosse starb sie wenige Monate nach dem Tode ihres Gemahls, nicht ohne einige nutzlose und lächerliche Versuche gemacht zu haben, zum Nachtheil ihrer ältesten Tochter und gegen den letzten Willen Ludwigs XI., die Regentschaft an sich zu reißen, deren Last zu tragen sie doch sicherlich unfähig gewesen wäre.

Karl VIII., der seit seiner Krönung abwechselnd zu Paris, Vincennes und Plessis residirte, schlug von Neuem seinen Hof zu Amboise auf, nachdem er sich mit jener schönen Erbin von Bretagne vermählt hatte, von welcher, wie wir gesehen haben, zur Zeit seiner Verlobung mit Margaretha von Oestreich, so vielfach gesprochen worden war.

Die ebengenannte Prinzessin wurde, nachdem sie neun Jahr in Frankreich zugebracht hatte, unter großen Ehrenbezeugungen nach Flandern zurückgeführt, was sie jedoch nicht abhielt, über diese Zurückschickung, die den Erzherzog Maximilian, ihren Vater, höchlich erzürnte, sehr verletzt und ungehalten zu sein.

Aber die Folgen von Maximilians Zorn wurden zu wenig gefürchtet, als daß der König von Frankreich, aus Furcht mit diesem Fürsten in einen Krieg verwickelt zu werden, der vortheilhaften Ehe hätte entsagen sollen, deren Unterhandlung von dem Grafen Dünois so geschickt geführt worden war.

Dieſer Seigneur, der, wie Comines und die vornehmſten Anhänger Ludwigs von Orleans, bei der Herzogin von Bourbon in Ungnade gefallen war, ſuchte ſich die Gunſt des jungen Königs zu erwerben, indem er ihn zu einer um ſo wünſchenswertheren ehelichen Verbindung zu verhelfen ſtrebte, als Anna, deren Vater und jüngere Schweſter nicht mehr lebten, die alleinige Erbin des ſchönen Herzogthums Bretagne war, welches auf dieſe Weiſe mit der Krone Frankreichs vereinigt wurde.

Es war nicht ſo leicht geweſen, Mademoiſelle von Bretagne dahin zu beſtimmen, die Gemahlin des Königs Karl zu werden. Dieſe Prinzeſſin, deren hohen Verſtand, Frömmigkeit und Charakterſtärke die Geſchichtſchreiber jener Zeit ſehr rühmen, erweckt wenig Sympathie in uns. Einem Sprüchwort zufolge hat man gewöhnlich auch die Schattenſeiten ſeiner guten Eigenſchaften. Nun, Anna ſcheint uns dieſe zu weit getrieben zu haben, daß ſie von jenen ein wenig gar zu ſehr verdunkelt wurde. Ungeachtet ihrer Weisheit und Frömmigkeit zeigt ſie ſich, unſerer Meinung nach, ihr ganzes Leben lang intereſſirt, hartnäckig, rachſüchtig und eben ſo tyranniſch gegen Diejenigen, deren Ergebenheit und Zuneigung ſie kannte, als unterthänig gegen einen Jeden, der ſie zu beherrſchen verſtand.

So ſehen wir ſie in ihrer Treue gegen den Vater Margaretha's von Oeſtreich, den Erzherzog Maximilian, den ſie nie geſehen hatte, beharren, deſſen Alter und Geiſtesrichtung gar nicht mit der ihrigen

übereinstimmte, und der, nachdem er sie durch Procuration geehligt hatte, durchaus keine Anstalt machte, die Hindernisse, die sich ihrer Vereinigung entgegensetzten, zu überwinden. Dann, als sie dem Andringen ihrer Rathgeber ihrer ergebensten Freunde, nachgebend, den Papst um Aufhebung dieser sonderbaren ehelichen Verbindung zu bitten und ihre, wieder frei gewordene, Hand dem Souverain von Frankreich zu reichen, da gewährt sie jenem liebenswürdigen und verführerischen Ludwig von Orleans, der sich während eines Aufenthalts am Hofe des Herzogs Franz in sie verliebt hatte, kaum eine flüchtige Erinnerung, und fügen wir hinzu, sie hatte eine Leidenschaft erfaßt, welche die Verpflichtungen, die Ludwig gegen die trübsinnige Johanna hatte, nicht zu erlöschen, wohl aber die Anträge eines gekrönten Prinzen zu ersticken vermochte.

Kurze Zeit nach ihrer Vermählung, welche ohne Pomp zu Langeais und nach ihrer Krönung, die zu Saint-Denis mit großem Glanze stattfand, wurde die junge Königin von ihrem Gemahl nach Schloß Amboise geführt, wo dieser Fürst geboren war und das er zu verschönern sich vornahm.

Sein Abgang nach Oberitalien, das er vermuthlich zu erobern sich schmeichelte, verzögerte die Ausführung dieses Projects, mit welchem er sich bei seiner Rückkehr wieder beschäftigte. Er ließ sich mehrere Pläne vorlegen und den Bau eines Palastes beginnen, der prächtig ausgeschmückt werden sollte. Aber ein beklagenswerther Unfall unterbrach diese Arbeiten,

deren oberſte Leitung der König ſelbſt übernommen hatte.

Eines Tags, als Karl die Königin nach dem Ballſpielſaal geleitete, zu welchem man nur durch einen niedrigen und dunklen Gang gelangen konnte, ſtieß er ſich, obgleich nur klein von Geſtalt, an die Decke eines gewölbten Eingangs. Er ſchien keinen Schmerz zu empfinden und ſetzte ſeinen Weg nach dem Saal fort, wo er ſelbſt an mehreren Spielen Theil nahm. Aber als er wieder durch dieſe Gallerie ſchritt, um nach ſeinen Gemächern zurückzukehren, erfaßte ihn ein Schwindel und er ſank ohnmächtig nieder.

Der König blieb neun Stunden in dieſem Zuſtande und an dieſem Orte, dem häßlichſten und unbequemſten des ganzen Schloſſes, liegen, und von welchen ihn Niemand wegzubringen trachtete, ſei es, daß Angſt und Beſtürzung einem Jeden die Geiſtesgegenwart geraubt hatte, oder daß man fürchtete, ſeine letzte Stunde durch die leiſeſte Bewegung zu beſchleunigen.

Karl kam nicht wieder zur Beſinnung. Er ſtarb, auf einer ſchlechten Matratze liegend, deſſelbigen Tags um eilf Uhr Abends, am 7. April 1498. Er war erſt acht und zwanzig Jahr alt. In Wahrheit, dieſer tapfere und hübſche Monarch, wie ihn die Chronikenſchreiber jener Zeit nennen, hatte ein trauriges Ende.

Die Königin offenbarte tiefen Schmerz über den Verluſt ihres Gemahls, deſſen häufige Treuloſigkeit

ihr jedoch kein Geheimniß war. Sie hatte ihm vier Kinder geschenkt, welche aber sämmtlich sehr frühzeitig gestorben waren. Um sich darüber trösten zu können, daß sie ihre Rolle als Souverainin nicht durch die als Regentin fortspielen konnte, hatte sie die Aussicht, bald wieder den Thron Frankreichs einnehmen zu können, auf welchen sie zurückzuführen die dauernde Liebe des Herzogs von Orleans, der ihn bald unter dem Namen Ludwig XII. bestieg, nicht lange säumen konnte.

Ein Trauergottesdienst von außerordentlicher Pracht ward auf den B.fehl und, wie versichert wird, auch auf Kosten seines Nachfolgers, in der Schloßkapelle von Amboise für die Seelenruhe des verstorbenen Königs gefeiert. Ludwig XII. zeigte sich jedoch in der Folge nicht weniger sparsam mit seinem, als mit dem Gelde seiner Unterthanen, welches diese ihm hätten Dank wissen sollen, denn er verminderte dadurch ihre Steuern, welche alle seine Vorgänger, von Karl V. an, vermehrt hatten. Aber Völker wie Könige sind manchmal undankbar.

Die Pariser machten sich über diese vielleicht etwas zu große Oekonomie, worüber sich, genau genommen, eigentlich nur die Hofschranzen zu beklagen hatten, durch Aufführung von Possen lustig, in welchem Histrionen Ludwig XII. in einem leicht erkennbaren Costüm, als krank und von Aerzten umgeben, darstellten. Diese ließen nämlich dem Patienten, nachdem sie sich gegenseitig consultirt hatten, eine große Dosis flüssigen Goldes verschlingen, worauf er sofort

wohler wurde und bald einen unbezähmbaren Durst nach diesem Getränke empfand.

Als Ludwig von dieser Kühnheit und dem außerordentlichen Succes, den diese Farcen machten, unterrichtet wurde und man ihn drängte, diese frechen Menschen, welche die Person des Königs lächerlich zu machen wagten, zu bestrafen, antwortete er:

„Ich will lieber die Hofschranzen über meinen Geiz lachen, als das Volk über Verschwendungssucht weinen sehen. Laßt sie also sich immerhin ergötzen, vorausgesetzt, daß sie nicht den, den Frauen schuldigen, Anstand verletzen.“

Wir glauben, kein constitutioneller Fürst unserer Zeit könnte die Duldsamkeit und Nachsicht weiter treiben.

„Suchen Sie die Aufhebung Ihrer Ehe mit Johanna von Frankreich zu erlangen, und ich reiche Ihnen meine Hand am Altare,“ hatte die Wittwe Karls VIII., mit noch thränenfeuchtem Gesichte, dem neuen König geantwortet, als dieser unter die Worte der Sympathie für ihren Schmerz einige Anspielungen auf ihre frühere Zuneigung zu mischen gewagt hatte.

Bemerkenswerth ist, daß Anna von Bretagne, wahrscheinlich um die Größe ihres Kummers mehr zur Schau zu tragen, die erste war, welche sich nach dem Tode ihres Gemahls schwarz kleidete, anstatt, wie es die früheren Wittwen französischer Könige gethan hatten, weiße Trauerkleidung zu tragen.

Eilf Monate nach dem Tode Karls VIII., nach-

dem Cäsar Borgia, Neffe des Papstes Alexander VI., die Bulle, durch welche Seine Heiligkeit die zwischen Ludwig von Orleans und Johanna von Frankreich eingegangene eheliche Verbindung für null und nichtig erklärte, überbracht hatte, ward die Auflösung dieser Ehe in der Kirche Saint-Denis in Amboise öffentlich angekündigt.

Diese unglückselige Tochter Ludwigs XI., deren Tugenden und Hingebung nicht vermögend gewesen waren, das Herz des Mannes, an dessen Geschick sie seit ihrer frühesten Jugend gefesselt war, zu gewinnen, zog sich nach Bourges zurück, wo sie das Kloster des Maria-Verkündigungsordens gründete und in selbigem 1504 starb.

Anna von Bretagne, deren Vermählung unmittelbar nach der Ehescheidung Ludwigs von Johanna erfolgte, begab sich erst im Jahre 1500 wieder nach Amboise. Der König, der sie in Folge eines hohen Grades von Delikatesse allein in dieses Schloß wollte zurückkehren lassen, in welchem noch Alles an Karl VIII. erinnerte, säumte jedoch nicht, ihr baldigst nachzufolgen.

Dieser Monarch ließ den sogenannten königlichen Garten hier anlegen; ebenso hat man ihm die große Gallerie, welche das Schloß nach der Wasserseite zu begrenzt, zu verdanken, sowie den schönen Balkon, von welchem man das ehemalige Minoritenkloster erblicken kann. Dennoch aber residirte das königliche Paar nicht fortwährend in Amboise, sondern

bezog abwechselnd auch die Schlöſſer Blois, Loches, Chinon und das Hotel des Tournelles zu Paris.

Die ehemalige Wohnung Karls VIII. ward vom Jahr 1504 an der gewöhnliche Reſidenzort Luiſens von Savoyen, der Wittwe des Grafen Karl von Angouleme, Couſins Ludwigs XII.

Dieſe Fürſtin hatte ihre erſten Wittwenjahre zu Romorantin zugebracht, wo ſie ſich mit der Erziehung ihres Sohnes Franz und ihrer Tochter Margaretha beſchäftigte. Da erſterer Ludwig XII. in der Regierung ſuccediren ſollte, im Falle er ohne directe männliche Erben ſtürbe, ſo hatte ihm der König einen ſehr gewandten Gouverneur gegeben, der die ſchwierige Aufgabe, einen Thronerben zu erziehen, vollkommen löſte. Dieß war Peter von Rohan, Marſchall von Gié.

Dieſer Seigneur, ein Sprößling einer der erſten Familien der Bretagne, der ſehr reich und bei dem König, welcher ſeine Redlichkeit und Offenheit ſchätzte, in hoher Achtung ſtand, ließ ſich von den Reizen der jungen Wittwe, deren Sohn er bildete, feſſeln.

Dieſe legte vielleicht bei den täglichen Berührungen mit dem Gouverneur ihres Sohnes nicht genug Zurückhaltung an den Tag, um dadurch ſeine etwas anmaßlichen Hoffnungen zu zerſtören. So viel iſt gewiß, daß es Peter von Rohan, der täglich mehr von der Frau Gräfin von Angouleme bezaubert wurde, eines Nachmittags, als er ſich mit ihr auf dem Balkon der von dem regierenden König neu erbauten Gallerie allein befand, es wagte, ihr einige galante Re-

densarten zu sagen, worüber die Prinzessin durchaus nicht beleidigt schien.

Der breton'sche Seigneur, dem das nöthige Vertrauen zu seinen Verdiensten und physischen Annehmlichkeiten keineswegs fehlte, muthmaßte, daß eine deutlichere Erklärung günstig aufgenommen würde; er wagte es daher, die Hand der Fürstin zu ergreifen, welche vorgab zu glauben, er wolle sie in das Arbeitszimmer des jungen Grafen von Angouleme geleiten, wo sie allerdings täglich mit ihm über die Studien und die Fortschritte des Prinzen zu sprechen pflegte, und sich manchmal auch über die glänzende Zukunft unterhielt, die ihm vorbehalten war, wenn Ludwig XII., welchen Anna von Bretagne zum Vater von zwei Töchtern gemacht hatte, ohne männliche Nachkommenschaft sterben sollte.

Obgleich Herr von Gié in diesem Augenblick durchaus nicht aufgelegt war, sich mit seinem Zögling zu beschäftigen, so gab er doch dem Willen der Fürstin nach und schlug die Richtung nach dem am Ende der Gallerie gelegenen Zimmer ein. Ueberdem dachte Peter von Rohan — und hierin hatte ihn seine Einbildung, obgleich von Liebe entzündet, nicht getäuscht — daß die Fürstin es nicht übelnehmen werde, wenn er den Gegenstand der Unterhaltung, die er etwas verwegen angesponnen hatte, wieder aufnehme und daß sie nur nicht wünschte Gefahr zu laufen, durch das Erscheinen irgend eines Unberufenen compromittirt zu werden.

Unter dem Eindruck dieses Gedankens führte der

Marschall die Frau Gräfin von Angouleme in das Cabinet bis zu dem am Fenster stehenden Lehnstuhl, auf den sie sich gewöhnlich niederzulassen pflegte und lehnte sich an einen großen Wandschrank an, der einige Schritte von dem Sessel stand und seinen Zweck als Buchhandlung, wie man damals sagte, vollständig erfüllte.

Luise von Savoyen, welche wie die meisten Frauen, die in der Jugend Wittwe werden, sehr erfahren in der Kunst der Koketterie war, beobachtete ein nachlässiges unbefangenes Wesen und spielte mit einem jener kleinen Spiegel, mit Pfauenfedernschmuck und elfenbeinernem Griff, welche die vornehmen Damen jener Zeit an ihrem Gürtel trugen und deren sie sich als Fächer bedienten.

Jedoch, eine so große Gleichgültigkeit auch die Prinzessin affectirte, an dem fortwährenden und ungleichen Stampfen ihrer Füße konnte man deutlich genug merken, daß sie im Innern höchst ungeduldig war ... Dieß kam daher, weil der Marschall, der immer ruhig vor ihr stand, sie unablässig betrachtete, und die Bewunderung für ihre Reize ihm die Fähigkeit dergestalt geraubt zu haben schien, daß er seine Gedanken nicht anders als durch Blicke ausdrücken konnte. Aber diese stumme Sprache genügte der Frau Gräfin von Angouleme jedenfalls nicht, darum brach sie auch zuerst das Stillschweigen.

Herr Marschall, fragte sie, ist in dieser Buchhandlung nicht eine Copie jener Abhandlung über die Jagd, welche Graf Johann von Foix dem

Herzog Philipp dem Guten von Burgund einſt ſchenkte?

Ja, wirklich, ich glaube, daß es da iſt, antwortete Rohan mit der erſtaunten Miene eines Mannes, der plötzlich aus ſeinen Träumen geriſſen wird. — Wünſchten Sie es zu leſen? fügte er nach kurzer Pauſe hinzu.

O ja, antwortete die Prinzeſſin. Unſere weiſe und gelehrte Souverainin, fuhr ſie mit etwas ironiſcher Betonung der Stimme fort, iſt ſo erfahren in der Wiſſenſchaft der Jagd und Falknerei, daß ich mich meiner Unwiſſenheit hierin ſchäme, wenn man in ihrer Gegenwart von dieſem intereſſanten Gegenſtande ſpricht.

Anna von Bretagne hatte in der That höchſt brillante Jagdgeräthſchaften, von denen ſie manchmal Gebrauch machte. Dieſe Königin, deren von Natur herrſchſüchtiger Charakter durch die Willenskraft ihres erſten Gemahls, der, zwar gut und liebenswürdig, ſich aber nie zu gefällig und unterthänig gegen ſie gezeigt hatte, gebeugt worden war, dieſe Königin, ſagen wir, lebte mit den Prinzeſſinnen von Geblüt nicht im beſten Einvernehmen.

Weit entfernt, das Beiſpiel Ludwigs XII. nachzuahmen, der durch ſein Benehmen gegen die Herzogin von Bourbon, Anna von Frankreich, ſowie gegen La Trémouille, der ihn mehrmals gekränkt hatte, bewies, daß die von ihm bei ſeiner Thronbeſteigung geſprochenen Worte: Es kommt nicht dem König von Frankreich zu die Beleidigungen zu

rächen, die dem Herzog von Orleans angethan wurden, keine Täuschung waren, hatte Anna von Bretagne jederzeit Abneigung nicht blos gegen die Herzogin von Bourbon, der sie nie verzieh, daß sie während Karls VIII. Kriegsexpedition nach Italien an ihrer Stelle Regentin des Reiches war, sondern auch gegen die Gräfin von Angouleme bezeugt.

Letztere war ebenfalls mit einem festen Geist begabt, der sie zum Regieren im hohen Grade befähigte, und die Königin, welche, wie wir bereits bemerkt haben, nur Töchter von dem sechszehn Jahre älteren Ludwig hatte, muthmaßte, daß er vor ihr sterben würde und sah schon die Zeit voraus, wo die Autorität der Mutter Franz von Angouleme's mehr gelten würde, als die ihrige.

Aber die menschliche Voraussicht verwirklicht sich nicht immer ... So war es auch rücksichtlich der Königin, denn sie starb früher als ihr zweiter Gemahl und hatte folglich nicht das, für Frauen, welche Königinnen gewesen sind, unangenehme Schauspiel, eine andere Fürstin die erste Stelle am Hofe einnehmen zu sehen.

Aus diesen Rivalitäten, deren eine doch nur in einer Erinnerung, und die andere in einer Befürchtung bestand, war zwischen der Königin, der Herzogin von Bourbon und der Gräfin von Angouleme eine heimliche Feindschaft entsprungen, welche sich manchmal bei bedeutsamen, oft aber bei wahrhaft kindischen Gelegenheiten offenbarte.

Die Frau Königin findet in der That sehr gro-

ſes Wohlgefallen an dem Jagdvergnügen, hatte auf die Bemerkung der Gräfin von Angouleme der Marſchall von Gié mit zerſtreuter Miene geantwortet.

Dieſe Neigung ſcheint mir ſo groß zu ſein, daß ich ſie eher eine Leidenſchaft nennen würde, erwiederte die Prinzeſſin.

Glücklich ſind Diejenigen, ſeufzte Peter von Rohan, welche keine andere als dieſe in ſich verſpüren.

Aber ohne die Leidenſchaften würden wir gar nicht empfinden, daß wir leben, bemerkte Luiſe von Savoyen.

Ei, Madame, wenn es Leidenſchaften giebt, welche Leben geben, ſo giebt es deren auch, welche tödten.

Wahrhaftig, Herr von Gié, Sie ſind heute recht kläglich.

Wie könnte es anders ſein für einen, der ſeit ſo langer Zeit in Liebe ſchmachtet!

Alſo empfinden Sie, mein armer Marſchall, grauſame Liebespein? fragte die Gräfin mit einem halb ernſthaften, halb ſcherzendem Tone, der den Marſchall ermuthigen mußte. Auch antwortete er ihr hierauf mit einer ſonderbar zärtlichen Betonung der Stimme:

Entſetzliche Liebespein, Madame.

Und ... fragte die Prinzeſſin etwas zögernd, ſeit wann erdulden Sie denn dieſes ſüße Märtyrthum?

Seit dem Tage, an welchem die ſchönen Augen

Derjenigen, welche ich anbete, zum erſten Male den meinigen begegneten.

Eine ſo beſtändig lodernde Flamme ſollte doch belohnt werden, verſetzte Luiſe, welche durch dieſe unüberlegte, vielleicht aber auch wohlbedachte Bemerkung ihrem girrenden Ritter zu verſtehen gab, daß es nicht nöthig war, ihr den Gegenſtand ſeiner Verehrung zu nennen, denn die Antwort des Marſchalls zeigte durchaus nicht an, ob die Epoche, auf welche er anſpielte, eine nahe oder ferne ſei, und die Frau Gräfin bewies ihm, daß ſie das Datum nun kannte ...

Unter dieſem Datum war nämlich der Hochzeitstag der Gräfin von Angouleme gemeint, an welchem der bretoniſche Seigneur bei einem Maskenballe, der im Hotel de Bourbon in Paris ſtattfand, eine bedeutende Rolle geſpielt hatte. Die Prinzeſſin war nämlich durch ihre Mutter eine Nichte der Herzöge von Bourbon.

Herr von Rohan-Gié empfand lebhafte Freude, als er bemerkte, wie treu das Gedächtniß der Frau Gräfin Angouleme ſei. Ein Lächeln des Triumph's glitt über ſeine Lippen, und wie flüchtig es auch war, ſo würde es vielleicht den Erfolg des Marſchalls zweifelhaft gemacht haben, wenn es die Prinzeſſin bemerkt hätte. Aber der Kopf Rohans befand ſich zu ſehr im Schatten, als daß ſie die Bewegungen ſeiner Geſichtsmuskeln hätte wahrnehmen können.

Man kann nicht auf Erwiederung ſo geheim gehaltener Empfindungen hoffen, die ſelbſt Derjeni-

Grade gegen Rohan aufgebracht schilderte ihrem genesenden Gemahl das Betragen des Gouverneurs von Amboise mit den schwärzesten Farben. Durch beständiges Plagen erlangte sie endlich vom König den Befehl, Peter von Rohan, als des Hochverraths schuldig, verhaften zu lassen.

Die Hauptgründe, auf welche diese ungerechte Anklage gestützt wurde, bestanden in angeblicher Verspottung des Charakters des Königs und der Königin und in verächtlicher Mißbilligung mehrerer Regierungshandlungen Ludwigs. Den wahren Grund der Anklage Rohan's berührte man nur so obenhin.

Mehrere Zeugen wurden in dieser Rechtssache abgehört. Die Gräfin von Angouleme, welche es dem Gouverneur ihres Sohnes hätte Dank wissen sollen, daß er seine Rechte mit so viel Eifer wahrte, zeugte im Gegentheil gegen ihn, eben so Pontbriant, der doch dem Marschall große Verbindlichkeiten schuldig war, woraus boshafte Menschen den Schluß ziehen könnten, daß die der Gräfin von Angouleme schuldigen noch größer sein mußten, weil er, um ihr zu gefallen, die Pflichten der Dankbarkeit und die der Wahrheit gebührende Ehre zu gleicher Zeit hintenansetzte.

Dennoch aber, Dank der Langsamkeit und Geschicklichkeit, mit welcher der Kanzler Wilhelm von Rochefort, ein rechtschaffener und loyaler Oberrichter, den Prozeß leitete, endigte er nicht durch ein Todesurtel, wie es diese beiden rachsüchtigen Prinzessinnen gewünscht hatten, deren ränkevoller, engherziger Geist

nicht einsah, daß es eine größere Lust und ein größerer Ruhm ist zu verzeihen, als sich zu rächen.

Das Parlament von Toulouse, vor welchem dieser Prozeß geführt wurde, wies die Anklage des Hochverraths, trotz der dringenden Bitten, mit denen es bestürmt wurde, ab; aber da es andererseits den Forderungen, welche die souveraine Macht erheischte, Genüge leisten müssen, so verurtheilte es, wegen gewisser Uebergriffe und Fehler, den Marschall zu dem Verlust seines Titels und der Stelle eines Gouverneurs des Grafen von Angouleme, sowie des Commando's der Schlösser Amboise und Angers, ferner daß er fünf Jahre lang der Functionen eines Marschalls von Frankreich enthoben sei und sich während dieser Zeit von den Orten, wo der Hof residire, fern zu halten habe.

Peter von Rohan schätzte sich, in Anbetracht der Macht seiner Feinde, sehr glücklich, noch so wohlfeilen Kaufs weggekommen zu sein.

Nachdem Ludwig XII., dem Anna von Bretagne voran gegangen war, im Jahr 1515 das Zeitliche gesegnet hatte, (einige Wochen nach seiner dritten Vermählung mit Maria von England,) succedirte der Graf von Angouleme, der seit seiner Verehelichung mit Claudia von Frankreich den Titel eines Herzogs von Valois bekommen hatte, seinem Schwiegervater in der Regierung und kam bald darauf nach Schloß Amboise zurück, um hier die Vermählung der Gräfin von Montpensier mit dem Herzog von Lothringen feierlich zu begehen.

Es wird berichtet, daß bei dieſer Gelegenheit der junge Souverain, um den Vergnügungen, die wegen der Trauer um den verſtorbenen König ohne Bälle und Maskeraden ſtattfinden mußten, einige Mannigfaltigkeit zu verleihen, in den Schloßhof einen im Walde von Amboiſe lebendig gefangenen Eber bringen ließ. Alle Ausgänge, durch welche dieſer wilde Bewohner der Wälder hätte entfliehen können, waren ſorgfältig verſchloſſen und die in Amboiſe vereinigte noble Geſellſchaft, die an den Fenſtern in dem erſten Stockwerk ſtand, amüſirte ſich damit, das Thier auf alle mögliche Weiſe von oben herab zu necken.

Plötzlich entſteht furchtbares Geſchrei im königlichen Schloſſe ... Mit einem heftigen Satz hatte der Eber die Thüre, welche zur großen Treppe führt, eingeſtoßen, ſchon ſprang er die Stufen hinauf und wollte in die Gemächer dringen, deren Eingang nur durch eine Tapetenthür verſchloſſen war, als der König ſich aus dem Saale, in welchem die Damen ſich angſtvoll um die Königin drängten, ſtürzt, die Officiere, welche ihn zurückzuhalten ſuchten, bei Seite ſtößt, dem wüthenden Thiere, deſſen erſten Stoß er glücklicherweiſe ausweicht, entgegenläuft und ihm ſeinen Degen durch den Rachen rennt.

Ohngefähr ein Jahr nach ſeiner Thronbeſteigung bei Gelegenheit der Darſtellung eines religiöſen Schauſpiels — wir wiſſen nicht genau, ob es der Tod der heiligen Jungfrau, oder das Leben des heiligen Dyoniſius war — welches ihm zu Ehren die Stadt Amboiſe mit großen Koſten gab,

ward der König von den verführeriſchen Reizen einer Bürgersfrau ergriffen, welche drei junge Töchter umgaben, von welchen die älteſte kaum funfzehn Jahre zählte, die ihre Mutter, wenn nicht an Schönheit zu übertreffen, doch ihr wenigſtens einſt zu gleichen verſprachen.

Den Tag nach dieſer zufälligen Begegnung erhielt Philibert Babou, der Ehemann von Marie Gaudin, der erwähnten Bürgersfrau, ohne darum gebeten zu haben, eine unbedeutende Stelle im Schloſſe, worauf er bald eine einträglichere bekam, nämlich die ... des Gatten einer königlichen Maitreſſe. Philibert Babou hatte ſich ſehr ſchnell in ſeine Lage gefügt, als der ausſchweifende Monarch, um die Duldſamkeit dieſes Ehemannes zu belohnen, zu ſeinen Gunſten die Stelle eines Schatzmeiſters der Erſparniſſe ſchuf und ihn aus freien Stücken damit betraute. Zu derſelben Zeit ſchenkte er ihm die Burg und das Gut Bourdaiſière, das in geringer Entfernung von Amboiſe lag.

Wenn man den Chronikiſten jener Zeit glauben darf, ſo erbten die drei Töchter von Philibert Babou und Marie Gaudin nach und nach die königliche Gunſt, welche ſie, gleich ihrer Mutter, um den Preis ihrer Ehre erkauften. Alle Mitglieder dieſer Familie wurden nach ihrem Tode in der Kirche Saint-Florentin beigeſetzt. In einer der Kapellen dieſer Kirche ſieht man noch jetzt ein Grabmonument, auf welchem, zu den Füßen des Heilands ſtehend, ſieben Figuren in orientaliſchem Coſtüm dargeſtellt ſind; unter wel-

chen sich, wie versichert wird, die vier Damen Gaudin befinden.

Franz I. ließ im Schlosse Amboise die Gemächer erbauen, welche besonders die königlichen genannt werden. Jedoch, so sehr er auch diese Residenz verschönerte, deren Einkünfte Luisen von Savoyen, welche von der Thronbesteigung ihres Sohnes an den Titel Herzogin führte, zufielen, so zog Franz doch bei weitem Chambord vor, was seinen Grund wohl darin hatte, weil dieß letztere Schloß ganz seine Schöpfung war.

Die Herzogin von Angouleme herrschte in Amboise, das sie nur selten, um sich für einige Zeit nach Paris zu begeben, verließ, als vollkommene Souverainin. Aber nach der Capitale brauchen wir sie nicht zu begleiten; denn um den Charakter dieser Fürstin vollständig darzulegen, können wir mehr wie eine anziehende Scene schildern, ohne uns aus dem königlichen Schlosse zu entfernen, dessen Geschichte zu skiziren wir uns in diesem Artikel vorgenommen haben.

Es war das Jahr **1515**, in welchem die Regierung dieses jungen Monarchen begann, dessen Lust zu Krieg und abentheuerlichen Unternehmungen so großes Unglück über Frankreich brachte.

Franz I., der sich vornahm das Obercommando der Armee in Italien selbst zu übernehmen, wollte, ehe er dahin abging, durch Freundlichkeit und Gunstbezeugungen sich beliebt machen, eine Handlungsweise, mit welcher fast jeder junge Monarch die Zeit unmittelbar nach seinem Regierungsantritt bezeichnet.

Unter Denjenigen, deren Verdienst bei dieser Gelegenheit anerkannt und belohnt wurde, muß Karl von Montpensier angeführt werden, der seit seiner Vermählung mit seiner Cousine Susanna, eine Verbindung, bei welcher trotz der beiderseitigen Annehmlichkeiten und guten Eigenschaften, das Herz nicht mitgesprochen hatte, Herzog von Bourbon geworden war.

Der Wunsch unangenehme Discussionen zu vermeiden, welche aus gewissen Testamentsklauseln eines, beiden contrahirenden Theilen gemeinschaftlichen, Vorfahren entspringen konnten, bestimmte ganz allein Karl, dessen Herz bereits nicht mehr frei war, seine Hand der einzigen Tochter Anna's von Bourbon zu reichen.

Man hat gewiß nicht den Streit vergessen, aus welchem zehn Jahre früher in demselben Schloß Amboise die Spannung entsprang, die trotz der durch gebieterische Umstände herbeigeführten Annäherung doch immer diesen Souverain und diesen Unterthan entfernt von einander hielt, welche beide tapfer, stolz und eifersüchtig auf die Aufrechterhaltung ihrer Rechte, sich aber hinsichtlich ihres Geschmacks, ihrer Sitten und Ideen so unähnlich waren, daß die geringe Analogie, die in einigen Punkten zwischen ihnen herrschte, nur dazu diente ihre Uneinigkeit noch in ein helleres Licht zu stellen.

Als Franz I. dem Herzog die Würde eines Connetable von Frankreich verlieh, gab er ihm einen um so größeren Beweis seiner Achtung und seines Ver-

trauens, als seit der Verrätherei Saint-Pols unter Ludwig XI. diese Charge, die erste im Königreich, erst lange Zeit nach dem Tode dieses Seigneurs von der Regentin Anna von Frankreich an Herzog Johann von Bourbon, älteren Bruder ihres Gemahls verliehen worden war. Seit dieser Zeit hatte Niemand die hohe Stelle bekleidet. Man glaubt sogar, daß sie die Könige Karl VIII. und Ludwig XII., ohne sie öffentlich abzuschaffen, doch nach und nach eingehen lassen wollten, indem sie selbige immer unbesetzt ließen.

Das war vielleicht auch der Wunsch Franz I. gewesen; aber die dringenden Bitten seiner Schwester Margaretha, die mit dem Herzog von Alencon vermählt war, und der er sein ganzes Leben lang große Zuneigung bewahrte, entschieden ihn endlich, dem Herzog Karl von Bourbon diese Würde anzuvertrauen.

Vor seinem Abgang nach Italien, wo er in seiner Eigenschaft als Connetable und in Abwesenheit des Königs das Obercommando zu übernehmen hatte, ging der Herzog nach Amboise, wo sich damals der Hof befand, um sich bei dem König zu verabschieden.

An dem Tage, an welchem der Prinz ankam, war gerade große Gesellschaft bei der Königin. Er war erwartet worden und es machte sich zufällig oder vielleicht auch nicht, daß in dem Augenblick, wo er mit einem Gefolge von Edelleuten, die sämmtlich reich gekleidet waren, in den großen Hof sprengte, die Herzogin von Alençon (welche bekanntlich zu den Schöngeistern ihrer Zeit gehörte) mit mehreren

Herren, unter denen sich auch der Admiral von Bonnivet befand, in einer Fensterbrüstung der Gemächer der Königin stand.

Gleich Karl von Bourbon verdankte auch Wilhelm Gouffier seine hohe Würde Franz dem Ersten.

Aber der Einfluß Margaretha's war bei der Erhebung Bonnivets nicht betheiligt gewesen, den die Aehnlichkeit seines Charakters mit dem des Königs, namentlich aber sein einschmeichelndes, im Nothfall auch unterwürfiges Wesen fähiger als irgend einen Andern machten sich für lange Zeit die königliche Gunst zu erhalten. Wenn übrigens der Admiral von Bonnivet für die Schwester seines Herrn eine Liebe empfand, welche er ihr sogar, wie man sagt, zu erklären wagte, so erwiederte die Prinzessin dieses Gefühl nur durch eine Art Abscheu.

Bei dem Geräusch, welches die Ankunft des Herzogs von Bourbon und seiner Suite verursachte, richteten sich die Blicke aller Derer, welche die Gruppe um Margaretha bildeten, nach dem Connetable.

Er war als Krieger gekleidet und trug über seiner Rüstung einen Ueberwurf von weißem Stoffe mit Silber durchwirkt; ein Busch weißer und rother Federn beschatteten seinen Helm und in seinem Gürtel sah man neben dem goldenen Degenknopf den mit Diamanten reich verzierten Griff seines langen Dolches glänzen. Karl von Bourbon war ein schöner Mann, dem dieses reiche Kriegergewand sehr gut stand. Die Augen Margaretha's waren auf den Connetable geheftet; aber sei es, daß sie das Aufpas-

ſen der Höflinge, die auf ihrer beweglichen Phyſiognomie die Regungen ihrer Seele leſen konnten, fürchtete, ſei es, daß ſie einem unwillkürlichen Impuls nachgebend, einen Vergleich anſtellen wollte zwiſchen dem edlen Krieger, dem ſie im Stillen ihr Herz geſchenkt hatte, und dem bedeutungsloſen Prinzen, deſſen Hand ſie, aus Gehorſam gegen Mutter und Bruder, angenommen hatte, kurz, kaum war der Connetable vom Pferd geſtiegen, als ſie ihr Geſicht von ihm abwendete und einen Blick auf den Herzog von Alençon, ihren Gemahl, warf, einen Blick, deſſen durchaus nicht für ihn ſchmeichelhafter Ausdruck jedenfalls von Bonnivet bemerkt worden war, denn ein bitteres Lächeln ſchwebte um ſeine Lippen, als er die halblauten Worte ſprach:

„Der Herr Connetable, deſſen vornehmer Ton und diſtinguirte Manieren uns Allen bekannt ſind, würde heute ſicherlich noch weit hochmüthiger ſein, wenn er den Eindruck hätte bemerken können, den ſeine Ankunft erzeugt hat.“

Bei dieſen Worten überlief eine augenblickliche Röthe das Antlitz der jungen Herzogin. Die Herzogin von Angouleme, die ihr gegenüber ſaß und deren Blicke auch nach dem Fenſter gerichtet waren, obwohl die Entfernung, in welcher ſie ſich befand, es unmöglich machte, etwas von dem, was im Hofe geſchah, zu ſehen, bemerkte auf dem Geſichte ihrer Tochter ebenfalls dieſes flüchtige Anzeichen innerer Unruhe; aber ſie ſchrieb die Urſache derſelben irgend einer galanten Aeußerung des Admirals zu, deſſen Neigung

für Margaretha ihr bekannt war, während sie nicht die leiseste Vermuthung von der Leidenschaft hatte, welche die Prinzessin und der Connetabel für einander empfanden.

Unterdessen war der Herzog von Bourbon die große Treppe heraufgegangen, und nachdem ihn der dienstthuende Huissier angemeldet hatte, trat er mit seinem Gefolge von Edelleuten, die alle prächtig in golddurchwirkten Sammet gekleidet waren, in den Empfangssaal.

Franz I., welcher in diesem Augenblicke eine jener galanten Phrasen an die junge und reizende Gräfin von Chateaubriand richtete, welche die Fürsten gewöhnlich anderen deutlichen Erklärungen vorhergehen lassen, Franz I. runzelte ein wenig die Stirn bei dem Erscheinen des Connetable. Dieser König liebte es nicht, wenn die Herren seines Hofes in Prunk mit ihm weteiferten ... Dessen ungeachtet aber nahm er ihn freundlich auf.

Die Herzogin von Angouleme war auffallend anmuthig gegen den Connetable, dessen unbestreitbare Ueberlegenheit sie schon früher bemerkt hatte. Sie fand, daß die Herzogin von Alençon ihn mit einer so ausnehmenden Kälte empfing, die man beinahe als Hochmuth hätte bezeichnen können, und sie benutzte selbst einen Augenblick, wo ihre Tochter sich ihr näherte, um ihr deshalb mit leiser Stimme einen Vorwurf zu machen, worüber die Prinzessin in hohem Grade betroffen schien ... Sie bildete sich ein, ihre Mutter habe diese Worte mit Ironie gesprochen.

Doch täuschte sie sich hierin; denn Luise von Savoyen hatte genug mit ihren eigenen Empfindungen zu schaffen, als daß sie das Innere anderer Personen hätte durchschauen können.

Die Zurückhaltung Karls rücksichtlich Margaretha's hielt derjenigen die Wage, welche diese Prinzessin gegen ihn bezeugte und deren Ursache zu errathen er Scharfsinn genug besaß; auch fühlte er sich dadurch nicht gekränkt.

- Bemerken Sie nicht, fragte, nachdem sich der Connetable zurückgezogen hatte, Bonnivet mit leiser Stimme den Grafen von Saint-Valier, Capitain der königlichen Bogenschützen, bemerken Sie nicht die Attitude der Herzoginnen von Angouleme und von Alençon?

Ich sehe nichts-Auffallendes, antwortete der Graf.

Was! sehen Sie denn nicht, wie sehr die eine aufgeregt und die andere nachdenkend ist?

Nun, und was weiter?

Mutter und Tochter empfinden eine und dieselbe Liebe. —

Sechs Jahre später finden wir die Herzogin von Angouleme wieder allein im Schloß von Amboise. Die Königin war in Paris und der König zu Chambord, wo auf seinen Befehl die alte Burg in ein neues Schloß umgewandelt wurde.

Es war nach der Rückkehr von der Campagne in Flandern, wohin Karl von Bourbon, welcher von Franz I., der über die souveraine Rolle, die er in

Italien gespielt hatte, eifersüchtig war, nach Frankreich zurückgerufen, seinem Monarchen gefolgt war. Außer der gerechten Unzufriedenheit, welche diese Zurückberufung in ihm erregte, hatte der Connetable noch andere Beschwerden gegen Franz. Ganz kürzlich erst, als der Beschluß gefaßt worden war den Truppen Karls des Fünften bei Valenciennes eine Schlacht zu liefern, welche Franz in Folge einer sonderbaren Laune dann wieder aufhob, sah sich der Herzog von Alençon der Ehre beraubt die Vorhut zu commandiren, dieser gefährlichen Ehre, welche eine der Prärogative seiner Würde war.

Seit seiner Rückkehr nach Paris lebte Karl, der Wittwer geworden war, in seinem Hotel zurückgezogen, wo er sich viel mit Privatangelegenheiten zu beschäftigen schien, namentlich mit einem Processe, den der Administrator des Vermögens Luisens von Savoyen gegen ihn zu führen beabsichtigte, welche durch ihre Mutter ebenfalls mit dem Hause Bourbon verwandt war und behauptete, daß sie Anrechte an einen großen Theil des Vermögens Susanna's von Frankreich, der verstorbenen Gemahlin Karls, zu beanspruchen habe.

Vielleicht war der Eifer, mit welchem die Herzogin von Angouleme zu jener Zeit den Fortgang des Prozesses betrieb, nur ein vorgeblicher, um ihren Gegner desto leichter zu einem freundlichen Arrangement zu vermögen. Wenigstens darf man dieß aus einem Schreiben der Herzogin an Karl muthmaßen, dessen

Zweck war, ihn so schnell wie möglich nach Amboise zu bringen.

Die Prinzessin empfing den Connetable mit vieler Ehrerbietung und nach mehrfachen Discussionen über die Gültigkeit ihrer bezüglichen Rechte, sagte sie:

Die Frage, welche uns heute beschäftigt, wurde zu einer andern Zeit, aber unter ganz ähnlichen Verhältnissen, von Ihnen und Madame Anna von Frankreich auf eine Weise gelöst, die wir klug genug sein sollten uns zum Vorbild zu nehmen.

Allerdings, antwortete Karl mit einem Seufzer; die Hand der Prinzessin Susanna war frei ... anders ist es mit Ihrer Tochter.

Aber ... erwiederte mit ein wenig Verlegenheit die Herzogin, ich ... ich bin Wittwe!

Das Erstaunen, welches bei dieser unerwarteten Eröffnung sich auf den Gesichtszügen des Herzogs ausprägte, erzeugte auf den Geist Luisens von Savoyen, die trotz ihrer vierzig Jahre noch eine hohe Meinung von der Macht ihrer Reize hatte, einen peinlichen Eindruck.

Madame, antwortete der Herzog von Bourbon, indem er aufstand, es ist nicht meine Absicht die süßen Fesseln der Ehe von Neuem zu tragen ... Wenn processirt sein muß, nun gut, so werde ich processiren.

So sei es! sagte die Herzogin mit zurückgehaltenem Ingrimm.

Kaum hatte der Connetable die Herzogin verlas-

sen, als ein Mann von gemeinem Aussehen und ängstlicher Miene bei ihr eingeführt wurde.

Gentil, fragte ihn die Herzogin hastig, ist es Dir gelungen?

Statt aller Antwort reichte der also Angeredete, der, wie es schien, den Klang seiner Stimme laut werden zu lassen sich scheute, der Herzogin ein Papier, welches er beim Eintritt in das Zimmer aus seiner Tasche gezogen hatte.

So ist es recht, sagte sie, nachdem sie das Papier, gegen welches sie Gentil eine Börse voller Goldstücke verabreichte, flüchtig durchlaufen hatte.

Der Mann verneigte sich dankend und trat leise, wie er gekommen war, wieder ab.

Dieser Gentil war ein vertrauter Unterbeamter des Oberintendanten von Semblancay, dem die Herzogin von Angouleme zur Zeit ihrer Regentschaft, die sie während der Abwesenheit des Königs in Italien versah, starke Summen Goldes das zu Staatszwecken bestimmt war, zu entlocken gewußt hatte. Jenes Papier war die Quittung, welche sie dem Oberintendanten übergeben und ihm jetzt durch Gentil wieder hatte entwenden lassen, indem sie ihm so jedes Mittel raubte, diese Summen zurückzufordern und sich gegen die Anklage der Entwendung öffentlicher Gelder zu vertheidigen.

Später wurde Gentil wegen Missethaten, deren man ihn jedoch nicht vollständig überführen konnte, gehängt. Semblançay erlitt in Folge eines mehrjährigen Criminalprocesses dieselbe Strafe. Was den

Connetable von Bourbon betrifft, der erbittert war über die Herabsetzung, mit der man ihn am Hofe behandelte, und mit Schrecken in die Zukunft sah, in der er vielleicht durch den Ausgang des ungerechten Processes der ärmste Seigneur Frankreichs wurde, wie man ihm vordem für den reichsten betrachtete, so verließ er die Dienste Franz I. und begab sich zur Armee Karls des Fünften.

Jetzt wollen wir an den Hof jenes unvorsichtigen Monarchen zurückkehren, welcher, größtentheils durch seine Schuld, einen seiner nützlichsten Diener verlor.

In Amboise wurden die meisten von Claudia's Kindern geboren, die sie ihrem flatterhaften Gemahl schenkte. Von den drei Söhnen, welche diese Königin hatte, die, nebenbei bemerkt, trotz oder vielmehr wegen ihrer Sanftmuth und engelgleichen Güte niemals Groll gegen Franz hegte, überlebte ein einziger, Heinrich, der zweitgeborene, seinen Vater.

Der ältere, welcher Franz hieß, und der mit ausgezeichneten Eigenschaften begabt war, starb im Jahr 1536, nachdem er, nach Beendigung eines Ballspiels, ein Glas frischen Wassers getrunken hatte, dessen Vergiftung der öffentlichen Meinung nach, auf Befehl der seit drei Jahren mit dem jüngeren Sohne Franz I. und Claudia's vermählten Katharina von Medicis, den Aussagen Sebastian Montecuculli's zufolge aber durch einen geheimen Agenten Karls des Fünften veranlaßt worden war.

Die Nachwelt hat allgemein die erste dieser Mei-

nungen als die richtige angenommen, nicht als ob sie dem Charakter jenes Kaisers nicht eben so haſſenswerthe Gewaltmittel als der Italienerin zugetraut hätte, allein die letztere hatte unbezweifelt ein größeres Intereſſe als der ſpaniſche Monarch, das Lebensziel eines Fürſten zu beſchleunigen, deſſen Tod ſie auf die erſten Stufen des franzöſiſchen Thrones brachte. Und wenn man die Wahrſcheinlichkeit dieſer Annahme durch die Ausſage Montecuculi's entkräften will, ſo antworten wir, daß die durch Furcht, oder was noch ſchlimmer iſt, durch die Qualen der Folter ihm entriſſenen Geſtändniſſe keinen Werth haben können, ſelbſt nicht einmal auf die Strafbarkeit Desjenigen, dem man die Strafe der Tortur auferlegt, deſſen Fortſetzung ihm gräßlicher ſein muß, als der Tod.

Nachdem der Prinz Heinrich Dauphin geworden war, nahm der jüngſte der drei Brüder, Karl, den Titel Herzog von Orleans an. Er ſtarb ebenfalls im Frühling ſeines Lebens, im Jahr 1545, an der Peſt, welche in der Picardie, dem fortwährenden Schauplatz des Kriegs Frankreichs gegen Spanien, unter deſſen Herrſchaft ſich damals die Niederlande befanden, verheerend wüthete.

Karl wurde nicht ſo allgemein bedauert, wie ſein Bruder. Sein ungemeſſener Ehrgeiz, ſeine thörichte Verwegenheit, die Zwietracht, oder vielmehr die Feindſeligkeit, welche zwiſchen ihm und dem neuen Dauphin herrſchte, beunruhigte das Volk und weiſſagte ihm eine ſtürmiſche Zukunft.

Nachſtehende Begebenheit, welche uns die Chro-

nikisten jener Zeit aufbewahrt haben und die nach der Rückkehr des erlauchten Gefangenen Karls des Fünften nach Frankreich stattfand, giebt einen beklagenswerthen Beweis von dem ungestümen und leichtsinnigen Charakter dieses Prinzen.

Der Hof befand sich damals in Amboise, wohin sich die Schwester Franz I., Margaretha, — (welche nach dem Tode ihres ersten Gemahls, des Herzogs von Alençon, mit dem König von Navarra vermählt ward) für einige Zeit begeben hatte. Ihr Aufenthalt im Schlosse war eine Veranlassung zu Festen geworden, zur großen Genugthuung Anna's von Pisselou, Herzogin von Etampes, welche sich einer unumschränkten Gewalt erfreute, gegen welche anzukämpfen die tugendhafte und stille Eleonore, die Schwester Karls des Fünften und zweite Gemahlin Franz des Ersten, nicht einen Augenblick den Muth hatte.

An dem Tage, von welchem wir sprechen, war ein Turnier im großen Schloßhofe gewesen, der für den Moment in einen Kampfplatz umgewandelt worden war, auf welchem alle Seigneurs und Ritter, die damals in Amboise waren, ihre Lanze gebrochen hatten. Die Prinzen und sogar der König hatten an den Kämpfen, in welchen sich der Herzog von Orleans am meisten hervorgethan hatte, Theil genommen. Dieß darf um so weniger Verwunderung erregen, als Karl, welcher von seinem Vater die große Gewandtheit in Führung der Waffen geerbt, eine Dame von hoher Abstammung zur Zeugin seiner Heldenthaten hatte, deren Namen wir verschweigen müssen und

zwar deshalb, weil der Chronikenschreiber, dem wir diese Geschichte nacherzählen, für gut befunden hat, dießmal discret zu sein. Er beschränkt sich darauf uns mitzutheilen, daß, als diese Dame später beinahe zu einer und derselben Zeit ihren Geliebten und ihren Gemahl verlor, sie so geschickt diesen doppelten Schmerz in einen einzigen zu verschmelzen wußte, daß viele Leute sich vergeblich bemühten zu errathen, welchen von den beiden Verstorbenen sie beweinte.

Nach dem Carrousel hatte ein Banket stattgefunden und nach diesem ein großer Gesellschaftscirkel, der nach und nach bis auf ohngefähr zwanzig Herren und Damen zusammengeschmolzen war, welche sich um die Königin von Navarra rangirten und sie baten ihnen irgend eine von jenen erotischen Geschichtchen zu erzählen, mit denen sie öfters ihren kleinen Hofstaat ergötzte, wenn sie in ihrem Schlosse Odos in Bigorra residirte.

Margaretha entsprach mit gewohnter Anmuth einer Bitte, welche ihre Eitelkeit in doppelter Hinsicht, als Verfasserin und Erzählerin schmeichelte.

Sie begann also eine jener hundert Novellen, welche die reizende Schwester Franz I. in den Stunden ihrer Muse gedichtet hatte und die sie nun auswendig wußte, so oft hatte sie dieselben wiederholen müssen.

Dieß beweist zweierlei: erstens, daß die scandalösen Geschichtchen jederzeit großen Beifall gefunden haben, und zweitens, daß es unrecht ist von den Schriften eines Autors auf seine Moralität zu schlie

ßen. Denn in der That, die Königin von Navarra war immer eben so weise als geistreich, ... und sicherlich kann man dasselbe nicht von ihrer Feder sagen. Anderntheils sieht man zuweilen Schriftsteller sich durchaus nicht nach den moralischen Grundsätzen richten, mit denen ihre Bücher so reichlich durchflochten sind.

Zu den Zeiten der Königin Margaretha waren Talente selten und folglich sehr geschätzt. Auch wurde sie nach Beendigung ihrer Erzählung mit Lob und Danksagungen überhäuft, die ebenso aufrichtig als einstimmig waren.

Als Erfrischung wurde — es war im Sommer — Nekus oder heißer, stark gewürzter Wein herumgereicht. Dieses Getränk wirkte um so lebhafter auf den Geist des Prinzen Karl, als er, seiner Gewohnheit zufolge, sich nicht mäßigte, sondern einen Becher voll auf einen Zug austrank. Vielleicht wollte er durch diese etwas starke Libation den Verdruß vertrinken, den ihm die unerwartete Ankunft des Gemahls der von uns so eben erwähnten Dame verursachte. Solche unzeitige Erscheinungen sind immer lästig, und wahrscheinlich machte diese ein Rendezvous rückgängig.

Wie dem auch sein mag, so viel ist gewiß, daß, nachdem sich die noble Gesellschaft von dem König beurlaubt und dieser sich zur Ruhe begeben hatte, der junge Prinz, welcher noch keine Lust verspürte, dem Beispiel seines Vaters zu folgen, zu einı-

gen Herren, die eben so thöricht als er selbst waren, sagte:

Laßt uns ein wenig nach der Brücke gehen; wir wollen uns damit unterhalten diese Schufte von Lakeien zu prügeln, welche die Nacht über saufen und dann mit stillen, friedlichen Bürgersleuten Streit anfangen.

Sie verließen das Schloß und gingen gerade auf die Bedienten los, welche in der That die Brücke besetzt hielten und alle Diejenigen, welche darüber gingen, insultirten und sogar thätlich angriffen. Und da kommt nun der Herzog von Orleans mit seiner kleinen Gesellschaft und wirft sich auf sie, ohne ihnen Zeit zu lassen ihn zu erkennen. Diese Lakeien, von denen mehrere im Dienst des Königs standen, trugen sämmtlich Waffen; sie vertheidigten sich daher hartnäckig und der Herzog von Orleans wäre bei dieser Schlägerei getödtet worden, wenn ihn nicht einer der Herren seines Gefolges, Namens Castelnau, schnell durch seinen Körper gedeckt hätte ... Er empfing den, dem Prinzen bestimmten Stoß, stürzte darnieder und war auf der Stelle todt. Der Herzog von Orleans empfand tiefen Schmerz über diesen beklagenswerthen Unfall, dessen unfreiwillige Ursache er gewesen war. Als der König die Geschichte vernahm, war er in hohem Grade gegen seinen Sohn aufgebracht, indessen, nach zwei, drei Tagen war Alles wieder vergessen.

Unter der Regierung Heinrichs II. hörte Amboise auf eine der begünstigten Residenzen des Hofes

zu sein. Chambord, namentlich aber Anet wurden von dem Geliebten der Herzogin von Valentinois vorgezogen.

Nachdem am 10. Juli 1559 Franz II. in einem Alter von fünfzehn und einem halben Jahre den französischen Thron bestiegen hatte, hielt er am 16. August desselben Jahres mit der reizenden Maria Stuart, seiner Gemahlin, seinen Einzug in Amboise. Bei dieser Gelegenheit gab es in dem Schlosse alle Arten von Vergnügungen und Festlichkeiten.

Namentlich wird eine Mummerei erwähnt, die hohen Herrschaften sehr amüsirte. Die lothringischen Prinzen, wie man gewöhnlich die Guise, welche aus sechs Brüdern bestanden, nannte, übten einen um so größeren Einfluß am Hofe aus, als die junge Königin ihre Nichte war, die lothringischen Prinzen, sagen wir, nahmen auch Theil an diesem Maskenspiel.

Einer von diesen sechs Brüdern, welcher, weil er Offizier des Malteserordens war, Großprior genannt wurde, hatte sich als Zigeunerin verkleidet. Als er in der Allee des Schloßgartens von Amboise zu Pferd erschien, in einem mit Taffet und Sammet spaßhaft aufgeputzten Kleide, einen großen runden Hut von schwarzem Filz auf dem Kopf und in seinen Armen ein in bunte Lappen eingehülltes Wickelpuppenkind tragend, da brach die ganze Gesellschaft in ein schallendes Gelächter aus.

Der Herr von Nemours, der aus dem Hause Savoyen stammte, hielt dagegen seinen Aufzug auf einen dunkelbraunen Klepper: Er trug die Kleidung

der pariſer Bürgerfrauen, welche in einem Rocke von ſchwarzem Tuche und einer Kopfbedeckung von demſelben Stoffe beſtand. Ein Geldbeutel von ſchrecklicher Größe und eine ſilberne Kette, an welcher ohngefähr hundert Schlüſſel hingen, waren an dem Gürtel, der ſeine Taille umſchloß, befeſtigt. Sie hatten natürlich Larven vor dem Geſicht; aber ſie konnten den Spaß nicht lange aushalten, der eine mit ſeinem Würgel, der andere mit ſeinem ungeheuren Geldſacke, nicht, daß ſie in ihren Bewegungen genirt geweſen wären, aber die bunten Fetzen des Wickelkindes und das Geklapper der Schlüſſel machten ihre Roſſe ſcheu. Sie warfen daher den Wechſelbalg und den Schlüſſelbund baldigſt ab und fuhren fort mit den andern Seigneurs im Kreiſe herumzujagen.

Der ganzen Zeit, welche der König und die Königin damals in Amboiſe zubrachten, wurde Feſtlichkeiten und Genüſſen jeder Art gewidmet. Anders ſollte es bei ihrem zweiten Aufenthalt daſelbſt ſein.

An einem Abend des beginnenden März folgenden Jahres kam der Hof, welcher damals in Blois reſidirte, unerwartet nach Amboiſe. Die Königin Mutter ſchien ſehr erzürnt, das junge Ehepaar ſehr angſtvoll und ihre Oheims, der Herzog Franz von Guiſe und der Cardinal von Lothringen, außerordentlich ſorgenvoll zu ſein. Dieſe letzteren hatten erfahren, daß eine Verſchwörung gegen ſie im Werke ſei; da ſie aber hierüber nur unbeſtimmte Gerüchte hatten auskundſchaften können, ſo konnten ſie auch nur halbe Maßregeln dagegen ergreifen.

Doch dauerte dieſer ungewiſſe Zuſtand nicht lange. Den dritten Tag nach der Ankunft des Hofes in Amboiſe erſchien im Schloſſe ein Advokat von Paris, Namens Avenelles, und verlangte dem Prinzen von Guiſe vorgeſtellt zu werden. Er war Ueberbringer eines Briefes des Secretairs des Herzogs von Guiſe, der, da er in der Hauptſtadt geblieben war, die erſten Ausſagen von Avenelles erfahren hatte. Dieſer entdeckte dem Herzog Alles, was er wußte.

Die Verſchworenen, deren Chef La Renaudin, ein Edelmann aus Perigord, war, wollten Blois am 15. deſſelbigen Monats März angreifen, um ſich der Guiſe zu bemächtigen und Frankreich von dem Joche zu befreien, unter welchem es durch dieſe ehrgeizigen und anmaßenden Fürſten ſchmachtete. Uebrigens war beſchloſſen worden der Gewalt oder der königlichen Autorität keinen Abbruch zu thun.

Iſt das Alles, was Sie von dem Complott wiſſen? fragte Franz von Guiſe den Denunzianten, der ein Freund La Renaudie's war und dieſe Nachrichten nur erfahren hatte, indem er das unkluge Vertrauen dieſes Edelmannes mißbrauchte.

Ja, gnädiger Herr, antwortete Avenelles.

Franz von Guiſe ſah den Advokaten einige Augenblicke lang mit forſchendem Blicke an. Man mißtraut den Verräthern, ſelbſt wenn man aus ihrem Verrathe Nutzen zieht.

Als Avenelles das Gemach des Herzogs verließ, ward er verhaftet und im Schloſſe zurückbehalten. Gleich darauf begaben ſich die Guiſe in das Cabinet

der Königin, welche mit ihnen allein die Staatsgeschäfte leitete. Im Einverständniß mit ihr beriefen sie sogleich den Admiral von Coligny und seine Brüder, den Oberbefehlshaber der französischen Infanterie von Andelot und den Cardinal von Chatillon, Bischof von Beauvais, nach Amboise. Die beiden ersten hatte man sehr in Verdacht der reformirten Kirche zugethan zu sein: Dieß genügte, um sie als Mitschuldige, oder vielmehr als Anstifter der Verschwörung zu betrachten.

Unter dem Vorwande bei dieser außerordentlichen Gefahr ihrer Kenntnisse und Erfahrungen zu bedürfen, hielt man diese Herren in Amboise zurück.

Das Conseil versammelte sich. Coligny beharrte bei seiner kühnen und festen Sprache. Er zögerte nicht die Ursache dieser Verschwörung, als deren Urheber die Calvinisten betrachtet wurden, in der fehlerhaften Administration, dem tadelnswerthen Mißbrauch der Gewalt und der Unzufriedenheit, welche das Volk hierüber empfände, zu suchen. Der Kanzler Olivier sprach in gleichem Sinne wie der Admiral Coligny.

Katharina von Medicis, deren Lebenslauf ein Gewebe von Verstellung und Perfidie war, gab vor, die Meinungen dieser beiden weisen Rathgeber zu theilen. Sie war sogar die erste, welche ein Friedensedict für die Hugenotten vorschlug. Die Prinzen von Guise kannten den Charakter der Königin Mutter zu genau, um über ihre anscheinende Langmuth, der sie ihren Beifall schenkten, zu erstaunen. Das

Versöhnungsedikt wurde noch in derselben Sitzung abgefaßt und sogleich dem König Franz II. zur Unterschrift vorgelegt.

Der junge unerfahrene Monarch konnte nicht umhin darüber, daß man jetzt Diejenigen so gnädig in Schutz nehme, welche ihm noch kürzlich als seine bittersten Feinde dargestellt worden seien, seine Ueberraschung auszusprechen.

Mein Sohn, antwortete Katharina, indem sie ihn die Feder reichte, Du bist noch nicht in dem Alter, um die Bedeutsamkeit dieses Gnadenaktes einsehen zu können. Später wirst Du ihn begreifen.

Die Veröffentlichung dieses Edicts zog eine Menge Reformirter nach Amboise, welche, die Falle, die man ihnen gelegt hatte, nicht ahnend, in dieser unerwarteten Begünstigung nur ein sicheres Mittel ihren Zweck zu erreichen, sahen. Der Prinz von Condé, den man allgemein als das eigentliche Haupt der Verschwörung betrachtete, wagte — so groß war die Sicherheit seiner Partei — sich dem Hofe vorzustellen.

Während dieser Zeit gelang es durch vielfache Bemühungen den Prinzen von Guise in die Geheimnisse des Complotts, von dem ihnen Avenelles nur eine oberflächliche Kenntniß hatte verschaffen können, tiefer einzudringen. Die mannichfachen Maßregeln, welche man im Innern des Schlosses traf, um die Pläne der Verschwörer zu nichte zu machen, entgingen den Blicken Franz II. nicht gänzlich.

Was geht denn eigentlich vor? fragte er zuweilen mit unruhiger Neugierde seine Oheims.

Und da dieſe ihm nur lügenhafte Erklärungen gaben, ſo ſagte er zu ihnen:

Ich weiß nicht, aber ich bilde mir es ein, daß Ihr es ſeid und nicht ich, gegen die meine Unterthanen aufgebracht ſind . . . Ich wünſchte, Ihr entfernte Euch einige Zeit von hier, um zu erfahren, ob meine Meinung die richtige iſt.

Die lothringiſchen Prinzen hüteten ſich wohl, dieſen Beweis zu liefern. Ganz im Gegentheil benutzte Franz von Guiſe dieſen Umſtand, um ſich zum Generalleutnant des Königreichs ernennen zu laſſen. Unterdeſſen hatten die Verſchworenen an ihrem Plan nichts geändert, außer den Ort und den Tag, an welchem der Angriff ausgeführt werden ſollte.

Da Guiſe von ihrem Plane genau unterrichtet war, ſo hatte er den ſeinigen auf ſolche Weiſe entworfen, daß er in dieſem blutigen Kampfe die Initiative ergreifen konnte. Plötzlich werden die Hugenotten umringt, angegriffen und niedergemetzelt. Diejenigen, welche ſich als Gefangene ergaben, entgingen dem Tode deshalb nicht; man knüpfte ſie ſofort an den Zinnen und Schloßfenſtern auf. Der Leichnam La Renaudie's, der gleich bei Beginn dieſer Schlächterei von einem Armbruſtſchützen getödtet worden war, wurde an einem Galgen gehängt, dem man die Aufſchrift gab: Chef der Rebellen.

Die Königin Mutter, ihre Kinder und überhaupt der ganze Hofſtaat weideten ſich an dem Anblick dieſes ſcheußlichen Schauſpiels.

Funfzehnhundert Reformirte kamen an dieſem

Tage um, theils im Kampfe, theils wurden sie erhängt. Aber wie es in solchen Fällen immer zu gehen pflegt, die erlauchten Häupter wurden geschont.

Der Prinz von Condé, obschon stark im Verdacht, ja sogar durch Verräther angeklagt an der Verschwörung Theil genommen zu haben, verlangte sich rechtfertigen zu dürfen. Er sagte: Sollte irgend Jemand verwegen genug sein, zu behaupten, daß ich einer der Urheber dieser Verschwörung sei, so trete er vor ... ich bin bereit ihm durch einen Zweikampf zu beweisen, daß er unrecht hat.

Der Herzog von Guise, dem diese Forderung zu gelten schien, antwortete sogleich: Ich werde es nie dulden, daß der gute Ruf eines so edlen Prinzen durch solch' eine Beschuldigung verdunkelt werde, und ich bitte Sie, Monseigneur, mich zu Ihrem Secundanten anzunehmen.

Das war die Posse nach dem Trauerspiel.

Seit dieser Epoche, welche dem Schlosse von Amboise so traurige Erinnerungen verlieh, wurde es von den Nachfolgern Franz II. nur selten und auf kurze Zeit besucht.

Der Cardinal von Richelieu wollte dieses Schloß nutzbar machen und ließ es aus diesem Grunde in ein Staatsgefängniß umwandeln. Der Oberintendant La Vieuville, dem die Eminenz doch ewige Treue und Freundschaft auf die Hostie geschworen hatte, war die erste vornehme Person, welche der Minister ohne Treue und Glauben in dasselbe einsperren ließ.

Nach dreimonatlicher Haft gelang es La Vieuville zu entweichen. Aber kurze Zeit nach seiner Flucht wurden zwei Prinzen, Cäsar, Herzog von Vendome, und sein Bruder Alexander, Großprior von Frankreich beides natürliche Söhne Heinrichs IV. und der Gabriele d'Estrées, in diesem Staatsgefängniß hinter Schloß und Riegel gebracht. Sie waren des großen Verbrechens schuldig, ein paar boshafte Aeußerungen über den Cardinal, welcher weit weniger solche Beleidigungen als Verrath an dem Vaterlande verzieh, in öffentlicher Gesellschaft ausgesprochen zu haben.

Bald sah der ältere der Vendome, Cäsar, seine Haft noch durch völlige Einsamkeit erschwert, in welche ihn die Translocation seines Bruders nach Vincennes, wo derselbe im Jahr 1629 nach dreijähriger Haft starb, versetzt hatte. Der Herzog von Vendome blieb bis zum 30. December 1630 in Amboise; alsdann erst bekam er seine Freiheit wieder.

Unter der Regierung des Convents wurde diese ehemalige, glanzvolle Wohnung der Könige von Frankreich für die Republik in Beschlag genommen. Man nannte sie die Citadelle; sie diente Verdächtigen zu einem Ort sichern Gewahrsams, und man weiß, daß deren Zahl ziemlich bedeutend war!

Die Erben des Herzogs von Penthièvre, welche das Herzogthum Amboise vor der Revolution an sich gekauft hatten, sind nach der Restauration wieder in den Besitz dieser schönen Domaine gekommen, die sie jedoch niemals bewohnen.

Beamten.

Das Schloß Beaujeu prägt sich unserer Erinnerung weder durch Belagerungen, die es ausgehalten, noch durch den Besuch hoher Personen, die daselbst weilten, ein, sondern allein durch ein eigenthümliches, merkwürdiges Ereigniß, dessen Heldin eine Besitzerin dieses Schlosses war, und von dem damals in ganz Europa mit größtem Interesse gesprochen wurde.

Das ehemalige Schloß Beaujeu lag auf einem ziemlich hohen Felsen in einem freundlichen Thale, das von der Ardière durchschlängelt wird. Der Begründer desselben war Berard, Herr von Beaujolais, einer der ältesten Barone Frankreichs.

Zu Anfang des zwölften Jahrhunderts gehörte diese alte Ritterburg Humbert dem Vierten, der sich seine Unterthanen namentlich durch die Befreiung von verschiedenen Lasten verpflichtete. Dieser Seigneur, der sich mehr durch seine Macht, als durch Galanterie auszeichnete, war für die Reize des schönen Geschlechts so wenig empfänglich, daß er den Ehemännern seines Territoriums das Privilegium gewährte, ihre Weiber so lange zu schlagen, bis Blut floß, nur durfte der Tod nicht die Folge dieser ehelichen Zurechtweisung sein. Indem er seinen Unterthanen Beweise seiner außerordentlichen Großmuth geben wollte, erlaubte er ihnen das Korn, wenn sie es für reif hielten, ohne Ermächtigung des Eigenthümers abzuschneiden, in Garben zu binden, und, um

ſich für ihre Mühe bezahlt zu machen, die zehnte Garbe mit nach Haus zu nehmen. Die Geſetzgebung Humbert des Vierten war unbedingt der Roheit ſeiner Unterthanen und der Barberei jener Zeit angemeſſen.

Das Schloß Beaujeu erinnert weder an Belagerungen, die es beſtanden, noch an berühmte Krieger, die es bewohnt, noch an hohe Perſonen, die es beſucht haben, ſondern allein an ein merkwürdiges Ereigniß, deren Heldin eine Beſitzerin deſſelben, die Gräfin von Monteval war und deren Name damals in ganz Europa von Mund zu Mund ging. Dieſe einzige Begebenheit verleiht der alten Burg der Sires von Beaujeu Intereſſe und veranlaßt uns derſelben neben anderen, an Erinnerungen jeder Art bei weitem reicheren, Schlöſſern einen Platz in dieſem Buche zu gönnen.

Der Graf von Monteval, der zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts lebte, war in dem Lande, wegen der vielen Wohlthaten, die er ſeinen Unterthanen angedeihen ließ, allgemein beliebt. Seine Gemahlin war eine junge, ſchöne Frau, welche der Gegenſtand inniger Verehrung aller Bewohner von Beaujolais war, denn ſie liebte Mildthätigkeit und übte Handlungen wahrer Nächſtenliebe unaufhörlich aus. Dieſes glückliche Ehepaar genoß jenes ſüßen Friedens der Seele, welcher überall Freude und Glück verbreitet. Ihre auf wahre, innige Liebe, auf gegenſeitige Achtung gegründete Verbindung, war beſtändig wie der Wille Gottes, der ihr Ehebündniß geſegnet hatte. Ein ſol-

ches Glück würde der Himmel auf Erden sein, wenn die irdischen Dinge von ewigem Bestande wären. Aber es geschah, daß nach Verlauf zweier Jahre dieses seltene Glück durch eine Krankheit der jungen Gräfin unterbrochen wurde. Susanna (so war ihr Name) war ein Engel von Geduld und Ergebung in den Willen des Allmächtigen. Ihre großen Körperleiden vermochten die Kraft ihres frommen Herzens nicht zu brechen; trotz aller stechenden Schmerzen, die ihren leidenden Köper durchzuckten und der langen schlaflosen Nächte, in denen sie brennende Fieberqualen peinigten, verlor sie doch nie jene Seelenruhe, welche der Christenglaube verleiht. Sie hielt den wankenden Muth ihres Gatten aufrecht, der über ihren Zustand mit Recht beunruhigt war. Ungeachtet des Ausharrens dieser engelgleichen Seele schwächte die Krankheit ihren leidenden Körper immer mehr; ihre Schmerzen nahmen zwar an Heftigkeit ab, aber es stellten sich lang dauernde Ohnmachten ein, während welchen es manchmal schien, als wenn ihr Geist die irdische Hülle verlassen und sich empor zum Jenseits schwingen wollte.

Eine Nacht ward ihre Krankheit heftiger; sie lag in langer Besinnungslosigkeit auf ihrem Leidensbett, und als sie wieder zu sich kam, war das erste Wort, das sie stammeln konnte, der Name ihres Gatten.

Ich bin an Deiner Seite, geliebte Süsanna, sagte Herr von Monteval schnell, indem er ihre Hand ergriff und sie mit Küssen bedeckte.

Ich sterbe, sagte sie mit herzzerreißender Stimme.

Nein, geliebtes Weib, Gott wird das nicht wollen.

Susanna antwortete nichts und wendete ihren Kopf von ihrem Gemahl ab, um ihm dadurch den Anblick der Leiden, die sich auf ihrem Gesichte offenbarten, zu ersparen. Die arme, noch so junge Frau vermochte nicht ohne Entsetzen an einen so nahen Tod, an eine so schmerzliche Trennung zu denken ... Während der Nacht überfiel sie Fieberwahnsinn, ihre Stirn war heiß und trocken und von Zeit zu Zeit schüttelte Fieberschauer ihren Körper. Mit von Seufzern unterbrochener Stimme sprach sie von ihrem Vater, ihrer Mutter und nannte ihren Gatten mit den zärtlichsten Namen. Am Morgen hatte die Heftigkeit des Fiebers nachgelassen. Während des ganzen Tages lag sie unbeweglich, äußerst geschwächt durch das Fieber auf ihrem Bett; kaum war ihr Athem vernehmbar. Am Abend war ihr Leiden entsetzlich; aber von da an nahmen ihre Schmerzen etwas ab, sie suchte sogar den Grafen zu überreden, daß sie sich wohler fühle und bat ihn inständig, aber vergeblich, ein wenig zu ruhen. Kurz nach Mitternacht fühlte sie die Zuckungen des nahenden Todes; ihre Augen öffneten sich weit, ihre Lippen waren heiß und trocken; dann empfand sie in ihrem Innern entsetzliche Gluth, es war, als wenn ihre Brust mit einem glühenden Eisen durchbohrt werde. Der Graf knieete am Bett der beklagenswerthen Frau nieder, legte sanft ihren Kopf auf die Kissen und drückte seine kalte Wange an die ihrige. Die zärtlichen Beweise der Zuneigung

ihres Gatten empfindend, umfaßte ihn die Sterbende mit ihren zitternden Armen, wie wenn ihr der letzte Augenblick gekommen wäre; Sie hätte so gern in diesem heiligen Moment ihre Seele in einem langen süßen Kuß ihm ausgehaucht ... Gegen Morgen ward sie von brennendem Durste, dem Vorläufer des Todes, gequält. „Wasser! Wasser!“ rief sie röchelnd, indem sie versuchte, sich vom Lager aufzurichten. Drei Minuten waren kaum verflossen, als ihre Augen sich schlossen ... und der Graf von Moyteval hatte den Schmerz aus dem Munde des Arztes die betrübenden Worte, die alle seine Hoffnungen vernichteten, zu vernehmen: Sie hat aufgehört zu leiden!...

In jenen längst entschwundenen Zeiten erweckte der Anblick des Todes, weit entfernt Entsetzen einzuflößen, vielmehr in den Herzen der Menschen das Gefühl eines starken Glaubens und die Regungen wahrer, inniger Frömmigkeit. Der Tod zerriß die Bande der Zuneigung nicht durch Abscheu und Entsetzen. Das Wesen, welches seinen Tribut an die Natur bezahlt hatte, wurde der Gegenstand ganz besonderer Verehrung, welche jeder demselben auf seine Weise und nach seinen Mitteln erwies, aber immer mit dem gleichen Gefühl der Ehrfurcht und des Vertrauens. Der Anblick der vergänglichen Hülle erinnerte Diejenigen, welche die Verstorbene gekannt hatten, an die schönen Eigenschaften der unsterblichen Seele, welche sie — gleich dem Schmetterling, der aus seiner Verpuppung flattert — abgestreift hatte, um sich empor zu schwingen zu dem Ewigen; denn

das ist der Vorzug der Tugend, daß sie ewig glänzend das Grab des Gerechten umstrahlt und daß sie demselben gleichsam als frommes Andenken entströmt. Nach solchen und ähnlichen tröstenden Betrachtungen ließ der Graf von Monteval den Leichnam seiner geliebten Gattin zur Beerdigung vorbereiten; man kleidete sie in ihre prächtigsten Gewänder, zierte ihre Stirn mit einem Blumenkranz und ihre Finger mit den kostbarsten Ringen.

Zwei Tage später schritt ein Trauerzug auf dem Felsenwege vor dem Schlosse hinunter nach der Kirche von Beaujeu und gab den irdischen Resten der jungen Gräfin von Monteval das letzte Geleit; und ihr Gemahl, der ihr das letzte Lebewohl sagte, ließ sie in der Gruft seiner Ahnen, die sich unter dem Chor der Kirche befand, beisetzen.

Nach dieser imposanten Trauerceremonie, an welcher sich alle Bewohner von Beaujeu betheiligt hatten, um darzuthun, welch' innige Dankbarkeit sie an die edle Verstorbene fesselte und ihre Gebete mit denen der Geistlichkeit zu vereinigen, fühlte der Graf, nach dem der letzte Gesang der Gläubigen und der Glockengeläute verstummt war, sein Inneres von heftigen Schmerze tief bewegt. Fast übermenschliche Anstrengung hatte seinen Muth bis jetzt aufrecht erhalten, aber die Spannkraft seines Geistes, durch den Kampf menschlicher Gefühle mit denen religiöser Ergebung in das Unvermeidliche zu sehr angestrengt, erschlaffte endlich. Er konnte, inmitten der Beweise innigster Theilnahme, kaum seine alte Burg wieder

erreichen, und er ließ, nachdem er sich in sein Gemach eingeschlossen hatte, seinen Thränen freien Lauf.

Am Abend desselben Tages überzog den Himme dichtes Gewölk und ein kalter Regen, wie sie der Monat December zu bringen pflegt, strömte auf die Erde nieder. Es war dunkle Nacht, als ein Mann aus dem Volke die lange, schmale und einzige Straße von Beaujeu schnell dahingehend, an die Thüre eines armseligen Hauses pochte, das am äußersten Westende dieser Stadt lag, welche zwischen zwei hohe Berge eingekeilt und ihre feuchten Wohnhäuser an die steilen Felsenwände lehnend, heute von Fluthen des Regenwassers durchströmt wurde. Bei dem Lärm, den er durch sein Klopfen verursachte, öffnete ihm ein kleines Mädchen, das eine Lampe, die der Zugwind beinahe ausgelöscht hätte, in der Hand hielt. Kaum hatte sie den Mann erkannt, als sie zu ihm sagte:

Ah, Du bist es, Vater! Mutter ist sehr krank, und die Hebamme, die alte Mutter Dübois, ist gekommen. Ich habe schon lange auf Dich gewartet, mich hungert!

Der Mann, tief bewegt von den Worten seines Kindes, folgte ihm, ohne ein Wort zu erwiedern und verschloß die Thür. In dem niedrigen und kalten Zimmer fand er, auf einem schlechten Lager hingestreckt, seine Ehefrau liegen, welche so eben einem kleinen, schwächlichen und armseligen Wesen das Leben gegeben hatte, dem von der Hebamme die erste Sorgfalt gewidmet wurde. Er warf einen betrübten Blick auf sein Weib und heiße Thränen rannen auf

seine, von Arbeit und Kummer frühzeitig gewelkten, Wangen herunter. Er nahm das Kind, welches ihm die Hebamme zeigte, in seine Arme, aber über sein Gesicht zuckte ein Ausdruck düsterer Melancholie, in welcher sich die Verzweiflung seiner Seele schilderte. Nachdem er den Neugeborenen an sein Herz gedrückt hatte, fühlte er sein Herz von einem jener Gedanken in Wallung gebracht, welche nur in außerordentlichen Tagen im Innern des Menschen auftauchen. Er blieb in Nachdenken versunken vor dem Lager seines Weibes stehen; alsdann, gleich einem Menschen, der einen verzweifelten Entschluß gefaßt hat, sagte er, indem er das Kind der Mutter Dubois zurückgab!

Frau, ich muß ausgehen . . . und Ihr, Mutter Dubois, wartet auf mich, ich werde nicht lange wegbleiben.

Nachdem er diese Worte gesprochen hatte, ging er in eine anstoßende Kammer, nahm eine Laterne, die an einem, an die Wand geschlagenen, verrosteten Haken hing, zündete sie an und verließ dann die Hütte, indem er die Richtung durch die einzige Straße der Stadt nach dem Marktplatz einschlug, der eben so düster, rauchrig und eng war, wie der übrige Theil dieses Landstädtchens. Starke Schneeflocken, die, sobald sie den Erdboden berührten zu Wasser wurden, hatten den Regen ersetzt, der kaum vor einer Minute noch floß, und ein kalter Nordwind, sich in dem engen Thalgrunde verfangend, pfiff mit eigenthümlich schrillem Tone durch die kleine Stadt. Aber der Mann schritt rüstig vorwärts, kümmerte sich um

nichts, was in der Natur vorging, und, gegen Wind und Wetter kämpend, war sein Geist nur mit dem Gedanken beschäftigt, seiner Frau und seinen Kindern Hülfe und Rettung zu schaffen.

Wohin ging der Mann zu dieser Stunde? Wollte er das öffentliche Mitleid in Anspruch nehmen, sich an gutmüthige Seelen wenden und, nachdem er ihnen seine traurige Lage vorgestellt, um ihren Beistand bitten? Ein Kind war ihm geboren, und dieser Umstand, der dem Vaterherzen sonst so große Freude macht, war für ihn eine neue Quelle der Betrübniß und Verzweiflung, so entsetzlich war seine Lage. Bald erreicht er keuchend die Markthalle und sucht Schutz unter dem Bogengange, welcher die Kaufmannsladen gegen Wind und Wetter schützt. Er schüttelt den Schnee von seinem Kittel und lehnt sich, in trübe Gedanken versunken, an einen Pfeiler. Nachdem er eine Zeit lang unbeweglich in dieser Lage geblieben, richtet er sich auf und geht mit hastigen Schritten in dem Bogengange, der ihm Schutz gewährte, hin und her. Plötzlich bleibt er stehen und mit einer Stimme, welcher die kühne Entschlossenheit wilden Ausdruck verlieh, sagte er hastig:

Ja, dahin will ich gehen, und sollte es mein Unglück sein! ... Was würde es mir helfen, wenn ich den Reichen im Schlafe störte? Würde er mich auch nur anhören und wegen mir sein Bett verlassen? Ich will mir die Erniedrigung einer Bitte, die man doch nicht anhören würde und die Schande einer Abweisung ersparen. Was liegt ihnen daran, die jetzt

üppig auf Eiderdaunen ruhen, ob mein Weib auf dem Strohe schmachtet und meine Kinder hungern! O, die Reichen! die Reichen! haben Sie nicht Alles? was sie wünschen? Verstehen sie, was das heißt, wenn ein Mensch sagt: Mich hungert, mich friert, daß ich an allen meinen Gliedern zittere! Sie, die in wohl durchwärmten und gut verschlossenen Gemächern, die durch tausendfachen Kerzenglanz erleuchtet sind, essen und trinken können, so viel sie wollen! Sie bringen ihr Leben in Ergötzlichkeiten hin und der Tod trifft sie auf seidenem Lager schlummernd an. Ihr Grab ist ein Tempel und ihr Sarg ein duftendes Behältniß, damit die Würmer ihnen nicht nahen. Sie legen sich in prächtigen Kleidern hinein. Die Narren! ... die belebenden Strahlen der Sonne dringen nicht bis zu ihnen und sie möchten gern scheinen, als wenn sie noch lebten! Ihr Körper ist eiskalt, ihr Gesicht farblos, und sie parfumiren ihren Leib, setzen Blumenkränze auf ihr Haupt und schmücken sie mit Gold und Diamanten, während der Arme nicht einen Lumpen hat, um seine Blöße zu decken, nicht einen Bissen schwarzen Brodes für seine nackten abgemagerten Kinder, welche ihn mit den herzzerreißenden Worten begrüßen: „Vater, Mutter ist krank und mich hungert!“ O, ich möchte mir den Schädel an diesen Steinen zerschmettern! ...

Nachdem er diese Worte gesprochen, verließ er schnellen Schrittes die Kaufhalle und schlug die Richtung nach der Kirche ein. Er war nur noch wenige Schritte davon entfernt, als er in der Nähe ein Ge-

räusch zu vernehmen glaubte. Er blieb stehen und horchte. Sein Herz schlug heftig wider die Brust, kalter Schweiß rann von seiner Stirn und er sagte leise für sich:

Ist mir Jemand nachgegangen? Oder sollte es ein Wink des Himmels sein? O, was ich thun will, ist sehr schlecht! Es ist eine Schändung des Heiligthums, ich weiß es wohl, aber mein Weib, mein armes Weib dort unten seufzt auf ihrem Schmerzenslager! Mein Kind, das, welches Du mir so eben geschenkt hast, mein Gott, sucht vergeblich Nahrung und Leben an den abgezehrten Brüsten seiner Mutter und Du willst gewiß nicht, daß es, kaum dem Mutterschoos entrungen, schon wieder seinen letzten Athemzug aushauche! Mein Gott! mein Gott! wenn ich mein Vorhaben nicht ausführe, wird es sterben und sein Vater wird schuld an seinem Tode sein! Nein, lieber will ich sterben; sie aber, sie sollen leben und nie erfahren, wie schwer es mir wurde, ihr Dasein zu erhalten!

Er geht einige Schritte weiter, horcht noch einmal aufmerksam und naht sich, da er nichts mehr hört, der Kirchenthüre, wo er nochmals leise spricht:

Pah, die Furcht hat mich aufgeregt ... ich habe das Hämmern meines Pulses und die Schläge meines Herzens für den Klang einer menschlichen Stimme gehalten!

Und mit zitternder Hand zieht er einen Schlüssel aus der Tasche, hält mit der anderen die Laterne vor das Schlüsselloch, steckt den Schlüssel hinein und

dreht ihn krampfhaft zuckend zwei Mal herum. Die Thür geht auf und dreht sich ächzend in ihren Angeln; nachdem er einige hurtige Blicke um sich geworfen hat, überschreitet er die Schwelle und da er überzeugt ist, daß ihn Niemand gesehen, so stößt er die Thür von innen zu und verschließt sie, was ein Geräusch verursacht, das an den Wölbungen der Kirche wiederhallt. Er schreitet durch zwei Reihen hochlehniger Stühle hindurch, deren Schatten sich auf dem steinernem Fußboden hin verlängern. Als er an den Stufenabsatz kommt, welcher den Chor von dem Schiff der Kirche trennt, bleibt er stehen. Eine feierliche Stille herrscht an dem heiligen Orte. Einige Fledermäuse, durch die ungewöhnliche Helligkeit aufgeschreckt, verlassen die Karniese der starken Pfeiler, auf denen sie geruht haben, und umflattern den Kopf des nächtlichen Besuchers, dessen Laterne, jedem Zucken seines fieberhaft bewegten Armes nachgebend, manchmal ihr flackerndes Licht auf die Statue eines Heiligen wirft, deren durch Alter fahl gewordene Steinmasse es erleuchtet, wodurch seinen angstvoll forschenden Augen bewegliche Gespenster vorgemalt werden, die unter den launenhaften und phantastischen Schwankungen eines flackernden Lichtes fortwährend neue Gestaltungen annehmen. Es kommt ihm vor, als wenn die Figuren der Engel ihre Fittiche bewegten, um sein weiteres Fortschreiten zu verhindern. In dieser unheimlichen Stunde und an diesem Orte tauchen tausend furchtbare Erzählungen in seinem Gedächtnisse auf; er zittert an allen Gliedern und wischt

sich den kalten Schweiß von seiner Stirn; er lehnte sein Gesicht an die kalten Pfeiler, um dessen Gluth etwas zu dämpfen. In diesem Augenblick glaubte er zu vernehmen, daß der Perpendikel der Thurmuhr, das einzige Geräusch, welches die Stille der Nacht unterbrach, seine schweren, schlappenden Schläge beschleunige. Bei diesem sonderbaren Geräusch vermehrt sich seine Angst, er wendet sich um und wankt einige Schritte zurück. Das Verbrechen, welches er begehen will, stellt sich seinem Geiste in seiner ganzen Größe dar. Die Worte Heiligthumschänder, Kirchenräuber tönen von seinen bebenden Lippen. Er ist schon entschlossen, sein Unternehmen aufzugeben; aber der Gedanke an die Leiden seiner Frau, die ihn erwartet, um zu erfahren, ob sie und das neugeborene Kind leben soll, erstickt in seinem Inneren die Gewissensbisse, die sich vor seinen Blicken in entsetzliche Phantome gestalten. Er sieht endlich nur noch das gräßliche Gemälde seines Elends, und das Mittel ihm abzuhelfen, so strafbar, so entsetzlich es auch ist, scheint ihm rechtmäßig, weil es das Einzige ist, was ihm zu ergreifen noch übrig bleibt, um Diejenigen, welche ihm die Theuersten auf Erden sind, dem Hungertode zu entreißen.

Woher kommt diese Angst, die meine Schritte zurückhält? sagte er für sich. Bin ich seit zwanzig Jahren nicht dazu verdammt fast jeden Tag die letzte Wohnung eines Bürgers, eines Freundes, eines Verwandten zu graben? Schafft mir das Brod, welches ich esse, nicht den Tod? Die Menschen sehen mich

nur mit Entsetzen, sie fliehen mich, weisen mich wie einen Verfluchten aus ihrer Nähe, und ich fürchte mich? ... Sie liefern mir die Leichen ihrer Väter, ihrer Brüder, ihrer Freunde aus, sie gehören mir und ich sollte zittern? ... Vorwärts, armer Jakob, nimm den Todten, was die Lebenden Dir verweigern; verbanne jede Furcht und gehe kühn nach diesem noch offenen Grabe, das man morgen für immer verschließen wird. Geh, da es noch Zeit ist; nimm diesem Leichnam, den man heute in seine letzte Stätte brachte, den unnützen Schmuck, damit die Diamanten, die an dessen Fingern glänzen, Deine arme Familie vom Tode retten! Schnell, schnell, denn morgen würdest Du vielleicht verdammt sein sie mit derselben zitternden Hand zu begraben, welche ihr heute das Leben retten kann. O, mein Gott, wenn das, was ich thue, ein Verbrechen ist, so vergieb mir, denn ich bin Vater!

Ganz von diesem Gedanken beherrscht, steigt er entschlossen die Stufen, welche den Chor von dem Schiff der Kirche trennen, hinauf, geht hinter den Hauptaltar, hebt die Fallthür auf, welche den Eingang zu der Gruft versperrt, in welche man diesen Morgen die irdischen Reste der Gräfin von Monteval beisetzte, und steigt auf der schmalen Treppe hinunter.

Jetzt zittert Jakob nicht mehr. Er geht ruhig auf den Sarg der Frau von Monteval zu, setzt die Laterne auf die Steinplatte, welche ihn morgen verschließen soll, und mit sicherer Hand dreht und zieht er mit Hülfe seines Messers die Schrauben aus dem

eichenen Sargdeckel, legt ihn auf die Seite, ergreift schnell die eiskalte Hand der Leiche und will sie der Ringe berauben, welche an den Fingern glänzen. Sei es, daß die Furcht seine Kräfte geschwächt hatte, sei es, daß die Eile, mit der er ans Werk geht, die Regelmäßigkeit seiner Bewegungen hemmt, er macht vergebliche Anstrengungen seinen Zweck zu erreichen.

Tod und Verdammniß! ruft er aus, soll ich denn diese Juwelen nicht bekommen! Aber ich muß, ich will sie haben und werde nicht eher diese Gruft verlassen! Ich bin nicht hierher gekommen, um ohne Nutzen all' diese Todesangst auszustehen; und sollte mir mein Kirchenraub ewige Verdammniß bringen, mein Weib und meine Kinder sollen nicht, ohne die erwartete Hülfe, mich wiedersehen! . . . Ach, wie soll ich's nur anfangen? . . .

Dann, einen schnellen Entschluß faſſend, ergreift er mit einer Hand sein Messer, mit der anderen die der Gräfin, sucht die krampfhaft zusammengezogenen Finger gewaltsam zurückzubiegen und geht daran sie mit dem Messer abzuschneiden . . . Kaum hat die Klinge das Fleisch berührt, so scheint es ihm, als wenn die Hand, welche er hält, die seinige drückte. Er schreibt diese Empfindung seinen wirren Sinnen zu; er will seine Arbeit fortsetzen, aber nun darf er nicht länger mehr an der Wirklichkeit der Empfindung zweifeln, die Hand der Leiche zuckt krampfhaft in der seinigen! . . . Ein Fieberschauer schüttelt seinen ganzen Körper; er bleibt, selbst einer Leiche ähnlich, unbeweglich stehen, und seine Augen, in denen sich

ein unbeschreibliches Entsetzen ausdrückt, blicken starr auf das Antlitz der Verstorbenen hin, deren Lippen sich bewegen und mit deutlicher, langathmender Stimme diese Worte aussprachen: Mein Gott wie lässest Du mich leiden!*)

Als Jakob diese Worte hört, glaubt er vor Entsetzen in die Erde zu sinken; aber in Folge einer jener plötzlichen Regungen der Seele, die sich eher empfinden als schildern lassen, ist er sich auf der Stelle dessen bewußt, was ihm zu thun jetzt übrig bleibt. Die Stimme des Gewissens, die er erstickte, als er mit der strafbaren Absicht hierher kam, um das Heiligthum der Todten zu verletzen, erinnert ihn an seine Pflicht, und sein aufgeregter Geist begreift jetzt, daß die Verwegenheit, welche ihm eheliche und väterliche Liebe eingeflößt hatte, nur ein Mittel war, dessen sich die Vorsehung bediente, um das Opfer einer unglückseligen Täuschung dem sichern Tode zu entreißen ... Sonderbare Laune des menschlichen Herzens! dieser Mann, der sich vor einem Augenblick noch mit allem Unglück, allen irdischen Leiden überhäuft glaubte, erblickt jetzt in sich ein Werkzeug des göttlichen Willens, das der Welt einen Engel an Tugend und Schönheit retten soll und sichert sich durch diese unerhörte Handlung selbst das, was er aus dem Sarge zu holen hierher gekommen war! Von diesem festen Glauben beseelt, der ihm seine ganze Kaltblütigkeit zurückgiebt, steigt

*) Historisch.

er schnell die Stufen der Grufttreppe hinauf, verläßt die Kirche und geht eilenden Schrittes nach dem Schlosse von Beaujeu.

Während dieser Zeit kam die Gräfin von Monteval, welche der durch den schrecklichen Versuch Jakobs verursachte Schmerz aus dem tiefen Todesschlaf, den der Arzt für den wirklichen Tod hielt, aufgeweckt hatte, wieder zur deutlichen Empfindung ihres Daseins; aber vergeblich strebte sie ihre Gedanken zu sammeln und sich Rechenschaft von der Lage, in welcher sie sich befand, abzulegen: die gänzliche Dunkelheit, welche ringsum herrschte, erschreckte sie, ohne sie etwas wahrnehmen zu lassen. Sie war durch die große Kälte ganz erstarrt und indem sie mit ihren eiskalten Händen an ihrem Körper herumtastete, vernahm sie das Rauschen, welches seidene Gewänder verursachen, ohne sich erklären zu können, woher es käme. Endlich gelingt es ihr sich in die Höhe zu richten; sie streckt ihre Arme aus, kann aber nichts erfassen. Alsdann, alle ihre Kräfte zusammennehmend, sucht die Beklagenswerthe sich ganz empor zu richten, sie geht langsam vorwärts und wendet sich mit beklemmter Brust nach der Seite, von welcher ein schwacher Lichtstrahl in den dunkeln Raum, in welchem sie sich befindet, zu dringen scheint. In diesem Augenblicke glitt eine dichte Wolke, die den Mond bedeckte und große Tropfen Wassers, welche die Kälte zu Schneeflocken krystallisirte, auf die Erde warf, am stürmischen Himmel vorüber, wodurch ein Widerschein fahlen Schimmers in die Gruft drang und den Pfad Susanna's erleuch-

tete. Dieser Schimmer, der zugleich durch das Grüftenfensterchen und die von Jakob offen gelassenen Fallthür zu ihr drang, zeigte ihr den Weg, den sie einschlagen mußte, um aus diesem finsteren Raum zu kommen. Durch diesen schwachen Schimmer geleitet, wendete sie sich nach der steinernen Treppe und nach unendlichen Anstrengungen sie zu erklimmen, gelangte sie endlich an die Stufen des Hauptaltars, auf denen sie sich, an allen Gliedern zitternd, niederließ. Sie schien von einem entsetzlichen Schwindel erfaßt; sie begriff das Schreckliche ihrer Lage; die festlichen Gewänder, die Blumenkrone auf ihrem Kopfe, der Raum, von dem sie kam, die heilige Stätte, wo sie sich befand, der Schmerz, den sie bei ihrem Erwachen empfunden hatte, — dieß Alles sagte ihr in stummer, entsetzenvoller Sprache, daß die Lebenden sie vielleicht beweint hatten!

O, Gott! welch' ein qualvoller Traum ist das! ... seufzte sie. Dann verließen sie ihre Kräfte, und sie sank besinnungslos auf die Stufen des Altars hin.

Es schlug Mitternacht, als Jakob an die Hauptpforte des Schlosses von Beaujeu klopfte. Herr von Monteval schlief nicht, er gab sich ganz dem Schmerze über den Verlust seiner Gattin hin. Sein gebrochenes Herz suchte vergeblich in der Einsamkeit und der Stille der Nacht Trost in heißen Gebeten: das theure Bild seiner Susanna schwebte unaufhörlich seinem Geiste vor. Die schönen Eigenschaften, die Tugenden seiner Gefährtin, die seiner Liebe und den Dankesbe-

weisen so vieler unglücklichen Menschen so frühzeitig entrissen war, ließen ihm mehr wie je den unersetzlichen Verlust empfinden, der ihm geworden, und seine fromme Seele, die die Verstorbene im Wohnort der Seeligen glaubte, konnte doch nicht umhin, den Ewigen um den Schatz, den er ihm geraubt hatte, zu beneiden. Heiße Thränen fielen hernieder auf seine zum Gebet gefalteten Hände und mit von Schluchzen unterbrochener Stimme sprachen seine Lippen Worte der Klage und der Fügung in Gottes gnädigen Willen zu gleicher Zeit aus.

Ein alter Kammerdiener trat in das Zimmer und zeigte dem Grafen an, daß an das große Schloßthor geklopft werde, und fragte ihn zugleich, ob er es in dieser späten Abendstunde öffnen lassen solle.

Der Graf von Monteval gab mit dem Kopfe ein unwillkürliches Zeichen der Bejahung, worauf sich der alte Diener nach der Behausung des Schloßvoigts begab.

Wer ist denn da? fragte dieser verdrießlich, als er in seinem Schlafe gestört wurde.

Ich bin's, Jakob, der Todtengräber.

Ei, mein Gott, was wollt Ihr denn zu dieser späten Stunde im Schlosse?

Ich will mit dem Herrn Grafen sprechen ... Es ist aber kein Augenblick Zeit zu verlieren! Im Namen des Himmels, öffnet schnell, Meister Germain!

Na, Nur Geduld, Geduld ... da bin ich schon.

Und der Schloßvoigt öffnete brummend die Pforte.

Führt mich auf der Stelle zu dem Herrn Grafen, sagte Jakob indem er ganz zerstört eintrat; ich muß ihn sogleich sprechen ... Mein Gott, wie Ihr langsam seid, Meister Germain.

Kaum war die Thüre wieder geschlossen, als Jakob, den alten Diener am Arme fortziehend, sich zu dem edlen Grafen von Monteval führen ließ und kaum ließ der drängende Besucher dem Germain Zeit ihn mit den Worten:

Herr Graf, es ist Jakob der Todtengräber anzumelden, als dieser ihm in das gräfliche Gemach nacheilte und ausrief:

Ja, ich bin's. Ich habe nothwendig und zwar ohne Zeugen mit Eurer Herrlichkeit zu sprechen!

Jakob, was bedeutet Dein Besuch zu dieser nächtlichen Stunde? fragte ihn der Herr von Monteval.

Der Herr Graf werden es sogleich erfahren; aber ich muß allein mit Ihnen sprechen.

Germain, sagte der Graf, sich leutselig zu dem Schloßvoigt wendend, laß uns allein.

Germain verließ kopfschüttelnd das Zimmer und sagte leise für sich:

Was kann nur dieser Jakob mit meinem Herrn zu sprechen haben?

Als der Todtengräber allein mit dem Grafen von Monteval war, fiel er ihm zu Füßen und erzählte ihm mit bebender Stimme Alles, was ihm begegnet war. Weit entfernt sein beabsichtigtes Verbrechen zu bemänteln, klagte er sich mit allen Zeichen aufrichtigster Reue an. Er beschwor den Grafen, ihm,

wenn er deſſen auch unwürdig wäre, zu vergeben und bat ihn ſogleich mit ihm in die Kirche zu gehen, um der unglücklichen Gräfin Hülfe und Beiſtand zu leiſten.

Herr von Monteval zweifelte in der erſten Aufregung die Jakobs Erzählung in ihm erzeugte, an der Wahrheit derſelben.

Mein Weib ſollte noch leben, rief er aus; ſoll ich glauben, was mir dieſer Mann ſagt? Du, der ſo zu mir ſpricht, wenn Du kein bloßes Phantom biſt, wiederhole mir die Worte, die meine Gattin geſprochen.

Und der arme Todtengräber betheuerte die Wahrheit ſeiner Worte und rief alle Heiligen des Himmels an, um dem Grafen den Glauben an das, was er ihm offenbart hatte, beizubringen.

Im Namen des Himmels, rief er nochmals aus, kommen Sie, folgen Sie mir geſchwind, Herr Graf, und Sie werden, wenn es noch Zeit iſt, ſich davon überzeugen, daß ich nicht gelogen habe.

Von der Freude ſeines Herzens und den dringenden Bitten des Todtengräbers hingeriſſen, ließ der Herr von Monteval ſein Inneres von den belebenden Strahlen der Hoffnung durchdringen. — Aber, wenn Alles dieß nur ein Traum wäre, wenn ſein aufgeregter Geiſt ihm nur ein Phantom vorgegaukelt hätte, das ihn in entſetzlicher Täuſchung mit fortriß! Mein Gott! rief er unter dem Eindruck dieſes ſchmerzlichen Gedankens aus, mein Gott, Du wirſt das nicht wollen, Du willſt meinem Herzen gewiß nicht eine tröſtende Hoffnung bringen, nur mit den Gefühlen

eines armen Sterblichen zu spielen, den alle seine Empfindungen nach der Gefährtin seines Lebens ziehen. —

Wir wollen gehen, sagte er zu Jakob, aber wehe Dir, wenn Du mich getäuscht hast! ... Wenn jedoch Susanna mir zurückgegeben wird, dann möge der Himmel Dir vergeben, wie ich Dir verzeihe und der Segen Gottes die Wohlthaten gute Früchte tragen lassen, die mein dankbares Herz Dir bestimmt!

Nachdem er diese Worte gesagt hatte, hüllte er sich in seinen Mantel und gab Jakob ein Zeichen die Laterne zu nehmen und ihm zu folgen.

Würde es nicht gut sein, Herr Graf, sagte Jakob ehrerbietig, wenn Sie sich von einem Ihrer Diener begleiten ließen?

In der That würde es klug sein, erwiederte Monteval, aber Du allein kannst und sollst mich führen! Ich bitte Gott, daß dieser Gedanke nicht etwa durch den Wunsch in Dir entstanden ist, mich von dem Diener, wenn Du mich getäuschst hättest, geleiten zu lassen. Einer meiner Bedienten wird mit ausgehen, ich verbiete Dir aber ihm die Ursache unseres nächtlichen Ganges mitzutheilen. Er wird an der Kirchenthüre zurückbleiben und auf uns warten, während wir das Innere derselben betreten, um meine unglückliche Gattin ihrem schrecklichen Geschicke zu entreißen.

Indem sie die Schloßtreppe hinunter gingen, befahl der Graf einen seiner Diener ihm zu folgen und

alle drei erreichten bald in tiefstem Schweigen den Vorhof der Kirche.

Es giebt Regungen der Seele, die keine Feder schildern, Situationen, denen selbst der geschickteste Maler nicht die wahre Färbung verleihen kann. Wie soll man sich ausdrücken, um zu schildern, was in dem Innern dieser drei, auf so verschiedene Weise bewegten, Menschen vorging, die in einer dunkeln, kalten Nacht in Folge eines Ereignisses vereint gingen, dessen guter Ausgang im Leben des Menschen so höchst selten eintritt?

Jakob und der Graf von Monteval traten in die Kirche, während der arme Diener, der von der Ursache dieser sonderbaren, nächtlichen Fahrt keine Ahnung hatte, sich, vor Angst und Kälte zitternd, an die halb offen gebliebene Thür lehnte, und in diesem Augenblicke den ganzen Trauerzug des Morgens nochmals vor seinem mit Entsetzen erfülltem Geiste vorüberziehen sah ... In seiner Ungeduld schritt der Gemahl Susanna's inmitten der tiefen Finsterniß, die an dem heiligen Orte herrschte, stracks vorwärts, auf die Gefahr hin zwanzig Mal auf Hindernisse zu stoßen, die sich auf seinem Wege fanden. Jakob hatte Mühe, ihm mit der Laterne zu folgen und dieselben hindernden Gegenstände zu vermeiden. Sie erreichten schnell den Chor, gingen hinter dem Hauptaltar weg, nicht vermuthend, daß wenige Schritte vor ihnen Diejenige, welche sie suchten, auf den Altarstufen lag, und Jakob, welcher jetzt vorausging, führte den Grafen in die Gruft hinunter. Grabesstille herrschte an

diesem unheimlichen Orte. Sie gingen gerade auf den Sarg zu und alle Beide, einen schnellen Blick in das Innere des Sarkophages werfend, blieben im höchsten Grade überrascht davor stehen, als sie ihn leer fanden. Während dieser sprachlosen Betäubung durchzuckte es das Innere des Grafen als wenn ein Dolchstoß sein Herz durchbohrt hätte.

Susanna, rief er mit herzzerreißender Stimme aus, geliebte Susanna, wo bist Du?

Das unheimliche Schallen des Echo's der Todtengruft antwortete allein auf seinem Ruf. Mit wirren, funkelnden Blicken, das Gesicht mit Todtenblässe bedeckt, richtete er sich in seiner ganzen Höhe auf und nach Jakob greifend, der ihm zu Füßen gefallen war, schrie er ihn mit furchtbarer Stimme an:

Schändlicher Kirchenschänder, Du hast mich getäuscht! Nachdem Du den Leichnam geplündert hast, hast Du ihn in irgend einen Winkel, der Dir allein bekannt ist, geworfen und hast mir eine Auferstehung vorgespiegelt, die nicht unmöglich ist ... Jakob! wehe Dir! wehe Dir!

Mitleid, Herr! Ich schwöre Ihnen zu, daß ich die Wahrheit gesagt habe. Machen Sie durch Zorn Ihren Weg nicht nutzlos! Die Frau Gräfin, welche nur auf Sie wartet, um gerettet zu werden, befindet sich in der Kirche, und Gott, der mich hört, möge mich niederschmettern, wenn ich gelogen habe.

In der Hand die Laterne, welche der Graf dem Todtengräber hastig entrissen hatte, fing er nun an die Gruft nach allen Seiten hin zu durchsuchen, in-

dem er mit dem Lichte in allen Winkeln herumleuchtete; aber sein Bemühen war vergeblich. Jeder, durch das Flackern der Lichtstrahlen erzeugte Schatten bot seinen aufgeregten Sinnen das Bild der Gräfin dar; aber er fühlte, wenn er den Arm nach ihr ausstreckte, nur die Zugluft an seiner Hand vorüberstreichen. Nach der sorgfältigten Nachsuchung, während welcher man hätte das heftige Pochen seines Herzens hören können, nach zwanzig Mal wiederholter Nachforschung, die nur seine Verzweiflung nutzlos vermehrte, findet er sich der Treppe gegenüber, auf welcher er heruntergekommen war. Er setzt einen Fuß auf die erste Stufe und bleibt so, wirren Blickes und den düstersten Gedanken zur Beute, ruhig stehen.

Jakob, der noch immer auf den Knien liegt, beobachtet ihn mit scheuem Blick und fühlt seine Angst sich verdoppeln. Die Todeskälte, die ihn durchstarrt, treibt einen eisigen Schweiß auf seine Stirn. Mit herabhängenden Armen und auf die Brust gesunkenem Kopfe erwartet er mit einer gleichgültigen, fast blödsinnigen Ergebung sein Ende; seine Lippen murmeln ein oft durch tiefes Athmen unterbrochenes Gebet, welches in einer Art Todesröcheln endigt.

Es war ein schrecklicher Anblick, den diese beiden Männer in diesem feierlichen Augenblicke darboten.

Die innere Aufregung des Grafen war zu heftig, als daß sie von langer Dauer sein konnte. Jakob sah, so zerknirscht er auch war, eine furchtbare Lösung dieses schrecklichen Drama's voraus. Das Schwert des Damokles hing über seinem Kopfe; er

sah es, es hing an einem dünnen Faden, den ein Luftzug zerreißen konnte: endlich schloß er die Augen, um es nicht fallen zu sehen.

Aus seiner trübsinnigen Träumerei aufwachend, rafft sich Graf Monteval plötzlich auf, kehrt nach dem Sarge zurück, bückt sich und scheint noch einmal das Innere desselben zu durchsuchen. Ein Gegenstand bietet sich seinen Blicken dar, er ergreift ihn: es ist ein Messer ... Ein wildes, diabolisches Gelächter schallt von seinen Lippen, seine Stirn runzelt sich, er schreitet auf Jakob zu und, ihn derb schüttelnd, sagt er zu ihm:

Jakob, Gott ist gerecht; denn hier ist das Werkzeug Deines Verbrechens! Gott hat es in meine Hände gelegt, um Deinen so gräßlichen Fluch an Dir in Erfüllung gehen zu lassen! ... Sieh' hier, erkennst Du es! ...

Mehr wie je erschrocken, öffnet der Todtengräber die Augen und erblickt sein Messer, welches er in der Eile in dem Sarge der Gräfin hatte liegen lassen. Er sammelt alle seine Kräfte, um seine Hände zu falten und sie flehend zu dem Grafen emporzuheben; dieser aber, ganz mit Rachegedanken beschäftigt, schreit ihm die bebenden Worte zu:

Jakob, empfiehl Deine Seele Gott!

Kaum hatte er sie ausgesprochen, als ein klagender Ton, der einem halb unterdrücktem Seufzer glich, sich über seinem Kopfe hören ließ. Er ging sogleich zur Treppe zurück und horchte aufmerksam.

Auch Jakob hat den Ton gehört; die Hoffnung,

dieſes Himmelsmanna, kehrt in ſein Herz zurück und verleiht ihm neue Kraft. Sein Muth kehrt zurück, keuchend ſteht er auf und horcht mit ausgeſtrecktem Kopfe. Ein zweiter Seufzer erzittert durch die weiten Räume ... es iſt kein Zweifel mehr ... die Gräfin ſeufzt und — lebt ... „Wo iſt ſie?" Dieſer Ausruf tönt zu gleicher Zeit von den Lippen der beiden Männer, welche Alles vergeſſen, um ſich nur in ihren Nachforſchungen nach der Gräfin gegenſeitig zu unterſtützen. So viel iſt ſicher, daß ſich Frau von Monteval nicht mehr in der Gruft befindet, ſie eilen daher in die Kirche hinauf; mit offenem Munde und kaum zu athmen wagend erwarten ſie, daß ein neuer Seufzer ihnen die Richtung anzeige, die ſie einſchlagen ſollen. — Wie lange erſcheint ihnen dieſer erſehnte Moment! ... Endlich hören ſie zum dritten Male einen ſchweren, tiefen Athemzug und beide eilen nach den Stufen des Hauptaltars hin. Der Graf zitterte vor Freude an allen Gliedern ... denn er hatte ſeine geliebte Suſanna wieder gefunden! Seine Augen täuſchten ihn nicht, ſeine Hand hatte ihren Leib berührt und nach den Schlägen ihres Herzens geforſcht und das Wehen ihres Athems hatte ſeine brennende Wange berührt ...

O, Gott! habe Erbarmen mit mir und ſtehe mir bei! Ich bitte Dich darum, denn ich fühle, daß mein Verſtand mich verlaſſen will! ... Jakob, mein Freund, Dir gebührt mein Dank, mein Vermögen, mein Leben! Aber, hilf mir jetzt ... da, breite meinem Mantel aus ... ſchnell, wir wollen ſie einhül-

len, sie damit bedecken ... Jakob! nimm Dich in Acht! ... geh' sanft mit ihr um ... sie schläft, erwecken wir sie nicht!

Jakob, außer sich vor Freude, half dem Grafen Susanna in den faltenreichen Mantel zu hüllen. Dann hoben sie sie vorsichtig in die Höhe und trugen sie in ihren Armen aus der Kirche, wo sie der Bediente, der in größter Angst war, erwartete. Als er sie mit ihrer kostbaren Last in den Armen zurückkehren sah, verließ ihn die wenige Kaltblütigkeit, die er noch bewahrt hatte, nun vollends. Er taumelte, sich bekreuzend, zurück, und wollte eben die Flucht ergreifen, als ihn sein Herr durch ein kurzes, gebieterisches Wort zurückhielt und ihm befahl, die Laterne zu nehmen, die Jakobs Bewegungen hemmte und dadurch ihren Pfad nur schlecht erleuchtete. Der Bediente ergriff die Laterne und, sie vor ihnen hertragend, ging er stracks vorwärts, ohne daß er sich umzusehen wagte. Auf diese Weise kamen sie unter mancherlei Mühe nach dem Schlosse von Beaujeu.

Eine Stunde später lag die Gräfin von Monteval in ihrem weichen Bett und schlief sanft, und ihr Gemahl, vor ihr auf den Knien liegend, erwartete ihr Erwachen, indem er zu Gott betete und ihm mit glühendem Herzen dankte, daß er ihm das Theuerste auf Erden zurückgegeben habe.

Kaum waren vierzehn Tage seit dieser denkwürdigen Begebenheit verflossen, als der feierliche Ton der Glocken den Bewohnern der alten Stadt Beaujeu verkündigte, daß eine Ceremonie in der Kirche vor

ſich gehe. Darin ſah man den Grafen von Monteval und ſeine Gemahlin am Altar ſtehen und ein Kind über die Taufe halten: es war der Neugeborene Jakobs, des Todtengräbers, deſſen Kinder ſie adoptirt hatten.

Nie hatte eine Feierlichkeit ſo viel Gläubige in die Kirche geführt; nie hatten die gebräunten Geſichter der Bewohner von Beaujeu in ſchönerem Freudenglanze geſtrahlt. Einſtimmiges Lob erſcholl dem glücklichen Ehepaare und heiße Wünſche für daſſelbe ſtiegen aus tauſend Herzen zum Ewigen empor.

Der Graf von Monteval wollte, daß dieſer Tag auch durch Vergnügungen und Genüſſe bezeichnet werde. Er ließ mehrere Fäſſer ſeines beſten Weins auf den großen Schloßplatz bringen. Da ſaßen die Alten um Weinkrüge herum und ſchwatzten, die Kinder ſpielten auf dem Raſen und die jungen Burſchen und Mädchen tanzten nach den Tönen des Dudelſacks: Alle, munter und luſtig, erfüllten die Lüfte mit ungeſchminkter, rauſchender Fröhlichkeit.

Wie wir bereits am Anfang dieſer Geſchichte bemerkt haben, beſaß das Schloß Beaujeu nicht die Berühmtheit von Anet, Amboiſe, Choiſy, indeſſen hatte es doch auch ſeine Glanzperiode. Peter von Bourbon, Sire von Beaujeu, heirathete Anna von Frankreich, Tochter Ludwigs des Eilften, und die

alte Ritterburg bekam sonach die vornehmste Frau des Königreichs nach der Königin zur Burgherrin.

An einem stürmischen Augustabend des Jahres 1483 stand ein Fenster des Schlosses Plessis-les-Tours nach dem flachen Lande zu offen, und der Wind, der das Wasser der Schloßgräben zu kleinen Wellen kräuselte, brachte ein wenig Frische in ein warmes, stilles Gemach.

Die untergehende Sonne hatte mit ihrem letzten Strahl die purpurrothen Vorhänge eines Himmelbettes vergoldet, dessen Bedachung das in Eichenholz zierlich gearbeitete Wappen von Frankreich trug, und diese letzten Strahlen waren auch ein letztes Lebewohl, denn auf dem königlichen Bette lag ein Mann im Sterben. Es war Ludwig XI.

Kurze Zeit nachher hörte man die Ketten der Zugbrücke rasseln, diese wurde, in ihren verrosteten Angeln knarrend, niedergelassen und der langsame Hufttritt zweier Pferde ließ sich hören; zwei Pagen bestiegen sie sogleich. Der eine empfing einen versiegelten Brief, den er sorgfältig in seinem Wamse barg, und eine Stimme rief ihm zu: „In das Schloß Beaujeu"; ein gleicher Brief wurde dem andern übergeben und dieselbe Stimme rief: „In das Schloß von Loches." Dieß war das letzte Geräusch dieses Trauertages. Einige Zeit noch hörte man den Galopp der Pferde in der weiten Ebene; bald machte ihre Entfernung das Geräusch undeutlich und endlich herrschte im Umkreise des Schlosses das gewöhnliche düstere Schweigen.

Der erste Page überbrachte der Madame Anna von Beaujeu die Regentschaft des Königreichs.

Der zweite kündigte Charlotte'n von Savoyen an, daß sie Wittwe des Königs von Frankreich sei.

Ludwig XI., welcher die Befähigung seiner ältesten Tochter recht wohl kannte, war besorgt gewesen, in seinem Testamente den Wunsch auszudrücken, daß sie während der Minderjährigkeit Karls VIII. Regentin Frankreichs werde. Frau von Beaujeu rechtfertigte das Vertrauen, welches ihr Vater in sie gesetzt hatte, vollkommen, denn sie regierte mit einer wahrhaft bewundernswerthen Weisheit und Festigkeit. Sie bemühte sich, die Achtung und Liebe der Großen und des Volks durch eine Mäßigung sich zu erwerben, die gegen den Despotismus ihres Vaters gewaltig abstach. Sie verminderte die Abgaben, versprach, sobald es die Angelegenheiten des Staates erlaubten, einen noch bedeutendern Steuererlaß, entließ ein Corps von sechs tausend Schweizern, die dem Lande viel Geld kosteten, und beschränkte alle unnöthigen Ausgaben. Auf bloße Denunciationen hin hatte Ludwig XI. mehrere Personen in's Exil verwiesen, oder zu Gefängnißstrafe verurtheilt; seine Tochter öffnete die Kerker, rief die Verwiesenen zurück und ließ ihnen ihre Güter zurückgeben, deren sie durch ungerechte, oder zu strenge Urtelssprüche beraubt worden waren.

Zu gleicher Zeit kam sie dem Volkswillen entgegen, indem sie der öffentlichen Rache zwei Minister übergab, welche, das Vertrauen des verstorbenen Königs mißbrauchend, sich ungetreuer Verwaltung und

anderer Verbrechen schuldig gemacht hatten; nämlich Olivier le Daim, diesen beispiellos frechen Barbier, welcher zu Gent die Gesandtschaftswürde entweiht hatte, und Johann Coictier, diesen zweiten Vampyr an des Königs Hofe, der als Arzt Ludwigs XI. ungeheure Reichthümer zusammengehäuft hatte, indem er die Macht mißbrauchte, welche die Furcht des Königs vor dem Tode ihm über diesen verlieh.

Frau von Beaujeu besuchte oft die alte Burg, deren Namen sie trug. Es gefiel ihr und ihrem Gemahl diese Besitzung durch neue Gebäude und prachtvolle Gärten zu verschönern. In diese Residenz kam sie, wenn sie sich von den Regierungssorgen erholen wollte und sie brachte hier die schönsten, die glücklichsten Tage ihres Lebens zu.

Nachdem das Schloß Beaujeu während der Revolution von dem Convent dem Staate als Nationaleigenthum überwiesen worden war, wurde es später von einem Speculanten gekauft, der es niederreißen ließ, um die Baumaterialien desselben zu versteigern. Jetzt sieht man von ihm nur noch wenige hie und da zerstreut liegende Ruinen; und Heerden von Rindern und Schafen weiden jetzt an dem Orte, wo einst die vornehmen Seigneurs des Hofes der Regentin von Frankreich ihre Huldigung darbrachten.

Hohes.

Nie wird Natur je höhere Reize bilden: Denkt euch die Jugend der Flora, die Gestalt und Frische der Nymphe, die zauberische Anmuth Aphrodite's, den süßen Gesang der Sirenen: sie (Agnes Sorel) besaß Alles; sie vermochte Helden, Weise und Könige zu fesseln.

Voltaire

Bald, nachdem man die ſchöne und anmuthige Touraine, die ſchon ſeit langer Zeit der Garten Frankreichs genannt wird, betreten hat, erblickt man das Schloß Loches, an welches ſich ſo viele hiſtoriſche Erinnerungen knüpfen. Die Gründung dieſes Schloſſes muß in die früheſten Zeiten der franzöſiſchen Monarchie zurückgeführt werden. Es liegt auf einem ziemlich hohen Hügel, zu deſſen Füßen ſich die Stadt Loches ausdehnt, und von deſſen Höhe der Blick über weite Wieſen und Triften ſchweift, die einem prachtvollen grünen Teppich gleichen, der von dem Silberfaden der Indre durchzogen und von dem dunkeln Saum dichter Wälder begrenzt wird. Die Felsblöcke, welche auf zwei Seiten die Wieſenfläche unterbrechen, ſind dem Schatten zu vergleichen, der die Schönheit des Gemäldes noch erhöht.

Das Schloß Loches war mit zwei mit Zinnen verſehenen Ringmauern umgeben, die eine Stärke von ungefähr ſechs Ellen hatten. Dann kamen nach außen hin

noch Wälle und Gräben und außerdem runde Thürme, die mit Wurfgeschossen versehen waren.

Das Hauptthor ward durch vier Thürme und eine Zugbrücke beschützt; man ging in den ersten Hof unter einer ziemlich geräumigen Wölbung weg, welche mit einem zweiten Thor und Fallgitter verschlossen war. Auf der Plattform des Gewölbes befand sich ein Wachthaus mit der nöthigen Besatzung.

Der merkwürdigste Theil des Schlosses war der Donjon (ein hohes, thurmähnliches, viereckigtes Gebäude), welcher die ganze Burg hoch überragte. Es ist schwierig die Epoche zu bestimmen, in welche die Erbauung dieses herrlichen Schloßthurms fällt. Mehrere gelehrte Alterthumsforscher haben diesen bemerkenswerthen Bau dem Grafen Nerra von Anjou, der in der ersten Hälfte des eilften Jahrhunderts lebte, zugeschrieben, obgleich sein zwar derber, aber doch zugleich eleganter Styl mit seinen zierlichen Pylastern mehr für das zwölfte Jahrhundert zu sprechen scheint, in welchem die militairische Architectur schon mehr ausgebildet war.

Der Donjon erhebt sich hundert und zwanzig Fuß über dem Gipfel des Hügels. Man kann ihn in zwei Abtheilungen theilen, nämlich in den Hauptthurm von länglichem Viereck von ohngefähr hundert Fuß Länge bis dreißig Fuß Tiefe, und in einen ebenfalls länglich viereckten Thurm, der aber weit kleiner ist und sich gewissermaßen als Vorposten an ersteren anlehnt.

Letzterer Thurm hatte anfangs dieselbe Höhe wie jener; heutzutage ist er sogar ein wenig höher; seine

Dimenſionen mögen die Hälfte des Hauptthurms betragen, von dem er als die Vorhalle zu betrachten iſt. Wenn man dieſen kleineren Thurm betritt, bemerkt man noch die Spuren einer Treppe, deren Stufen, welche weggenommen worden ſind, auf einer Doppelmauer ruhten, in welcher man gewölbte Arkaden angebracht hatte; dieſe Treppe, die durch mehrere kleine Fenſter Licht erhielt, endigte ſich trichterförmig an einer Thür, welche mit dem erſten Stockwerk des großen Donjons in Verbindung ſtand. Zu gleicher Zeit diente ſie als Eingang zu einem ſehr geräumigen Gemach, deſſen gepflaſterter Fußboden auf einer ſteinernen Wölbung ruhte. In dem zweiten Stockwerk befand ſich eine Kapelle mit einem nach Oſten zu liegenden Altäre. Eine dritte Etage, die jetzt nicht mehr exiſtirt, befand ſich über dieſem Betſaal.

Das Schloß Loches war wegen ſeiner hohen Wälle, tiefen Gräben, ſtarken Ringmauern, ſeiner mit Zinnen verſehenen Thürme, ſeiner Zugbrücken, eiſernen Thüren, Fallgitter, bedeckten Wege und der doppelten Umgürtung ſeiner Fortificationen eine der furchtbarſten Feſten Frankreichs. Es bot den Perſonen, die es bewohnten, wenn auch nicht eine angenehme Reſidenz, doch wenigſtes eine ſichere Zufluchtsſtätte dar. Solche Feſtungen waren zu einer Epoche von Wichtigkeit und Nützlichkeit, in welcher die Könige, gleich den großen und kleinen Feudalherren, ewig damit zu thun hatten, ſich entweder gegen überſeeiſche Invaſionen, oder gegen die Angriffe benachbarter Seigneurs zu vertheidigen, die, in Abweſenheit der

Engländer, für gut befanden, sich gegenseitig zu bekämpfen, um ihren Haß zu sättigen, sich wohl auch unter einander zu verbinden, um der königlichen Macht Abbruch zu thun.

Nach und nach den ersten Königen Frankreichs, den Herzögen von Aquitanien und den Grafen von Anjou gehörend, war diese Feste unter jedem ihrer Besitzer der Schauplatz von Kriegsbegebenheiten gewesen, welche die damals herrschende Feudalunordnung in Frankreich hervorrief. Sie gehörte zu den Besitzungen, welche Philipp August am Anfang des dreizehnten Jahrhunderts von dem englischen König, Johann ohne Land, für die Krone Frankreichs zurückerkauft hatte, aber man mußte sie durch die Waffen sich unterwerfen, ehe die Lilien auf ihre Zinnen aufgepflanzt werden konnten. Ein Freigelassener, Namens Girard, der durch seinen guten Degen Hauptmann geworden und das Schloß im Namen der Wittwe von Richard Löwenherz befehligte, verweigerte die Uebergabe desselben und vertheidigte sich lange Zeit mit wahrem Heldenmuth gegen die Truppen des Königs. Die Belagerung dauerte ein Jahr. Capitain Girard ward nebst zwanzig englischen Rittern und Edelknappen von dem König zu Gefangenen gemacht.

Das Schloß von Loches hat die Aufmerksamkeit der französischen Könige mehrfach in Anspruch genommen. Sie wurden dort gefesselt, theils durch die Schönheit des Landes, theils durch die dortigen großen Waldungen, die sehr reich an Wild waren. Der heilige Ludwig, Philipp der Schöne, namentlich aber

Johann II. haben einen großen Theil ihres Lebens daselbst zugebracht.

Am 7. September 1356 kam Johann II., welcher Krieg gegen die Engländer führte, in Loches mit seiner Armee an, und verlegte sein Hauptquartier für einige Tage hierher. Am 17. desselben Monats ging er dem Prinzen von Wales auf der Ebene von Maupertuis entgegen, wo durch seine zu große Eile eine der größten Schlachten, deren die Geschichte des Mittelalters Erwähnung thut, für Frankreich verloren wurde. Der König ward zum Gefangenen gemacht, und nebst einer großen Anzahl französischer Ritter nach England abgeführt.

Als endlich Johann mit seinem Besieger unter der Bedingung einen Vertrag geschlossen hatte, daß er, im Fall der Tractat nicht vollzogen werde, freiwillig wieder als Gefangener nach England zurückkehren werde, begab er sich nach Paris, legte den Vertrag den Generalstaaten vor, die ihn jedoch nicht bestätigten. Der König von Frankreich verließ, indem er allen Monarchen ein schönes Beispiel von Treue und Glauben gab, von Neuem sein Vaterland und kehrte in sein Gefängniß nach England zurück. Der englische König Eduard, im höchsten Grade aufgebracht, seine Pläne durchkreuzt zu sehen, kam nun mit hunderttausend Mann über den Kanal und durchzog verschiedene Provinzen des Königreichs, überall arge Verwüstungen auf seinen Schritten hinterlassend. Mehrere Klöster und Ritterburgen der Touraine wurden in Asche gelegt und von Grund aus zerstört.

Doch als die Engländer vor Loches kamen, war all' ihr Bemühen vergeblich diese Veste mit Sturm zu nehmen: die alte Ritterburg, welche einst Philipp August und Richard Löwenherz zu zwingen vermochten, hielt dießmal gegen die Belagerer Stand, die sich genöthigt sahen anderwärts ihre Wuth und Sengen und Brennen auszulassen.

Das Schloß von Loches ist jedoch nicht allein als Festung berühmt. Mit dem militairischen Ruhme vereint es einen weit glänzenderen, wunderbareren, die Sinne mehr ansprechenden, den nämlich, in seine Mauern während ihres Lebens und nach ihrem Tode, die schöne Agnes Sorel, die vielgeliebte Maitresse Karls VII., aufgenommen zu haben.

Für sie wurde die alte Ritterburg in ein Lustschloß umgewandelt; zwar büßte es deshalb nicht seine Wälle und Befestigungen ein, aber es konnte damals den Bewunderern Kraft mit Anmuth vereinigt zeigen, Waffenplätze und prachtvolle Gärten, starke Thürme und reich geschmückte Gemächer, dunkle Kerker und eine prächtige Kirche mit zierlichen Glockenthürmchen von edelstem Style.

Agnes Sorel, diese Frau, welche einen so mächtigen Einfluß auf das Geschick Frankreichs ausüben sollte, wurde am 17. Juli 1409 in dem Dorfe Fromenteau in der Touraine geboren. Sie war die Tochter von Johann Seurel oder Sorel, Seigneur von Saint-Géron und Coudün und von Katharina von Maignelais, Besitzerin von Verneuil. Agnes hatte das Unglück ihre Eltern frühzeitig zu verlieren,

daher sie von ihrer Tante, einer Frau von Maignelais, der sie stets die innigste Zuneigung bewahrte, erzogen wurde. Sobald das junge Mädchen das Alter erreicht hatte, in welchem sie in die große Welt eintreten konnte, ward sie von ihrer Tante dem lothringischen Hofe vorgestellt. Dann brachte sie sie nach Nancy, wo ihr Isabella von Lothringen, die Gemahlin des Herzogs von Anjou, die freundlichste Aufnahme bereitete. Die Prinzessin faßte nach und nach eine tiefe und innige Freundschaft für das junge Mädchen, so daß sie dieselbe unter ihren Schutz zu haben wünschte und sie bald als Ehrendame an ihren Hof und ihre Person fesselte.

Agnes Sorel gehörte in einem Alter von fünfzehn Jahren schon zu den ausgezeichnetsten Frauen ihrer Zeit.

Das Portrait, welches man von dieser lieblichen Person zu zeichnen vermöchte, könnte nie schmeichelhaft genug für sie sein, denn die Historiker jener Zeit, sowie alle Personen, die ihrer erwähnen, schildern sie als mit allen nur denkbaren auszeichnenden Eigenschaften begabt. Es war, sagt einer von ihnen, das bezauberndste Geschöpf, welches die Einbildungskraft sich nur schaffen kann, mit einem Teint, der mit Lilien und Rosen übergossen schien, mit Augen, deren Lebhaftigkeit durch die verführerischste Sanftmuth gemildert ward, und einem Munde, den die Grazien gebildet hatten; hiezu denke man sich eine feine, frei bewegliche Gestalt, einen aufgeweckten Geist, dessen Frohsinn und immer wechselnde Unterhaltungs-

gabe niemals in Verletzung Anderer ausartete. Voltaire hat sie in seinem Gedicht la Pucelle d'Orleans nicht weniger anmuthig geschildert: Sie besaß, sagte er, Alles, Alles was bezaubern und gefallen konnte; sie vermochte Helden, Könige und Weise zu fesseln.

Wie hätte Karl VII. so vielen Reizen widerstehen können, er, der wie alle Fürsten seines Geschlechts, ein so gefühlvolles Herz besaß? Wie hätte er Derjenigen seine Huldigung versagen können, die sie in so hohem Grade verdiente? Sie sehen, lieben, in heftiger Leidenschaft für sie erglühen, war denn auch das Werk eines Augenblicks. Wir werden sehen bei welcher Gelegenheit.

René von Anjou, Herzog von Bar und Gemahl von Isabella von Lothringen, war in der Schlacht von Bülleguéville zum Gefangenen gemacht worden. Sobald die Herzogin dieses traurige Ereigniß erfuhr, begab sie sich an den Hof Karls VII., um ihn zu beschwören, durch seine mächtige Vermittlung die Freiheit ihres Gemahls wieder zu erlangen. Sie verließ daher, begleitet von ihren Rittern und Edeldamen, Nancy und kam im Monat October 1425 in Loches an. Die schöne Agnes, welche die vertrauteste Freundin der Prinzessin war, befand sich natürlich auch mit in diesem glänzenden Gefolge.

Der König zeichnete bald das reizende Fräulein von Sorel unter allen Ehrendamen, welche seine Verwandte begleiteten, ganz besonders aus. Ihr Anblick erzeugte in ihm auf der Stelle einen so tiefen Eindruck, daß er nicht müde ward sie zu betrachten und

ihre Schönheit zu bewundern. Er hatte nie so viel Reize, so viel in einer Person vereinigte Vollkommenheiten gesehen. Er blieb, sagt die Chronik, so festgebannt und, in den Anblick ihrer außerordentlichen Schönheit versunken, vor ihr stehen, daß er kein einziges Wort hervorbringen konnte. Bald verwandelte sich seine Bewunderung in die heftigste Leidenschaft.

Die Liebe Karls war aufrichtig und wahr; denn immer kam er in Verlegenheit, wenn er sich in ihrer Nähe befand. Diese hatte keine Ahnung von dem Eindrucke, den sie auf ihn hervorbrachte; denn da sie von Jugend an in den Grundsätzen strengster Tugendübung auferzogen war, so dachte sie nicht im geringsten daran durch Koketterie seine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Ihre Reden waren, wenn der König sie mit seinem Wort beehrte, einfach, bescheiden und verständig; ihre Manieren waren edel und ohne Ziererei; ihre Kleidung war geschmackvoll, aber ohne Prunk. Diese Einfachheit und Anspruchlosigkeit, welche bei ihr überall bemerklich war, flößte dem König verdiente Achtung für sie ein und vermehrte nur noch mehr die innige Zuneigung, die er für sie hegte.

Mehr wie ein Mal war der König schon auf dem Punkt gewesen, ihr seine Liebe zu erklären; aber die Unschuld seiner Angebeteten, verbunden mit der Schüchternheit, welche sie in seiner Gegenwart bekündete, hatten seinen Entschluß immer zurückgehalten. Einst aber, als er sich mit dem ganzen Hofe in dem

ſchönen Walde, welcher das Schloß von Loches begrenzt, auf der Jagd befand, ergriff er einen Moment, wo ſich Agnes ein wenig von den andern Damen entfernt hatte, eilte ihr nach und wollte ihr die Gefühle, die ſeine Bruſt beſtürmten, geſtehen. Schon hatte Karl VII. ſeine Liebeserklärung begonnen, ſchon fing das junge Mädchen an eine plötzliche Gluth auf Stirn und Wange zu fühlen, als auf einmal ein ungeheurer Eber, der von mehreren Jägern verfolgt ward, in reißend ſchnellen Sätzen an den Ort kam, wo ſich der König befand. Karl, ſogleich ſein Jagdmeſſer ergreifend, hält ſich zur Vertheidigung bereit, während Agnes, an allen Gliedern zitternd, ihrem Roſſe zueilt. Kaum hat ſie ſich auf ihren Zelter geſchwungen, als der von den Jägern verwundete Eber nach derſelben Seite hin ſtürzt, ſich zwiſchen die Beine der Pferde wirft, dieſe mit ſeinen ſpitzigen Hauern zerfleiſcht, den Zelter von Agnes über den Haufen wirft, ſo daß dieſe neben dem furchtbaren Thiere niederſinkt. In dieſem Augenblick ertönt der Wald von tauſend Schreckensrufen. Bei dieſem ſchrecklichen Anblick ergriffen alle Damen die Flucht, während die Ritter ſich beeilen auf den Schauplatz der Gefahr zu kommen. Aber bevor dieſe ihn erreichen, wirft ſich der König, die ihm drohende Gefahr vergeſſend und nur an ſeine Angebetete denkend, auf das wüthende Thier und ſtößt ihm mehrere Male ſein Meſſer in die Bruſt. Der bereits tödtlich verwundete Eber brach unter den wiederholten Meſſerſtichen des Königs vollends zuſammen, welcher nun die innige

Dankſagung von Agnes und die Glückwünſche des ganzen Hofes empfing.

Bei dieſer Jagdpartie hatte der König viel für ſeine Liebe gethan. Ein Mal hatte er ſeine zärtlichen Gefühle für die ſchöne Ehrendame deutlich merken laſſen, ſodann, was noch mehr ſagen will, hatte er ſich durch ſeinen Muth und ſeine Hingebung Anſprüche auf die Dankbarkeit Derjenigen, nach deren Liebe er ſtrebte, in hohem Grade erworben.

Agnes war auch nicht undankbar. Ihr reines und unverdorbenes Gemüth zog ſie zu Allem hin, was Edelſinn und Hoheit bekundete. Sie konnte bei dieſer Gelegenheit nicht umhin, den Muth und die Geiſtesgegenwart des Königs zu bewundern; ſie fühlte ihr Herz vor Begeiſterung laut pochen, für einen Fürſten, der ſein Leben ausgeſetzt hatte, um das ihrige zu retten, und von dieſer Zeit an theilte ſie, ohne jedoch über ihre Empfindung noch ganz im Klaren zu ſein, die Liebe, die für ſie empfunden wurde.

Nachdem Iſabella von Lothringen dem König Karl den Zweck ihrer Reiſe dargelegt hatte, beſtürmte ſie ihn ihre Wünſche zu erfüllen, oder ihr doch wenigſtens eine beſtimmte Zuſicherung deshalb zu geben. Der König, welcher die Abreiſe ſeiner Schwägerin ſo viel wie möglich verzögern wollte, gab immer nur ausweichende Antworten; er ſuchte ſie durch ununterbrochene prachtvolle Feſte zurückzuhalten und erſann für ſie und ihr zahlreiches Gefolge immer neue Vergnügungen. Er hätte gar zu gern, als Gegengeſchenk für die erbetene Zuſicherung, Agnes von Sorel

von der Herzogin verlangt; aber mit welchem Vorwand ſollte er dieſes Verlangen beſchönigen? Karl verſtand zu lieben; ſein Herz war zu edel, als daß er durch unwürdige Begierden hätte ein Weib in den Augen der Höflinge erniedrigen können; er ſchwankte unbeſtimmt zwiſchen den in ſeinem Geiſte auftauchenden Plänen; bald belebte ihn die Hoffnung ſeine Liebe mit Erfolg gekrönt zu ſehen, bald war er ſchmerzlich bewegt von dem Gedanken den reizenden Gegenſtand ſeiner Neigung nicht mehr in ſeiner Nähe zu haben. In ſolcher peinlichen Lage befand ſich der Fürſt, als die Königin Maria von Anjou, ſeine Gemahlin, die Liebe des Königs zu Agnes nicht ahnend, ihm in ſeinen Wünſchen zu Hülfe kam.

Die Fürſtin, von den ausgezeichneten Eigenſchaften unſerer ſchönen Heldin angezogen, faßte nach und nach innige Neigung für ſie. Sie war, wie alle Perſonen am Hofe, gern in der Geſellſchaft von Agnes, welche durch die Lebhaftigkeit ihres Geiſtes, die Klarheit ihres Verſtandes, die Unbefangenheit ihrer Unterhaltung, die Reinheit ihrer Sitten und die Anmuth ihrer Manieren auf alle Die, welche ihr nahten, einen unwiderſtehlichen Einfluß ausübte. Deshalb wartete nur die Königin auf die Vorbereitungen zur Abreiſe ihrer Schwägerin, um ſie ſodann zu bitten ihr Diejenige zurückzulaſſen, welche ſie bereits als ihre Freundin betrachtete.

Unterdeſſen kam der Winter heran; die Kälte wurde empfindlich und der Schnee machte die Landſtraßen unwegſam. Iſabelle ſprach von ihrer Abreiſe;

die Bitten des Königs und seiner Gemahlin konnten sie nicht von ihrem Entschlusse abbringen. Maria vermochte nun den König der Herzogin zu versprechen, sich zu Gunsten des gefangenen Schwagers in's Mittel zu schlagen, verlangte aber dagegen von ihr, daß sie ihr Agnes von Sorel, der sie ihre Neigung geschenkt habe, zurücklassen möge. Ungeachtet es der Herzogin von Lothringen unangenehm war, sich von ihrer Ehrendame zu trennen, so konnte sie doch nicht umhin einer solchen Bitte entgegen zu kommen, da sich ihr, ganz abgesehen von ihrer Neigung zu Agnes, hier eine Gelegenheit bot ihr nützlich zu sein, denn natürlich mußte, unter dem Schutze der Königin, ihre Stellung am französischen Hofe vortheilhafter und glänzender sein, als an dem lothringischen. Isabelle setzte jedoch als eine Bedingung dieses Uebereinkommens fest, daß man Agnes nicht Zwang anthun solle, sondern ganz nach ihrem Gefallen die Wahl überlasse.

Man unterrichtete Agnes von den guten Absichten der Königin rücksichtlich ihrer und bewilligte ihr über den ihr gemachten Vorschlag, den lothringischen Hofhalt gegen den französischen zu vertauschen, einige Tage Bedenkzeit.

Welche Gedanken durchkreuzten den Geist unserer Heroine bei dieser Nachricht! Wie pochte ihr Herz, wie fühlte sie sich aufgeregt! War es recht von ihr, wenn sie ihre Beschützerin verließ, Diejenige, welche sie mit Wohlthaten überhäuft, sie mit Güte aufgenommen, ihre ersten Schritte in der großen Welt ge-

leitet, ſie mit ihrem Rath und ihrer Erfahrung unterſtützt und immer gegen ſie mehr wie eine Freundin, denn als eine Herrin gehandelt hatte? Nein, das wäre nicht recht, dachte ſie; das würde im Gegentheil ein Beweis ſchwärzeſter Undankbarkeit ſein. Aber auch die Königin war ſo gütig gegen ſie; ſie hatte von dem erſten Tage ihrer Ankunft an ſo große Neigung für ſie an den Tag gelegt; ſie hatte ihr ſo viel Zuvorkommenheit und Aufmerkſamkeit gewähret! Heute erſt beweißt die Fürſtin ihre freundliche Geſinnung gegen ſie, indem ſie ihr das ehrenvolle Anerbieten macht, ſie in ihrem Hofhalt aufzunehmen! Wenn es undankbar iſt, dachte ſie weiter, die Herzogin Iſabelle zu verlaſſen, ſo liegt dagegen darin Härte, den Wünſchen der Königin Maria nicht Genüge leiſten zu wollen.

Auch noch andere Urſachen trugen zur Unruhe und Aufregung Agneſens bei. Seit der Begebenheit im Walde war ihr Herz von einer für ſie ganz neuen Empfindung berührt worden; der Auftritt mit dem wilden Eber kam ihr nicht aus den Sinnen: die ſchreckliche Lage, in welcher ſie ſich befand, der Muth, den Karl VII. entfaltet, die Gefahr, welcher er, um ihr Leben zu retten, ſich ausgeſetzt hatte, die Erklärung, welche dieſer tragiſchen Scene vorhergegangen war, alles dieß erweckte in ihrem Innern Gefühle der Bewunderung, Dankbarkeit und Liebe.

Als die Königin und die Herzogin ſie nach einigen Tagen fragten, was ſie beſchloſſen habe, wollte ſie nicht mit der Sprache heraus; als ſie aber gedrängt wurde ſich zu erklären, antwortete ſie:

O, meine verehrte Beschützerin! wie wäre es mir möglich mich von Ihnen zu trennen? Sind Sie mir nicht seit sechs Jahren eine zweite Mutter gewesen? Waren Sie nicht meine Stütze, die mich in meiner Schwäche aufrecht erhielt, mein Herz leitete und meinen Geist bildete? Wenn Sie wollen, daß ich Sie verlasse, dann müßten Sie erst auf solche Weise gegen mich handeln, daß die Erinnerung an alle mir erzeugten Wohlthaten aus meinem Gedächtnisse entschwände; so lange ich mich aber noch Ihrer Güte erinnere, wird Dankbarkeit mich stets dahin führen, wo sich Ihre erlauchte Person befindet. Ich bin überzeugt, fügte sie hinzu, indem sie sich an die Königin wendete, daß ich an der Seite Ihrer Majestät glücklich sein würde; die freundliche Aufnahme, die Sie mir gewährt, die Freundschaft, mit der Sie mich beehrt, das Wohlwollen, das Sie mir bewiesen haben, das Vergnügen, das man in Ihrer Nähe zu empfinden gewohnt ist, vor allem aber der für mich so höchst schmeichelhafte Wunsch, Ew. Majestät mich an Dero Hofhalt zu attachiren, sind mir sichere Bürgschaften hohen Glückes. Ich werde sicherlich mein ganzes Leben lang in Dankbarkeit der großen Güte gedenken, die Sie mir erzeugt haben; aber ich glaube, sagte sie mit bewegter Stimme, daß ich gegen meine Wohlthäterin eine gebieterische Pflicht zu erfüllen habe: wenn Ew. Majestät daher erlaubt, so werde ich nach Nancy zurückkehren.

In dem Augenblicke, als die schöne Ehrendame die letzten Worte aussprach, trat Karl VII. in das

Gemach der Königin. Der König sah Agnes mit einem Blicke an, der das tiefste Bedauern ausdrückte; auch Agnes blickte den König an, dann schlug sie die Augen nieder und erröthete.

Da dieß Ihre Absicht ist, Mademoiselle, so werde ich nicht auf meinem Verlangen bestehen, denn ich will Ihnen nicht das geringste Mißbehagen verursachen; Sie können also mit meiner vielgeliebten Schwester zurückreisen. Aber wollen Sie vorher diesen Ring annehmen, fügte sie hinzu, indem sie ihn von ihrem Finger zog; möge er Ihnen ein Unterpfand der Zuneigung sein, welche Ihnen Maria von Anjou immerdar bewahren wird.

Zugleich näherte sich ihr die Königin und küßte sie auf die Stirn.

Die Purpurröthe, mit der das Antlitz der schönen Agnes übergossen war, wurde plötzlich durch eine tiefe Bläße ersetzt; sie schien in schmerzliche Gedanken vertieft zu sein und ihre Augenwimpern waren mit Thränen benetzt. Die Königin bemerkte es und sagte zu ihr:

Sein Sie nicht traurig, Mademoiselle; wir werden uns nicht für immer trennen, ich hoffe, daß wir uns bald wiedersehen werden.

Hierauf umarmte sie sie nochmals und nahm Abschied von ihr.

Karl blickte ihr traurig nach, gleich dem Kinde, welches den schönsten Schmetterling aus seinen Händen, die ihn schon zu halten glaubten, entflattern sah.

Die Abreise der Herzogin Isabelle war für den nächsten Morgen, den 1. Dezember, festgesetzt. Der König war während der ganzen Nacht eine Beute der tiefsten Aufregung. Agnesens graziöse Formen schwebten unaufhörlich seinem erregten Geiste vor. Bald sah er sie auf einem Balle die ganze Anmuth ihrer reizenden Persönlichkeit entfalten; bald erblickte er sie, wie sie einen Kreis von aufmerksamen Zuhörern durch die Freiheit ihrer Erwiederungen und das Spannende ihrer Erzählungen erheiterte und an sich fesselte. Manchmal bewunderte er sie, wie sie auf flüchtigem Rosse dahinflog, das sie mit Geschick führte und mit Gewandtheit galoppiren ließ; dann wieder glaubte er sie an seiner Seite zu sehen, wie sie ihn auf liebevolle Weise anlächelte und ihm eine harmonische Stimme vernehmen ließ, welche tief in sein Herz drang. Aber diese graziösen Formen, diese entzückende Stimme, dieß zauberische Lächeln sollte für ihn bald nur noch in seiner Phantasie fortbestehen; am nächsten Morgen sollten alle diese Reize seinen Augen gleich den Bildern entschwinden, die ein lebhafter Traum erzeugt; der Wagen sollte sie ihm entreißen, gleich wie der Wind die Blüthe von dem Blumenstengel auf weiter Wiesenfläche dahinführt.

Der erste Dezember war angebrochen. Von frühem Morgen an war das Schloß von Loches in Bewegung. Schon hatte Isabelle von Lothringen dem König und der Königin Lebewohl gesagt; die hundert Ritter, welche die Herzogin begleiteten, saßen bereits im großen Schloßhofe in ihren Sätteln; die

Ehrendamen hatten sogar schon in ihren Reisewagen Platz genommen und der ganze Zug wollte sich so eben auf den Weg machen, als die im Dienste von Agnes sich befindlichen Frauen die Nachricht brachten, daß sich ihre Gebieterin unwohl befinde. Sogleich begaben sich Isabelle und Maria zu der Kranken; sie fanden sie sehr leidend. Als mehrere Aerzte herbeigerufen wurden, um ihr Beistand zu leisten und ihre Meinung über den Zustand der Krankheit abzugeben, erklärten sie, daß sich Agnes in höchst aufgeregtem Zustand befinde, daß sie der Ruhe bedürfe und daß es sehr gefährlich für sie sein würde, sie jetzt der Winterkälte und den Beschwerlichkeiten einer langen Reise auszusetzen.

War die Krankheit der anmuthigen Agnes eine vorgebliche, oder war es eine wirkliche, durch die Aufregung, welche der Gedanke an die nahe Abreise in ihr erzeugte, verursachte? Die Chronisten sagen über diesen Punkt nichts Uebereinstimmendes. Die einen, die etwas hämisch sind, stimmen für die erste Ansicht, die anderen, gutmüthigeren, für die zweite. Einer von ihnen führt allen Ernstes an, daß Agnes sehr krank sein mußte, denn die Physiker (Aerzte) kamen an diesem selbigen Tage in großer Anzahl in das Schloß von Loches. Dieser Schluß der Chronisten ist für uns nicht ganz folgerichtig. Denn indem wir uns der verschiedenen Gefühle, die das Herze der Ehrendame bestürmten, erinnern: ihrer Dankbarkeit für Isabelle, ihrer Freundschaft für die Königin und ihrer Sympathie für Karl

VII., so glauben wir zwar, daß sich unsre schöne Heroine im Augenblick der Abreise nicht recht wohl befand, daß sie aber unwillkürlich, vielleicht auch in Folge der ihr nachgesagten großen Geschicklichkeit, den Zustand ihres Uebels übertrieb, indem sie auf diese Weise die ihrer Wohlthäterin schuldige Dankbarkeit und ihre eigenen Wünsche geschickt zu vereinigen verstand.

Die Herzogin durfte ihre Abreise nicht länger aufschieben, ohne Gefahr zu laufen, die Wege durch Schneewehen unterbrochen zu finden; deshalb reiste sie auch noch denselben Tag ab, indem sie ihren jungen Schützling im Schlosse zurückließ, welcher ihr versprach, sobald sie hergestellt sein werde, in aller Eile nach Nancy zu kommen. Maria von Anjou wollte dagegen der Kranken ihre größte Aufmerksamkeit widmen, und so arrangirte sich Alles auf's Beste, nämlich nach den Wünsche der Königin, der Herzogin von Lothringen, der reizenden Agnes, vor Allem aber nach denen des Königs Karls VII.

Die Demoiselle von Fromenteau — wie man Agnes nannte — zögerte nicht gar lange wieder zu sich zu kommen. Nun gedachte sie des Versprechens, welches sie der Herzogin gegeben hatte; sie sprach schüchtern von ihrer Abreise, aber der König gab sich alle erdenkliche Mühe sie von ihrem Entschlusse abzubringen.

Welche Unklugheit! sagte er, nur daran zu denken in dieser rauhen Jahreszeit, wo Alles, was Leben hat, des Schutzes bedarf, sich auf die Reise zu bege-

ben. Sehen Sie, wie öd das Land aussieht, verlassen von allen seinen Bewohnern. Betrachten Sie die entblätterten Bäume, wie sie mit der einförmigen Schneehülle bedeckt sind. Sehen Sie den Fluß, der die Wiesen durchschlängelt, seine Wellen fließen nicht mehr, die kalte Hand des Winters hat sie festgebannt. Die Landstraßen, die Sie noch unlängst am Fuße des Schloßberges bemerken konnten und die immer durch Reisende belebt war, ist jetzt ganz verlassen; der Schnee, der sie bedeckt, hat sie unsern Augen entzogen und sie mit dem übrigen Theil der Ebene gleich gemacht. Sie werden sich doch nicht auf unsichere Wege wagen, wo Sie jeden Augenblick Gefahr laufen in Abgründe zu stürzen! Und ich, ich wäre fern von Ihnen; ich wäre nicht bei Ihnen, um über Ihr Leben zu wachen, um es vor Gefahren zu schützen! Nein, Agnes, Sie dürfen nicht reisen; versprechen Sie mir, daß Sie nicht reisen wollen.

Diese letzten Worte Karls VII. erinnerten Agnes an die Selbstverleugnung, die er bewiesen hatte, um sie zu retten; von diesem Gedanken ergriffen, warf sie auf den König einen Blick, in welchem sich die Gefühle ausprägten, die ihr Inneres beseelten. Dann sagte sie:

Sire, Sie haben alle Macht über mich; Sie sind mein Souverain, mein Herr, ich muß Ihnen gehorchen.

Agnes, sagte der König, indem er ihre Hand mit Zärtlichkeit ergriff, ich möchte nicht, daß Sie bemerkten, daß ich Ihr König bin; ich will in Allem

Ihren Willen respectiren. Wenn Ihnen der Aufenthalt am französischem Hofe unangenehm, meine Gegenwart Ihnen lästig ist, wenn meine Befürchtung und Sorge Sie nicht zurückhalten können, so reisen Sie, Agnes, fliehen Sie mich, kehren Sie nach Nancy zurück, aber wenigstens werden Sie nicht hindern, daß ich die köstliche Erinnerung an Sie in meinem Herzen bewahre und Sie mein ganzes Leben lang innig liebe.

Bei diesen Worten warf sich der König Agnes zu Füßen. Diese, tief bewegt und ergriffen, vergoß heiße Thränen.

Stehen Sie auf, Sire, sagte sie, stehen Sie auf, ich bitte Sie darum; es könnte Jemand kommen, und uns sehen, ich wäre verloren!

Agnes, ich will Ihr unterthäniger, Ihr treuer Ritter sein; sagen Sie mir nur, daß Sie ein wenig die Neigung erwiedern, die ich für Sie in meinem Innern hege.

Sire, ich werde nie undankbar gegen Sie sein.

Nicht Dankbarkeit verlange ich von Ihnen, Agnes, sondern ein wenig Liebe.

Und der König ergriff Agnesens Hände, und bedeckte sie mit glühenden Küssen.

Ihr Herz pochte heftig, ihre innere Aufregung nahm immer mehr zu, ihre Kräfte fingen an sie zu verlassen, als sie eine heftige Anstrengung machte, ihre Hände aus denen des Königs befreite und aus dem Gemache floh, wobei sie das Taschentuch fallen

ließ, mit dem ſie ſich die Thränen aus den Augen gewiſcht hatte.

Karl VII. war wohl genöthigt, der Demoiſelle von Fromenteau das Tuch zurückzubringen, welches er beſorgt geweſen war ſogleich aufzuheben. Die Geſchichte ſagt nichts über dieſe Unterredung; aber man iſt veranlaßt zu glauben, daß die ſchöne Ehrendame dießmal nicht ſo ſpröde gegen den König war und daß ſie ihm ein Pfand zurückließ, was er ihr unmöglich zurückbringen konnte. Was dieſer Muthmaßung zur Unterſtützung dient, iſt der Umſtand, daß ſie ſeit dieſem Tage nicht mehr von „abreiſen" ſprach, daß ſie von da an vielmehr zu den Ehrendamen der Königin gehörte und fortan mit dem König in größter Herzenseinigkeit lebte.

Unterdeſſen nahm die Neigung Maria's von Anjou zu Agnes von Tag zu Tag zu. Dieſe beiden Frauen hatten ſo gleiche Geſinnungen, ſie waren von ſo edlen Gefühlen beſeelt, beſaßen einen ſo ſchwunghaften Geiſt, daß ſie nothwendigerweiſe wahre Achtung und innige Freundſchaft für einander empfinden mußten. Es iſt nicht bekannt, ob die Augen der Königin jemals hinſichtlich der Untreue ihres Gemahls geöffnet wurden; ſo viel iſt aber gewiß, daß Agnes, deren Sanftmuth noch größer als ihre Schönheit war, ſich ſtets mit großer Rückſicht und Aufmerkſamkeit gegen die Königin benahm, und daß dieſe dagegen ihre Rivalin mit Wohlthaten überhäufte und ſie gegen die Angriffe und boshaften Anſpielungen der Höflinge fortwährend in Schutz nahm. Wenn Maria von

Anjou von der innigen Freundschaft, die zwischen Agnes und ihrem Gemahl herrschte, wirklich, wie Manche behaupten, Kenntniß hatte, so gehört ihr zartes Benehmen gegen Fräulein von Fromenteau zu jenen großherzigen Handlungen der Selbstverleugnung und Resignation, deren die Frauen nur allein fähig sind und von denen die Königinnen von Frankreich so oft die großmüthigsten Beispiele gegeben haben.

Wenn Agnes der Königin Achtung und Freundschaft für sich einzuflößen vermochte, so war dieß durchaus nicht hinsichtlich des Dauphins der Fall. Dieser Prinz, welcher sich in der Folge unter dem Namen Ludwig XI. sattsam bekannt gemacht hat, war von Natur unfähig einen edlen Charakter zu schätzen. Düsteren und wilden Temperaments, voller Falschheit und Heuchelei, war sein Herz zarten Gefühlen ganz und gar unzugänglich; so zeigte er sich gegen seinen Vater im höchsten Grade undankbar und hegte für Agnes fortwährend einen unauslöschlichen Haß. Die Historiker haben die Ursache dieses Hasses, welchen der Kronprinz ohne Aufhören gegen die Favoritin an den Tag legte, zu ergründen versucht, indem die einen sie in der Verachtung fanden, mit welcher das Fräulein von Fromenteau seine Huldigung aufgenommen hatte, die andern aber in der Neigung selbst, die sie für Karl VII. hegte, und in dem Eifer, den sie bekundete, um die strafbaren Pläne zu Schande zu machen, welche der Dauphin von Zeit zu Zeit gegen die Person des Königs anzettelte. Diese Gründe sind vielleicht beide richtig, obgleich der letztere mehr für

ſich zu haben ſcheint. Denn man kennt ja das unnatürliche und ſchlechte Benehmen dieſes entarteten Sohnes, welcher, zur Befriedigung ſeines Ehrgeizes und ſeiner Bosheit, alle erdenklichen Anſtrengungen machte, um Aufruhr im Lande zu erregen, ſeinem erlauchten Vater argliſtige Schlingen zu legen, ihm immer neue Feinde zu erwecken und ihn unaufhörlich für ſeine Krone fürchten zu laſſen. Karl VII. bedurfte einer ergebenen Perſon an ſeiner Seite, die ihm unermüdete Sorgfalt widmete, die feindlichen Anſchläge von ihm abwendete und Scharfſinn genug beſaß, die unheilvolle Handlungsweiſe Ludwigs zu durchſchauen. Dieſe ergebene Perſon, dieſer klare Geiſt, dieſer Schutzengel war Agnes Sorel. Man darf ſich daher nicht wundern, wenn der Dauphin auf ſie einen Theil der Feindſeligkeit übertrug, welche er anfangs für ſeinen Vater allein empfunden hatte.

Gewiß beſaß Agnes eine reine erhabene Seele, aber vor Allem war ſie ein liebendes Weib. Sie hegte wahre Zuneigung für Karl VII., der ihr mit ſo aufopfernder Liebe entgegengekommen war: Sie liebte den Fürſten, jedoch ohne Schwäche; ſie liebte ihn, wie ein Souverain geliebt werden ſoll, indem ſie die ihr zuſtehende Macht über ihn dazu benutzte ihn zu ruhmvollen Thaten anzuregen, ihn an ſeine königlichen Pflichten zu erinnern und ihn, im Intereſſe Frankreichs, zu veranlaſſen das Territorium wieder zu erobern, welches von den Engländern beſetzt worden war. Um die Dienſte, welche die ſchöne Agnes ihrem Gebieter und Frankreich leiſtete, beſſer darthun zu

können, ist es nöthig einen kurzen Ueberblick der Geschichte Frankreichs zu jener Epoche zu geben.

Karl VII. hatte den Thron seiner Väter unter sehr schwierigen Verhältnissen eingenommen. Niemals war die Monarchie in einer beklagenswertheren Lage gewesen. Die Engländer, die Schwachsinnigkeit Karls VI. und den durch die großen Vasallen unterhaltenen Bürgerkrieg benutzend, erklärten Frankreich den Krieg, kamen mit großer Heeresmacht in dieses Land, griffen die Franzosen an und siegten bald in der großen Schlacht von Azincourt, welche noch traurigere Nachwehen für Frankreich hatte, als die Schlacht von Créci unter Philipp von Valois und die von Poitiers unter Johann dem Guten. Dießmal war der König von England, nachdem er drei Viertel des Landes erobert hatte, inmitten seines ganzen Hofstaates siegreich in Paris eingezogen, hatte sich zum Regenten des Königreichs erklären lassen, während er in London als König von Frankreich und England proclamirt worden war. Im Drange dieser schwierigen Umstände erbte Karl VII., indem er seinem Vater Karl VI. succedirte, den französischen Thron.

Karl war erst zwanzig Jahre alt, als er den Tod seines Vorgängers erfuhr. Er lebte damals in der Auvergne, in einem kleinen Schlosse, Namens Espalli, und hatte nur wenige Seigneurs und Edelleute in seinem Gefolge. Diese legten die Kleidung und die Rüstungen an, deren sie sich bei Turnieren bedienten, führten den Prinzen in die Kapelle, entfalteten eine Fahne mit dem Wappen Frankreichs,

begrüßten ihn und riefen: Es lebe der König! Darin bestand die ganze Einweihungsfeierlichkeit des jungen Monarchen, dem von dem Königreiche nur einige Provinzen jenseits der Loire übrig blieben, nebst der kleinen Stadt Bourges als Hauptstadt, weshalb er höhnischerweise der kleine König von Bourges genannt wurde. Wenige Tage nach der Proklamation von Espalli ließ er sich in Poitiers ohne große Feierlichkeit krönen. Von diesem Augenblick an gab es jedoch in Paris Aufstände zu seinem Gunsten; aber die Urheber wurden entdeckt und durch Gefängniß, Verbannung oder Tod bestraft. Der Herzog von Bedford, der nach dem Tode Heinrichs V. zum Regenten von Frankreich ernannt worden war, ließ den unmündigen Heinrich VI. in den Städten seiner Oberherrschaft als König ausrufen, öffentliche Handlungen in seinem Namen vollziehen und den Eid der Treue von dem geringsten Bauer wie von dem vornehmsten Seigneur leisten. Er bemühte sich sodann die Macht seines Mündels durch Bündnisse und durch einen gut entworfenen Kriegsplan zu befestigen.

Karl VII. besaß außer den Seigneurs und dem Volke seiner Provinzen jenseits der Loire, die ihm stets unverbrüchliche Anhänglichkeit bewahrten, auch noch einige getreue und hülfreiche Alliirte. Dieß waren die großen Vasallen der Pyrenäenländer, die Grafen von Foix und Armagnac, die Périgord's, die Beaumont's, welche sich eine Ehre daraus machten ihm brave Truppen zuzuführen. Der Herzog von Mailand schickte Italiener und der schottische Adel

eilte unter den Befehlen Archimbalds von Douglas selbst herbei um seine alten Freunde zu unterstützen. Aber alle diese Verstärkungen kamen noch lange nicht denen gleich, welche sich der Regent durch die in England und in den seinem Mündel unterworfenen französischen Provinzen verschaffte. Aus diesen Kriegstruppen so verschiedener Nationen bildeten sich nun nach und nach zwei Armeekorps, welche danach strebten ihre Kräfte mit einander zu messen. Sie stießen bei Verneuil auf einander, einen Platz, welcher den Royalisten einen unbehinderten Zugang in die Normandie und in das Herz des Königreichs verschaffte. Die geschicktesten französischen Heerführer waren der Meinung, diese kleine Veste lieber aufzugeben, als eine Schlacht zu riskiren, die, wenn sie zu ihrem Nachtheil ausfiel, dem König seine letzte Hülfe raubte. Sie stellten das Unglück Frankreichs zu verschiedenen Epochen als Folge der unseligen Schlachten von Créci, von Poitiers und von Azincourt dar. Als aber die Feldherren der alliirten Nationen die Ansicht zu erkennen gaben, daß die französischen Heerführer nur deshalb einer Schlacht auswichen, um sie desto länger zu ihrer Hülfe zurückhalten zu können, ja sogar zu verstehen gaben, daß sich die Franzosen vor den Engländern fürchteten, da ward die Schlacht sogleich geschlossen. Wie gewöhnlich stritt man sich darum, wer den Feind zuerst angreifen sollte und begann den Angriff ohne Ordnung und Plan. Das französische Ungestüm errang anfangs Vortheile; aber die englischen Bogenschützen, immer durch eine trag-

bare Verschanzung mit Eisen beschlagener Pfähle geschützt, durchbohrten mit ihren starken Pfeilen Reiter und Rosse, die, über einander zurückstürzend, die fliehenden Infanteristen mit ihren Hufen niederschmetterten. Der Herzog von Douglas starb mit den meisten seiner tapfern Landsleute den Heldentod. Von den der Partei des Königs anhängenden französischen Familien gab es nur wenige, welche nicht einen der ihrigen zu betrauern gehabt hätten, sei es nun, daß er auf dem Schlachtfelde geblieben oder zum Gefangenen gemacht worden war.

Seit dem unglückseligen Tage von Verneuil erhielt der König täglich nur betrübte Nachrichten; die Einnahme einer Stadt, die Uebergabe einer andern, Muthlosigkeit dieses oder jenes Heerführers und gänzliche Auflösung von Bataillons. Wohin er auch blickte, nirgends ein Hoffnungsstrahl, aber er sollte ihm plötzlich von ganz unerwarteter Seite leuchten.

Zwei Frauen, zwei junge Mädchen mit süßer, überredender Stimme, beherrschendem, unwiderstehlichem Ansehen, schön wie die Engel, heroisch wie die Tapfersten, beide, von der feurigsten Vaterlandsliebe beseelt, kamen, inmitten dieser gänzlichen Niedergeschlagenheit, Karl dem Siebenten zu Hülfe, welcher, unter dem Einfluß ihrer göttlichen Begeisterung, plötzlich seinen Muth sich neu beleben und seine Seele den tröstenden Strahlen der Hoffnung sich öffnen fühlte. Die erste dieser beiden Mädchen war Johanna d'Arc, genannt die Jungfrau von Orleans.

Johanna, tief ergriffen von dem Unglück, welches Frankreich betroffen hatte, glaubte einst eine Stimme vom Himmel zu hören, welche ihr befahl die Waffen zu ergreifen, sich nach Orleans zu begeben, um die von den Engländern belagerte Stadt aus deren Händen zu befreien und den König nach Rheims zu geleiten, damit er in der dortigen Kathedrale die religiöse Weihe empfange. Die Vaterlandsliebe, von welcher das junge Mädchen begeistert war, flößte ihr Muth und das nöthige Selbstvertrauen ein, um den Versuch zu wagen diese hohe Sendung zu verwirklichen. Sie begiebt sich nun zunächst zu dem Herrn von Baudricourt, theilt ihm ihren Entschluß mit, und bittet ihn um eine Escorte, um nach Schloß Chinon, wo sich damals der König aufhielt, reisen zu können. Da der Herr von Baudricourt durch die Worte Johanna's überzeugt worden war, so gewährt er ihr nach einigem Zögern, um was sie bat. In die Audienz des Königs zugelassen, bekundete sie in ihren Reden und Antworten so viel Klugheit und Gewandtheit, daß es ihr gelang dem Herzen des Königs etwas von dem Schwunge und der Begeisterung mitzutheilen, von der sie beseelt war. Karl VII. stellte mehrere Kriegsräthe, Pagen, einen Kaplan und Intendanten, kurz Alles, wessen ein Heerführer bedarf, zu ihrer Verfügung; dann reiste sie ab nach Orleans. Nachdem sie hier Wunder der Tapferkeit gethan und die Stadt von dem Feinde befreit hatte, kehrte sie nach Chinon zum König zurück, den sie bestimmte, sich von ihr nach Rheims begleiten zu las-

ſen, wo er, wie ſie es vorher geſagt hatte, in der Kathedrale geſalbt wurde.

Die Aufhebung der Belagerung von Orleans die Salbung des Königs ſind zwei Thatſachen, die an ſich von keinem großen Werth geweſen wären, die aber in dem Augenblick, als ſie ausgeführt wurden, ſehr bedeutende Folgen hatten. Die Franzoſen erlitten in der That ſeit längerer Zeit nur Unglücksfälle auf dem Kriegsſchauplatze; die unglückſeligen Schlachten von Azincourt und Verneuil, verbunden mit der Eroberung der ſchönſten Provinzen, hatte die Soldaten muthlos gemacht und ſie ganz und gar aus der Faſſung gebracht. Die ſiegreichen Kämpfe vor Orleans, die Flucht der Belagerer und namentlich das unerſchrockene Vertrauen Johanna's trugen mächtig dazu bei, in die Bruſt der Sodaten wieder Muth zurückzuführen und ihnen zu beweiſen, daß ihre Feinde nicht unbeſiegbar waren. Die, inmitten der größten Schwierigkeiten, bewerkſtelligte heilige Oelung des Königs trug ebenfalls dazu bei glückliche Reſultate herbeizuführen, denn ſie beſtärkte die Armee in dem Glauben, daß die Sendung Johanna's eine göttliche ſei und daß Gott, von dem Unglück Frankreichs gerührt, ſeine mächtige Hülfe durch ſie vom Himmel herab geſandt habe. Deshalb erkämpften die franzöſiſchen Truppen eine Zeit lang immer nur Siege, während die Engländer nur Niederlagen erlitten.

Unglücklicherweiſe aber blieb Johanna nicht lange an der Spitze der Armee; denn nachdem ſie vor Compiegne von den Burgundern gefangen genommen wor-

den war, wurde sie den Engländern übergeben, welche sie als Hexe vor ein Gericht stellen und auf dem Marktplatz von Rouen lebendig verbrennen ließen. Ihr Tod bewirkte, daß die Thatkraft der französischen Soldaten wieder nachließ, die Feinde von Neuem triumphirten und Frankreich wiederholt in allgemeines Ungemach gestürzt wurde

Während dem die Engländer, voller Muth und Kühnheit, eine Stadt nach der andern sich unterwürfig machten, brachte Karl VII. seine Zeit in einem Strudel ununterbrochener Vergnügungen zu. Diese Unthätigkeit eines Fürsten in der Kraft seiner Jugend muß mit Recht Erstaunen erwecken. Als Ursache seiner gänzlichen Thatlosigkeit giebt man an, daß das Interesse seiner Günstlinge diese erheischte. Ueberzeugt, daß sie bei üppigen Vergnügungen am Hofe ihr Ansehen sicherer erhalten würden, als durch Thätigkeit auf dem Kriegsschauplatze, hielten sie den König unter dem Vorwand vom Kriege entfernt, daß er seine Person aussetzte und von deren Erhaltung das Heil des Staates abhinge. Sie ließen ihn gar nicht zur Besinnung kommen, und Karl war von Natur für Lust und Festlichkeiten eingenommen. Es wird berichtet, daß er unter solchen schwierigen Umständen, die die ernsteste Erwägung erforderten, einst den Ritter La Hire rufen ließ und ihn den Plan zu einem Feste mittheilte, daß er geben wollte.

Was sagen Sie dazu? fragte er den jungen Krieger.

Ich sage, antwortete dieser, daß man ein Königreich nicht mit fröhlicherem Herzen verlieren kann.

Diese Antwort des tapfern La Hire machte ihn zwar nachdenklich, zog ihn aber doch nicht aus seiner Apathie heraus.

Bald sollte ihn jedoch der Himmel ein anderes junges Mädchen senden, das, gleich der ersten, eine starke, edle Seele besaß und ihn durch ihren milden Einfluß zu würdigern Empfindungen zurückzuführen wußte: diese Jungfrau war Agnes Sorel.

Gleich Johanna d'Arc, empfand Agnes Sorel den tiefsten Schmerz über das Unglück ihres Vaterlandes. Sie erwiederte die innige Liebe Karls mit aufrichtigem Herzen; aber sie wollte seine Neigung zu ihr dazu benutzen, ihn zu ruhmvoller Thätigkeit anzuspornen und Frankreich von dem Feinde zu befreien. Alle Generale verlangten, daß sich Karl VII. an die Spitze der Armee stelle, da dieß das sicherste Mittel sei, den Muth der Truppen neu zu beleben. Agnes, selbst tief durchdrungen von der Richtigkeit dieser Maßregel, übernahm es den König zu überreden, das Schwert zu ergreifen und dahin zu eilen, wo das gefährdete Vaterland seine Thätigkeit in Anspruch nahm.

Eines Tags trat der König ganz vergnügt in das Gemach seiner Favoritin; er hätte so eben mit Beihülfe seiner Höflinge den Entwurf zu einem glänzenden Feste gemacht.

Mein geliebtes Mädchen, sagte er, da ich wünsche, daß Sie sich am französischen Hofe unterhalten und

den lothringiſchen vergeſſen mögen, ſo habe ich ein prachtvolles Turnier anzuordnen befohlen, als deſſen Königin der Schönheit und Grazie Sie von allen Damen und Rittern bezeichnet ſind.

Ich danke Ihnen, Sire, für dieſe Güte, aber ich bin durchaus nicht der Aufmerkſamkeit und Ehre würdig, welche mir dieſe Damen und Herren zu erweiſen geruhen.

Agnes, Sie übertreffen durch Ihre Eigenſchaften alle Damen am Hofe, gleichwie die Roſe alle Blumen an Schönheit und Wohlgeruch übertrifft; es iſt daher nur gerecht, daß Ihr Verdienſt anerkannt werde und daß der Sieger im Turnier ſeine Huldigung zu Ihren Füßen niederlege.

Wie viel lieber würde es mir ſein, Sire, unter den beklagenswerthen Umſtänden, in welchen Frankreich ſich jetzt befindet und wo Ihnen von dem König von England auf ſo verwegene Weiſe die Krone ſtreitig gemacht wird, wie viel lieber würde es mir ſein, anſtatt eines eitlen Turniertriumphs, die glorreiche Einnahme einiger Städte, oder die Verkündigung wichtiger, dem Feinde abgezwungener, Siege als Huldigung zu empfangen! Ich geſtehe es Ihnen, Sire, das Ungemach, unter welchem unſer ſchönes Vaterland ſeufzt, hat einen ſchmerzlichen Widerhall in meinem Herzen gefunden; und inmitten der Feſte, welche Ihre Liebe, um mich zu erfreuen, meinetwegen ohne Unterlaß erfindet, kann ich unmöglich, trotz der Dankbarkeit für Ihre Güte, den tiefen Schmerz meiner Seele und die Bedauerniß unterdrücken, daß alle

dieſe galanten und ritterlichen Herren, die ſo viel Muth und Gewandtheit in unnützem Waffenſpiel entfalten, nicht einen, ihrem Könige und ihrer ſelbſt, würdigeren Schauplatz ihrer Thaten aufſuchen, der zugleich mehr im Einklang mit der traurigen Lage unſers unglücklichen Vaterlandes iſt.

Der König blieb, von den Worten ſeines Lieblings wie bezaubert, in tiefem Stillſchweigen verſunken vor ihr ſtehen. Als die ſchöne Agnes bemerkte, welchen Eindruck ihre Rede auf den Geiſt des Königs hervorbrachte, beeilte ſie ſich hierin fortzufahren:

Sire, erlauben Sie mir, mich gegen Sie mit der ganzen Offenheit meines Herzens auszuſprechen. Sie dürfen nicht zweifeln, daß ich Sie liebe, denn ich habe Ihnen meine Liebe durch das größte Opfer, welches ich Ihnen darbringen konnte, bewieſen, und gern würde ich, wenn Sie es wollten, mein Leben für Sie opfern, um Ihnen zu beweiſen, welche Ergebenheit mich für Sie beſeelt. Wenn ich es daher wage, Ihnen einen Rath zu geben, ſo wird mich Niemand beſchuldigen können, Ihnen etwas anderes anzurathen, als was mit dem Vortheil Ew. Majeſtät in Uebereinſtimmung iſt. Nun wohlan, Sire, ich kenne die Berichte Ihrer Generale und weiß, daß die Wünſche aller Franzoſen Sie an die Spitze der Armee rufen. Die Soldaten wünſchen in ihrer Mitte den Fürſten zu ſehen, für den ſie kämpfen und täglich ihr Blut vergießen. Sie ſind überzeugt, daß ſie Ihre Gegenwart neu beleben und friſchen Muth geben würde, ſtolz wie ſie ſein würden, zum Zeugen ihrer Thaten

den erlauchten Abkömmling so vieler großherziger Könige zu haben. Glauben Sie mir, Sire, glauben Sie meiner Liebe, welche aus mir spricht, erhören Sie die Wünsche der Armee, erhören Sie die Rathschläge Ihrer braven Heerführer; ahmen Sie Ihren königlichen Vorfahren nach, einem Karl dem Großen, Philipp August und anderen mehr; verlassen Sie die üppichen Umgebungen des Hofes, entfernen Sie sich von mir und geben Sie Frankreich das edle Beispiel eines Monarchen, der von seinen Altvordern nicht blos die Rechte des Thrones geerbt hat, sondern sie auch durch seinen Muth und die Macht seines Schwertes sich erobern will.

Karl VII. hatte den Worten seiner Maitresse ein aufmerksames Ohr geliehen. Er hatte mit Vergnügen die Betheuerungen ihrer Ergebenheit gehört und konnte nicht umhin, den Adel ihres Charakters, die Hoheit ihrer Seele und die Erhabenheit ihres Geistes zu bewundern; dies Alles erhöhte nur noch seine Liebe zu Agnes und machte den lebhaften Wunsch in ihm rege, immer an ihrer Seite zu bleiben. Mit diesen Gedanken und Gefühlen beschäftigt, fuhr der Fürst fort, in seinem Stillschweigen zu beharren.

Nun, Sire, Sie antworten auf meine Worte nichts! Sollte in denselben etwas Verletzendes liegen? Soll ich Ihr Schweigen als eine Mißbilligung der Freiheit deuten, die ich mir erlaubt? Sprechen Sie, Sire, ich bitte Sie dringend darum; entreißen Sie mich meinem Zweifel und meiner Furcht.

Sie, mich verletzen, Agnes! Sie, Mißbilligung

von mir erfahren! sagte der König, indem er die Hand der Geliebten an sein Herz drückte, das ist unmöglich; niemals werde ich die Rathschläge wahrer Freundschaft von mir weisen; niemals Treue und Anhänglichkeit an meine Person mit Undank belohnen. Wenn Sie mich lieben, Agnes, so sage ich Ihnen hiermit wiederholt, daß ich Sie über Alles liebe, und daß es mein heißester Wunsch ist, Sie vor Jedermann so geschätzt zu sehen, wie ich Sie selbst schätze, und Ihnen das volle Glück zu gewähren, das Sie in so hohem Grade verdienen.

Sire, sagte Agnes, mein größtes Glück besteht in Ihrem Ruhm; ich habe Ihnen mein Dasein gewidmet und wünsche, daß meine Ergebenheit Ihnen zur Stütze Ihrer Würde diene, nicht aber dazu, den Glanz Ihrer Regierung zu verdunkeln. Ich will nicht, daß mein Name in der Geschichte mit Schmach genannt werde und die Nachwelt sage, daß ich, gleich einer schändlichen Sirene, den König, meinen Herrn, durch die Verlockungen der Liebe zurückgehalten habe, während der Feind seine Städte einnahm, seine Provinzen verwüstete und sich seines Königreichs bemächtigte. Wenn ich nicht die Kraft und die Tugend einer Johanna d'Arc besitze, so bin ich wenigstens von gleichem Muthe, wie sie, beseelt; ich werde für meinen König, wenn nicht mein Leben, doch wenigstens meine Liebe zu opfern wissen. Sire, ich wiederhole es Ihnen, im Interesse Frankreichs und Ihres Ruhmes ist es nöthig, daß Sie sich von mir entfernen. Wenn Sie mich wahrhaft lieben, so eilen Sie auf

das Schlachtfeld, um dort Lorbeeren zu pflücken; wie höchst glücklich würde ich sein aus Ihren Händen eine solche Huldigung zu empfangen!

Agnes, wenn ich Ihren dringenden Bitten nicht nachgebe, so geschieht es deshalb, weil meine Gegenwart bei der Armee Gefahren für meine Person herbeiführen könnte und mein Tod Frankreich in die größte Zerrüttung stürzen würde.

Diese Antwort, durch welche der König den wahren Grund seines Widerstrebens verbarg, schien Agnes so wenig eines Monarchen würdig, daß sie von der Idee, die sie sich von seiner Tapferkeit gemacht hatte, etwas zurückkam. Da sie die Macht ihrer Reize und die Gewalt, welche sie über den König ausübte, kannte, so ließ sie sich nicht zurückschrekken, sondern beharrte auf ihrem Verlangen und machte noch einen letzten Versuch.

Sire, sagte sie, da ich sehe, daß meine Bitten nutzlos sind, daß meine Worte keinen Einfluß auf Ihr Herz ausüben, so erlauben Sie mir, Ihnen eine Prophezeihung mitzutheilen, die mir in meiner Jugend gemacht wurde. Ein Astrolog, der durch seine große Sehergabe im ganzen Land rühmlich bekannt war, wurde eines Tags in das Schloß von Maignelais gerufen, um über eine ernste Krankheit, welche meinen Oheim und mich befallen hatte, seine Meinung abzugeben. Nachdem er unsre Hände aufmerksam betrachtet und zugleich seine Blicke zum Himmel empor gerichtet hatte, schien er über das, was er gesehen, sehr

erschüttert zu sein, und wollte seine Meinung nicht kundgeben, indem er sagte, daß der Himmel bewölkt sei und er dadurch an der Ausübung seiner Kunst behindert werde. Da er aber von den Leuten im Schlosse gedrängt wurde, so verkündigte er, daß mein Oheim in vier und zwanzig Stunden sterben, ich aber nach Verlauf derselben Zeit von dem Uebel befreit sein werde. Es geschah, was er gesagt hatte: mein Oheim starb und ich wurde gesund. Kurze Zeit darauf kam der Astrolog wieder in das Schloß; ich befragte ihn über Alles, was er in Betreff meiner Person in den Sternen gelesen habe, worauf er mir antwortete: Schönes, junges Mädchen, ich habe die ganze Wahrheit nicht sagen wollen, da ich befürchtete der Geschwätzigkeit geziehm zu werden; aber da Sie Ihr künftiges Geschick erfahren wollen, so vernehmen Sie denn, daß Sie werden von einem der muthvollsten und tapfersten Könige der Christenheit geliebt werden. Als ich an Ihren Hof kam, Sire, und ich die Ehre hatte von Ihnen geliebt zu werden, da dachte ich, daß der zweite Theil der Prophezeihung bestimmt in Erfüllung gehen würde und daß Sie der tapfere und muthvolle König seien, von dem der Astrolog mir gesprochen hatte. Aber heute bemerke ich, daß ich mich geirrt habe; denn Sie können es nicht sein, Sire, den man mir als solchen bezeichnete, Sie, welcher sich ohne Vertheidigung Land und Leute nehmen läßt ... Die Prophezeihung hat sich nur auf den König von England beziehen können; erlauben Sie mir daher, daß ich den Geboten des Himmels mich

unterwerfe und den König von England aufsuche, damit mein Geschick sich erfülle*).

Bei diesen Worten stand Agnes auf und wollte sich entfernen, als der König sie zurückhielt und zu ihr sagte:

Meine vielgeliebte Agnes, verlaß mich nicht ... Ich, ich bin der König, von dem der Astrolog gesprochen, und um es Dir zu beweisen, schwöre ich bei meiner Liebe zu Dir und bei der Erinnerung an meinen unglücklichen Vater, daß ich nicht eher Ruhe noch Vergnügen genießen will, als bis ich den Engländern im Kampfe begegnet und sie die Wucht meines Schwertes fühlen gelassen habe.

Indem der König diese Worte sprach, war er von kriegerischem Feuer beseelt, das sich auf seinem Antlitz und in seinen Bewegungen ausprägte.

O, wie schön Sie so sind, sagte Agnes in edler Aufwallung, so erwartete ich Sie zu sehen. Man bringe mir Ihr Schwert, ich selbst will es Ihnen umgürten, und mögen Sie bei jedem Streiche der blanken Klinge meiner gedenken.

Karl umarmte sie voll Entzücken und gab sogleich Befehl zur Abreise.

Dem Turnier wurde, wie man wohl denken kann, keine Folge gegeben und vier Tage nach dieser Scene befand sich Karl VII., zur großen Genugthuung der Royalisten, an der Spitze der Armee.

---

*) Brantome.

Von dieſer Zeit an erkämpften die franzöſiſchen Truppen faſt immer Vortheile über den Feind und die Engländer mußten ſich nach mehreren bedeutenden Niederlagen immer mehr in die Normandie zurückziehen.

Karl VII. that ſich zuerſt bei dem Angriff auf Montereau-Yonne, einer damals wichtigen und ſehr feſten Stadt, hervor. Er zeigte bei dieſer Belagerung eine Unerſchrockenheit, die man ihm nicht zugetraut hatte. Er lief zum Sturm durch den Wallgraben, ging bis an den Gürtel ins Waſſer, erſtieg zuerſt die Breſche und als er Herr des Platzes war, unterſagte er bei Strafe des Stranges, daß Keiner die Kirche oder die Bürger plündere. Dieſe beiden Handlungen der Tapferkeit und der Güte entſchieden über ſeine Beliebtheit bei den Franzoſen.

Bei der Eroberung der Normandie leitete Karl VII. in Perſon die Belagerung von Harfleur, das äußerſt hartnäckig vertheidigt wurde. Der König, die Pickelhaube auf dem Kopfe und ſein Schild in der Hand, war überall, in den Laufgräben, bei den hitzigſten Kämpfen und ſetzte ſich den Gefahren wie der geringſte Soldat aus.

Die Tapferkeit, welche der Monarch in ſo vielen Fällen bekundete, verfehlte nicht den Muth ſeiner Truppen neu zu beleben und ihnen größeres Vertrauen in ihre Kräfte einzuflößen. Auch gelang es ihm alle Städte, welche die Engländer erobert hatten, nach und nach wieder einzunehmen und die ſchönen Provinzen wieder zu bekommen, welche den unverſöhn-

lichen Feinden so lange zur Plünderung und Verwüstung anheim gegeben gewesen waren.

Zwar wurde Karl VII. von seinen Feldherren auf das Trefflichste unterstützt; ja man darf kühn behaupten, daß nie ein Monarch Generale von größerer Klugheit und Treue hatte. Wir nennen nur die Namen Dünois, La Hire, Xaintrailles; sie bedurften keines Sporns zur Vollführung kühner und klugberechneter Unternehmungen! Die Entrüstung gegen die angemaßte Gewaltherrschaft der Engländer entflammte sie alle mit einem und demselben Eifer. In verschiedenen Provinzen vereinzelt agirend, vereinigten sie sich, ohne sich ihre Pläne mitgetheilt zu haben, auf dem ruhmvollen Wege der Wiedereroberung des nördlichen Frankreichs.

Wie dem auch sei, Karl, der nach der unheilvollen Regierung Karls VI. im zwanzigsten Jahre den Thron bestieg und mit Schmerz sehen mußte, wie drei Viertheil des Königreichs dem Feinde unterworfen waren, hat den unbestrittenen Ruhm, nicht nur alle Provinzen der Monarchie wieder zu bekommen, sondern auch die Engländer, welche seit vier Jahrhunderten Besitzungen in Frankreich gehabt hatten, ganz aus dem Lande zu jagen.

Die Wiedereroberung des ganzen französischen Gebietes, das ist es, weshalb Karl VII. gerechte Ansprüche auf die Dankbarkeit der Franzosen, das ist es, was ihm in der Geschichte den Beinamen „der Siegreiche" erworben hat.

Karl vergaß nie, daß Agnes Sorel die Ursache

seines Ruhmes war. Auch liebte er sie immer mit der größten Zärtlichkeit und ergriff mit Begierde jede Gelegenheit ihr seine Dankbarkeit zu beweisen.

Am zehnten Juli 1435 verließ Agnes Loches, um sich nach Fromenteau zu begeben, wo sie zwei Monate später von einem Mädchen entbunden wurde, welches der König anerkannte und Margaretha nannte.

Karl schenkte der Favoritin, um seine Tochter Margaretha zu dotiren, das Schloß Beauté an der Marne, das schönste und bestgelegene Schloß in ganz Frankreich, und von dem unsre Heldin den Namen Dame von Beauté (Schönheit) annahm, ein Name, der ihr, nach der Aussage Aller, die sie gekannt haben, mit Fug und Recht geziemte. Außerdem erhielt sie, bei verschiedenen Veranlassungen, die Herrschaft Roche-Serviére, die Schlösser Blois-Trousseau, Issoudün, Vernon und die Einkünfte des Schlosses von Loches.

Karl VII., der das Schloß von Loches mit seinen hohen Mauern, starken runden Thürmen und dem ungeheuren Donjon für die, welche er die Schöne der Schönen nannte, nicht für anmuthig und elegant genug hielt, ließ für sie ganz besonders einen prachtvollen Palast inmitten des Schloßraums bauen, so daß Loches der edlen Burgherrin hinter den furchtbaren Wällen alle Vortheile und Annehmlichkeiten eines Lustschlosses darbot. Der Thurm, den man noch jetzt sieht und der Agnesthurm genannt wird, gehörte zu diesem Palast und gewährte von seiner

Höhe herab eine herrliche Aussicht über die ganze umliegende Gegend.

Frau von Beauté bewohnte abwechselnd, je nachdem es ihr beliebte, die verschiedenen Besitzungen, die Karl VII. ihr geschenkt hatte. Als sie sich einst im Schloß Blois-Trousseau befand, geschah es, daß der Kriegsschauplatz in dessen Nähe verlegt wurde. Karl besuchte daher Agnes zu wiederholten Malen. Es war ihm gewiß angenehm, den Kampfplatz in einer Gegend zu finden, wo er seinem Ruhm und seinen Vergnügungen zugleich Genüge leisten, wie auch seine Pflichten als König und seine glühende Liebe mit einander vereinigen konnte. Aber Agnes, immer wachsam auf die Interessen des Königs, glaubte zu bemerken, daß er absichtlich den Krieg in die Länge ziehe, um sich desto länger der Gesellschaft der schönen Maitresse erfreuen zu können. Deshalb verlangte sie von ihrem königlichen Geliebten, daß er sie nicht eher wieder besuche, als bis der Feind geschlagen und gänzlich aus der Umgegend vertrieben sei.

Für Agnes war es leichter zu befehlen, als für Karl zu gehorchen. Als sie eines Abends in ihren Gemächern mit einer Stickerei beschäftigt war, (die Chronik sagt, daß sie die Belagerung von Orleans darstellte), kündigte man ihr den Besuch eines armen Ritters an, der, am Morgen auf die Jagd gegangen, sich verirrt habe, und von Hunger und Strapazen abgemattet, die Dame des Hauses um eine Freistatt für diese Nacht und einen frischen Trunk bitte, um seine lechzende Kehle zu erfrischen. Agnes, welche

gegen Jedermann gütig und leutselig war, befahl, daß man den armen Ritter Einlaß und ein Asyl gewähre. Aber wie groß war ihr Erstaunen, als sie in dem verirrten Jäger den König erkannte!

„Was! Karl, Sie sind es! Welche Unbesonnenheit sich in der Dunkelheit der Nacht so allein Gefahren auszusetzen!

Meine geliebte Agnes, sagte der König, klage deshalb nur meine Liebe an, die in dem Maße zunimmt, je mehr ich Dich kennen lerne.

Wenn Sie mich wahrhaft lieben, Karl, so denken Sie ein wenig mehr an Ihre persönliche Sicherheit. Welche Kühnheit, sich so allein in der Nacht den Streichen Ihrer Feinde auszusetzen! ... Welche Verwegenheit!

Ich will lieber, gute Agnes, daß Du mich der Verwegenheit als der Trägheit zeihest; übrigens, bin ich strafbar zu nennen, weil ich der Neigung meines Herzens nachgebe und eine Stunde Glückes an der Seite Derjenigen genießen will, die ich anbete?

Ich will Ihre Unbesonnenheit vergessen, sagte Agnes milder, vorausgesetzt, daß Sie von nun an das Versprechen halten, welches Sie mir gegeben haben.

Ich habe unaufhörlich daran gedacht, sagte der König, und habe Dir nur ankündigen wollen, geliebte Agnes, daß morgen mein Exil zu Ende sein wird, weil ich Alles angeordnet habe, den Feind anzugreifen und zu schlagen. Ich glaubte, diese Nachricht würde Dir Vergnügen machen und Du würdest mir

für meinen guten Willen einen kleinen Vorschuß auf die Besuche gewähren, welche ich mir vorgenommen habe Dir später zu machen.

Dann näherte sich Karl seiner Vielgeliebten, drückte sie mit Zärtlichkeit an seine Brust und die Wiederversöhnung wurde durch tausend Küsse besiegelt.

Am andern Tag schlug Karl in der That die Engländer und bahnte sich dadurch einen Weg nach der Hauptstadt.

Die Eroberung von Paris kostete weniger Blut als die Einnahme eines Dorfes. Die Einwohner waren der Parteiungen satt und befanden sich damals unter dem Joche der grausamsten und argwöhnischsten Inquisition. Einige muthige Bürger, an deren Spitze Michael Boillier stand, der zwanzig Jahre früher Paris vor einem Massacre bewahrt hatte, nahmen die Zeit wahr, wo der Connetable von Richemond die Engländer bei Saint-Denis geschlagen hatte, um mit ihm zu unterhandeln. Um überein zu kommen, bedurfte es nur einiger Besprechungen. Sie verlangten eine allgemeine Amnestie für ihre Mitbürger und die Bestätigung ihrer Privilegien. Nachdem dieß Alles von dem König bewilligt worden war, begünstigten sie an dem beiderseitig bestimmten Tage die Erstürmung der Ringmauern und die Sprengung der Kettenbrücken, und führten dann den Connetable durch das St. Jakobsthor in die Stadt. Während die königlichen Truppen in den Straßen aufmarschirten, redeten sie das Volk an und vertrieben die schwache englische Garnison, die zurückgelassen worden war und

ſich nur retirirend vertheidigen konnte. Am Morgen bei Tagesanbruch war Alles wieder ruhig, und die Lebensmittel, welche bisher in umliegenden Orten zurückgehalten worden waren, kamen nun in Ueberfluß in die Stadt. Ein Theil der engliſchen Garniſon ſchloß ſich in die Baſtille ein und machte Miene ſich vertheidigen zu wollen. Einige Generale waren der Meinung ſie anzugreifen und es würde ein Leichtes geweſen ſein, ſie gänzlich zu vernichten; aber der Connetable wollte ſich ſeines Sieges ohne Blutvergießen erfreuen und bot ihnen daher eine Capitulation an. Sie nahmen dieſe an und zogen mit Waffen und Bagage aus der Veſte, wurden aber von dem Pöbel, der ſie anfangs als ſeine Retter begrüßt hatte, verhöhnt und beſchimpft.

Bald darauf hielt der König ſeinen feierlichen Einzug in Paris. Die Bürger legten alle die Pracht an den Tag, welche der damalige Stand der Gewerbsthätigkeit irgend gewähren konnte. Auch wurden Myſterien von lebenden Perſonen auf Gerüſten dargeſtellt, die in gewiſſen Zwiſchenräumen von einander ſtanden. Die ſieben Todſünden, zu Pferd, und die ſieben Tugenden gingen dem Parlament voraus. Weniger gerührt von dieſen ſchönen Erfindungen, als von dem Beifallsgeſchrei und den Freudenthränen des zahlreich verſammelten Volkes, konnte der König ſeine innere Bewegung nicht bemeiſtern. Die Pariſer waren entzückt ihren rechtmäßigen Souverain nach zwanzigjähriger Abweſenheit wieder zu ſehen; ihre Freude war grenzenlos. Der Biſchof von

Paris, der den König in der Kathedrale empfing, nahm ihm am Altar den Eid ab, alles Das, was ein guter König thun soll, gewissenhaft zu befolgen.

Die Pariser, die bei dem Einzug des Königs ihm so viel Liebe und Achtung bezeigt hatten, gaben der Agnes Sorel nicht dieselben Gefühle kund, als diese im folgenden Jahre mit Maria von Anjou die Hauptstadt besuchte. Der Einzug der Königin war noch feierlicher, als der des Königs. Zu ihrer Rechten befand sich ihre Tochter, Frau Charlotte von Frankreich, auch wurde sie vom König begleitet, neben welchem die Dame von Beauté ritt. Die Favoritin war stolz darauf, zu dem gedeihlichen Zustande, dessen Frankreich jetzt genoß, wie zu dem Glück und der Freude der königlichen Familien, durch ihren Einfluß mit beigetragen zu haben. Sie war, gleich allen Ehrendamen, prachtvoll gekleidet und trug noch außerdem einen Reifen von Diamanten um ihre Stirn. Der Platz, den Agnes im Zuge einnahm, der Glanz, der von ihr strahlte, mißfielen den Bürgern; sie sprachen sich ziemlich laut darüber aus, so daß die Dame, welcher ihr Tadel galt, es hören konnte. Agnes fühlte sich tief gekränkt und sagte verdrießlich zu dem König:

Diese Pariser sind ungezogene Menschen, und hätte ich gewußt, daß sie mir einen solchen Empfang bereiten würden, so würde ich nie einen Fuß in ihre Stadt gesetzt haben.

So wurde Agnes Sorel von den Franzosen für

den bedeutenden Dienſt belohnt, den ſie dem König und ihrem Vaterlande erwieſen hatte.

Der König, welcher die edlen Eigenſchaften ſeiner Maitreſſe beſſer als jeder Andere kannte, that alles Mögliche, um ſie wegen der Demüthigung, die ihr widerfahren war, zu tröſten. Auch die Königin gab bei dieſer Gelegenheit ihrer Ehrendame die unzweideutigſten Beweiſe ihrer Theilnahme zu erkennen und hatte wie immer die lebhafteſte Zuneigung und die zarteſten Rückſichten für ſie.

Unglücklicherweiſe war dieß nicht auch mit dem Dauphin der Fall. Mehrmals hatte der Prinz verſucht die Fahne der Empörung zu entfalten, dem König ergebene Officiere zu ſeiner Partei herüberzuziehen und ſich mit Gewalt der Krone zu bemächtigen, nach der er mit Heißgier ſtrebte und die ſo lange auf ſich warten ließ. Aber Agnes, welche über den König wachte, wie eine Mutter über ihr Kind, welche für ſein Wohl beſorgt war, wie wenn ſie ihm als Schutzengel vom Himmel geſandt worden wäre, hatte ſchon öfters die ſtrafbaren Pläne des Sohnes durchſchaut und ſich beeilt ſeinem Vater davon zu benachrichtigen. Erſt kürzlich war es ihr gelungen, einem von Ludwig gegen Karl VII. angezettelten Complott auf die Spur zu kommen, weshalb der heißblütige Dauphin ſich an ihr zu rächen beſchloß. Einſt, als ſich Agnes auf Schloß Chinon befand, trat der Kronprinz in Jagdkleidung, die Peitſche in der Hand, geſtiefelt und geſpornt, in ihr Gemach; er ging wüthend auf ſie zu, richtete mehrere grobe Schimpfworte an ſie und

versetzte ihr auf ihre schöne Wange eine tüchtige Ohrfeige.

Auf ihr Geschrei eilte der König, der sich in einem anstoßenden Saale befand, herbei. Da ihm der ausgestoßene laute Hülferuf deutlich zu erkennen gab, daß sich der Dauphin der gröbsten Beleidigung gegen seine Geliebte schuldig gemacht hatte, so stürzte er sich auf ihn, ergriff ihn kraftvoll bei dem Kragen und stieß ihn auf die Knie nieder. Agnes warf sich jetzt schnell zu den Füßen des Königs und rief bittend aus: Gnade! Gnade für Ihren Sohn!

Ich werde ihm nur das Leben schenken, sagte der König, wenn er Sie um Verzeihung bittet.

Und zugleich legte der König die Hand an den Griff seines Schwertes.

Der Dauphin, niedergeschmettert durch den zornigen Blick seines Vaters und die Bewegung, welche er so eben gethan hatte, murmelte zwischen den Zähnen das Wort: „Verzeihung!“ hervor.

Jetzt, sagte der König, entfernt Euch aus meiner Nähe und erscheinet niemals wieder bei Hofe.

Ludwig trat ab, indem er mit den Zähnen knirschte und nur mit Mühe den Zorn bezwang, der ihn beinahe erstickte. Er begab sich zu dem Herzog von Burgund, bei dem er zwölf Jahre blieb.

Agnes, welche durch den erfahrenen Schimpf aufs Tiefste verletzt war und nun glaubte, daß sie die Ursache der Zwietracht zwischen Vater und Sohn sei, beschloß sich nach Loches zurückzuziehen, nach diesem reizend gelegenen Schloß, das ihr so schöne Er-

innerungen in das Gedächtniß zurückrief. Sobald sie diesem Beschluß gefaßt hatte, konnte sie Niemand mehr davon zurückhalten. Umsonst wendete der König alle Ueberredung der Liebe an, umsonst vereinigte Maria von Anjou ihre Bitten und Thränen mit den Bemühungen ihres Gemahls, Agnes reiste nach Loches ab und, ungeachtet ihres Bedauerns sich von der königlichen Familie zu trennen, freute sie sich doch, diese alte Burg wieder zu sehen, wo sie die schönste Zeit ihres Lebens zugebracht hatte.

Die noch junge und in vollem Glanz der Schönheit stehende Agnes wollte in ihrer Zurückgezogenheit die Welt und ihre Freuden vergessen und sich nur noch mit Tröstung des Unglücks und mit Werken der Frömmigkeit und Buße beschäftigen. Die Einwohner der Stadt Loches bewahrten ihr lange Zeit eine dankbare Erinnerung für die ihnen erzeugten Wohlthaten und namentlich hatte die Domkirche kostbare Beweise ihrer Freigebigkeit aufzuweisen.

Karl VII. konnte jedoch seine vielgeliebte Agnes nicht vergessen; seine Liebe für sie verleugnete sich niemals; auch beeilte er sich, sie in solchen Perioden zu besuchen, in denen ihm die Verlegenheiten seiner Regierung und die Unruhen, die ihm der Kronprinz erregte, freie Zeit hierzu ließen.

Es waren bereits fünf Jahre verflossen, seitdem Agnes in dieser Zurückgezogenheit lebte, als sie eines Tags Loches verließ und sich in großer Eile nach Paris begab. Der König befand sich damals in der Abtei von Jümièges, wohin er sich, um einiger Ruhe

zu genießen, nach der Pacification und der Wiedervereinigung der Normandie begeben hatte. Sie eilte dorthin und kam am 9. Februar 1449 daselbst an. Sie hatte mit dem Könige eine lange Unterredung und sagte zu mehreren ihrer Freunde bei Hofe, daß sie gekommen sei, um ihn aus einer großen Gefahr zu erretten. Zwei Stunden später ward sie von heftigen Leibschmerzen ergriffen, welche nach Verlauf von sechs Stunden ihrem Leben ein Ende machten.

Nichts ist unheimlicher und mysteriöser, als dieser schnelle Tod, von welchem dessenungeachtet einige Historiker, die unter der Regierung Ludwigs XI. schrieben, wie von einer einfachen und natürlichen Begebenheit reden, indem sie auf diese Weise dem allgemeinen Staunen, den dieses außerordentliche Ende verursachte und der feierlichen Anklage, die auf dem Dauphin lastete, wie auch der Tradition schnurstracks und gewissenlos widersprechen. Die Chronik sagt: „Sie empfand sehr große Reue und Zerknirschung ob ihrer Sünden, und gedachte oft der Maria Magdalena, welche eine große Sünderin war, und rief Gott um ihren Beistand an. Und nachdem sie als wahre Katholikin die Sterbesacramente empfangen hatte, verlangte sie ihr Gebetbuch und las die Verse des heiligen Bernhard, die sie eigenhändig in dasselbe geschrieben; dann verschied sie."

So starb auf ihrem Schlosse Ménil, in der Nähe der Abtei Jumiéges, Diejenige, welche ihr Leben lang die Freude Karls VII. gewesen war, die

sich, bis zu ihrem Tode, ihm ganz gewidmet hatte und die, indem sie in ihrem Geliebten die Liebe zum Ruhm und Kampf wieder erweckte, der Sache Frankreichs wie der ihres Souverains getreulich gedient hatte.

Karl war in ihren letzten Augenblicken an ihrem Schmerzenslager. Er wendete alle Sorgfalt an sie und suchte sie zu trösten; er verließ sie selbst in ihrem Todeskampfe nicht und lauschte aufmerksam ihren letzten Worten, wie er ihren letzten Seufzer vernahm.

Nachdem der König das Herz seiner Geliebten in der Kapelle der Abtei hatte beisetzen lassen, verließ er tiefbekümmert Jumiéges und kehrte nach Paris zurück.

Der Leichnam von Agnes Sorel wurde nach Loches gebracht und, wie sie es in ihrem Testamente bestimmt hatte, in dem Chor der dortigen Domkirche beigesetzt.

Das Mausoleum, das inmitten des Chors dieser Kirche stand, war von schwarzem Marmor; darauf lag ihre Figur von weißem Marmor, ferner standen auf dem Postamente zwei Engel, welche das Kissen, auf dem ihr Kopf ruhte, hielten, und zwei Lämmer, die Symbole der Sanftmuth, lagen zu ihren Füßen. Auf diesem Grabmal stand, in gothischen Lettern, folgendes Epitaph:

Hier liegt das edle Fräulein Agnes Seurelle, Dame von Beauté, von Roquecisière, Issouldün und Vernon; sie war liebreich gegen Jedermann, gab der Kirche und den Armen reichlich und verschied am

neunten Tage des Februars im ein tausend vierhundert und neunundvierzigsten Jahre der Gnade. Bittet Gott für ihre Seele. Amen."

Diese Inschrift ist noch jetzt auf dem Marmor des Grabmals zu lesen.

Die Kanonici der Domkirche von Loches suchten zu verschiedenen Zeiten um die Erlaubniß nach, das Mausoleum von Agnes Sorel aus dem Chor in einen andern Theil der Kirche verlegen zu dürfen, da es, wegen seiner ungewöhnlichen Größe, die Ceremonien des Gottesdienstes hindere; endlich gab Ludwig XVI. seine Einwilligung hierzu, und die Translocation fand statt. Das Grabmal befindet sich jetzt in dem Thurme, welcher „Agnesthurm" genannt wird.

Nach dem Tode Karls VII. blieb das Schloß von Loches fortwährend eine königliche Residenz. Aber unter Ludwig XI., diesem düsteren und falschen, abergläubischen und grausamen Fürsten, fanden darin nicht mehr so viel anmuthige und heitere Ereignisse statt. Jedoch zuweilen begab er sich mit seinem ganzen Hofstaat hierher und dann erinnerten die Feste, die hier stattfanden, wie zum Beispiel die des Jahres 1465, wenn auch mit gewissen düsteren Nüancen, an die fröhlichen Festlichkeiten des vorigen Regenten. Nachstehend wollen wir erzählen, was in erwähntem Jahre, zur Zeit des Faschings, in dem schönen Ländchen Loches geschah.

Niemals hatten die Glocken, die Trommeln der Kriegsleute und der furchtbare Schall der Kanonen auf den Schloßwällen die Bewohner von Loches so in Aufregung versetzt, als dieß am 3. Februar des Jahres 1465 geschah. Der gute König Ludwig XI., welcher in äußerst fröhlicher Laune erwacht war, rief seinen vertrauten Kammerdiener, Hans Doyat, und sagte zu ihm: „Geh' hinunter zu meinen Bürgern und Bauern und verkündige ihnen meinen Willen, welcher lautet, daß sich heute ein Jeder erlustigen soll, so lange, bis er nicht mehr kann." Das war mehr, als es bedurfte, um einen nach rauschenden Vergnügungen gierigen Plebs in Bewegung zu setzen. Und mit welcher Hast und Geschäftigkeit umdrängte man den Gesandten, als er vom Schlosse herabkam, mit welcher Begeisterung wurden die Worte aufgenommen, welche ihnen befahlen, sich zu amüsiren! Es war ein Glück, ein Geschrei, ein Freudengeheul, das das Himmelsgewölbe zu erschüttern vermochte. Weihnachten! Weihnachten! hörte man von allen Seiten schreien und ohne Zeitverlust eilten die Leute, singend, lärmend, sich stoßend, in ihre Wohnungen zurück. Sie brachen ihre Sparbüchsen auf und nahmen das Ersparniß eines ganzen Jahres heraus ... Da nun einmal Fasching gekommen war, so mußte er auch unter Bachanalien, Mummerei und Mysterien gefeiert werden. Reiche und Arme, Adlige und Bauern, Troubadours und Scholaren, alle beeilten sich um die Wette, den Befehlen des Königs nachzukom-

mest. Da müßte einer nicht einen Heller in seinem Schubsack gehabt haben, wenn er sich der Faschingslust entzogen hätte; eher würde der Edelmann seinen verrosteten Hieber und der Bauer sein durchlöchertes Wamms versetzt haben, um sich die nöthige baare Münze zu verschaffen. So wurde denn der ganze Tag in Mummenspiel, in Possen, Schwänken und moralischen Darstellungen zugebracht, welche letztere der Schöngeist jener Zeit, der sehr gelehrte Claudius Alaudel, angefertigt hatte, der an diesem Tage von dem Könige in höchst eigener Person viele Complimente nebst einer guten Belohnung empfing.

Am Abend sollte Ball bei Hofe sein, an welchem die schöne Gräfin Elfriede von Sassenages, die mächtige Freundin und Liebste des Königs, als Souverainin herrschte.

Vom Schloßthurm hatte die Glocke so eben die neunte Stunde angekündigt. Ludwig XI. lag bequem auf seinem langen Wappensessel, als sein vertrauter Barbier mit dem verzierten Becken und der spanischen Seife in das Gemach trat.

„Vorwärts, spude Dich, fuhr ihn der König hart an, denn es verlangt mich, die Ergötzlichkeiten meiner Lieben und Getreuen mit anzusehen.

Der das Scheermesser führende Liebling, der seinen königlichen Kunden genau kannte, sowie die günstigen Augenblicke, wenn er irgend eine Forderung an ihn stellen durfte, ging sogleich ans Werk, um die Functionen seines Standes zu erfüllen. Nachdem er das abgemagerte Gesicht des Königs gehörig ein-

geseift hatte, befürchtete er nicht mehr in seinem Verlangen unterbrochen zu werden und sagte zögernd:

Sire ...

Hum, hum ... brummte der König.

Sire, Ew. Majestät hat bereits die Güte gehabt, den Spottnamen Olivier der Teufel durch den Olivier le Daim zu ersetzen ... Jetzt ... wenn ich wagen dürfte ...

Hum, Hum, brummte der König von Neuem, indem er mit dem Kopfe schüttelte und den Mund nicht zu öffnen wagte, aus Furcht Seifenschaum zwischen die Lippen zu bekommen.

Wenn ich wagen dürfte, so würde ich Ew. Majestät bitten in ihren Gunstbezeugungen gegen mich fortzufahren.

Ludwig XI. warf ihm einen zornigen Blick zu.

Dieser, ohne sich aus der Fassung bringen zu lassen, ergriff mit der linken Hand die Nase Sr. Majestät und indem er mit der rechten das Messer an die Oberlippe des Königs legte, sagte er ruhig: Sire, der Graf von Meulan ist so eben ohne Nachkommenschaft gestorben; die Grafschaft Meulan ist vacant ...

Die Pest über den Schinder! rief Ludwig XI., indem er sich aus den Händen seines Barbiers befreite ... wirst Du bald aufhören mich zu langweilen?

Die Grafschaft Meulan ist ohne Besitzer, wiederholte Olivier le Daim, indem er das Rasirmesser an den Hals des Königs setzte; sie würde gewiß in

den rechten Händen sein, wenn sie in den Besitz einer Person käme, welche in so innigem Verhältniß mit Ew. Majestät steht und deren Sorgfalt Dieselbe täglich das Kostbarste überläßt, nämlich den erlauchten Kopf Eurer Majestät ...

Diese Worte machten den König beben; der Barbier bemerkte es und indem er mit dem Messer über das Gesicht des Königs strich, fuhr er fort: Sire, ich wage mir das rühmliche Zeugniß zu geben der treueste Unterthan Frankreichs im Dienste Ew. Majestät zu sein. Um dieß zu beweisen, bin ich jeden Augenblick bereit mein Leben für Sie zu opfern; zur Belohnung meiner Treue und Ergebenheit bitte ich Ew. Majestät unterthänig, gewähren Sie mir die Bitte, welche ich so eben an Sie zu richten wagte.

Das Kinn des Königs war glatt, und der Barbier warf sich seinem Herrn zu Füßen.

Ludwig XI. stellte sich mit flammendem Blicke vor den listigen und verwegenen Bartkünstler und schrie ihn an: Was soll das heißen, Du Schlingel! ... Du verdientest, daß ich Dich für Deine Vermessenheit bestrafte und meinem Gevatter Tristan übergäbe, damit er **Dich von meinen Pathchen liebkosen** ließ!*) ... Aber nein, Spitzbube, das will ich nicht thun, denn ich bedarf Deiner Dienste ... Ich erhebe Dich also zum Grafen von Meulan.

---

*) Von meinen Henkern foltern ließ. Ludwig XI. nannte in seinem königlichen Kauderwelsch die Executoren seiner Rache „mein Pathchen, Mädchen, Töchterchen."

Unterthänigen Dank, Sire!

Ja, aber eine Bedingung habe ich ...

Sprechen Sie, Sire, ich bin Ihr unterthäniger Diener.

Von Dir ist jetzt nicht die Rede.

Von wem denn?

Höre, Schurke, komm hierher ... Du kennst das hübsche Bürgermädchen, das am Jakobsthore wohnt?

Mit den prachtvollen blauen Augen, der hohen Haltung, den Sammethändchen?

Ganz recht.

Es genügt, Sire; ich verstehe Ew. Majestät.

Doch daß Du nicht etwa für Deine eigene Rechnung handelst, verdammter Gauner!

O, Sire, ich bin zu wohl gezogen, als daß ich den Vortritt vor meinem Herrn nehmen sollte.

Was sagst Du? ... schrie Ludwig XI., indem er ihn scharf anblickte.

Ich wiederhole Ew. Majestät meine stete Unterwürfigkeit.

Noch ein Wort, Herr Graf ... Du wirst Sorge tragen, daß die Säle und großen Gemächer zu dem heutigen Ball eingerichtet werden; Frau von Sassenages soll heut Abend mit dem ganzen Hofe darin tanzen.

Sehr wohl, Sire.

Das ist noch nicht Alles. Vergiß nicht das junge Mädchen, daß ich Deiner Sorgfalt anvertraue,

verkleidet hierherzuführen. — Geh, jetzt, und besorge die Aufträge schnell und geschickt.

Olivier le Daim verneigte sich bis zur Erde und trat ab.

Der Ball sollte um sechs Uhr beginnen und um Mitternacht beendet sein: so lautete der Befehl des Königs. Denn mit dem nächsten Morgen fing die Fastenzeit an, und Niemand hätte es gewagt, den Willen des Königs zu übertreten und eine Gottlosigkeit zu begehen.

Zwei ungeheure Säle waren vorgerichtet worden, um die verkleidete und maskirte Menge aufzunehmen. Der eine war von oben bis unten in seiner ganzen Ausdehnung mit Holz getäfelt, in welches mit Reben behangene Bachusstäbe und Reliefs mit Flittergold überklebt, geschnitzt waren. An der Decke bemerkte man buntbemalte und mit ciselirten Figuren versehene Querbalken. Diese wurden von geflügelten Teufelchen getragen, welche schreckliche Grimassen zogen und mit ihren Hinterköpfen als Karniese das schwerfällige Gesims dieses gothischen Bauwerks unterstützten. Die Einfassung des Kamins ruhte auf den kräftigen Schultern zweier Kariatyden, abscheuliche Ungeheuer, wie sie die bizarre Phantasie der Architecten damaliger Zeit schuf. Auf den herausgesteckten Zungen dieser Kariatyden brannten zwei Kerzen von gelbem Wachs, welche mit ihrem bleichen Glanze diesen düsteren und geräumigen Saal kümmerlich erleuchteten. Uebrigens war Alles frottirt, polirt und glänzend; Bürsten und Besen waren in Thätigkeit

gewesen; die Decken, Ecken und Gesimse waren von ihrem Alltagsstaube und Spinnengeweben befreit.

Was den andern Saal betrifft, der reicher geziert als der erste und mit schwarzem und weißem Marmor getäfelt war, so hatte man ihn mit flandrischen Teppichen und kostbaren Fenstervorhängen geschmückt. An den Wänden hingen, statt des Holzgetäfels, außerordentlich große und sorgfältig gestickte Tapeten, welche verschiedene Scenen aus der Leidensgeschichte Jesu Christi darstellten: — eine sonderbare Verzierung für einen Ballsaal, wo man demnach die größten weltlichen Freuden und Thorheiten mit den ernstesten Begebenheiten unserer Religion vereinigt sah. Neben diesem Saal war ein geräumiges Gemach für die Musikanten, welche die Becken schlugen, die Trompeten und die Pickelflöte bliesen, vorbehalten. Um für die Gäste mehr Raum zu gewinnen, war man besorgt gewesen, alles Meublement bei Seite zu schaffen, als da waren: lange Tafeln, Truhen, Laden, Fußschemel und Kohlenbecken; man hatte diese durch Lehnstühle, die mit Corduan überzogen waren, durch sammetne Schemel mit kupferner Randverzierung und durch estradenförmige Bankgestelle, die mit verziertem Leder bedeckt waren, ersetzt.

Um sechs Uhr wurde ein dreiarmiger Leuchter angezündet, der von dem Mittelbalken des großen Saals herabhing und durch sein Hin- und Herschaukeln nur flackernde Lichtstrahlen um sich verbreitete. Dann wurden die gewölbten Thüren geöffnet und die Masken eingelassen. Sogleich drängten sich hun-

dert Personen, sehr verschieden gekleidet, in die Gemächer. Alle diese buntscheckigen, grotesken Costüme glichen einem, auf sonderbare Weise aus menschlichen Figuren zusammengesetzten, Mosaikwerk. Alles, was Flittergold, Felbel, Taffett und bunte Stoffe an Feinheit, Auswahl, Glanz und Reichthum darbieten konnten, das war an der Kleidung dieser Masken verschwendet, welche schnell alle Räume, summend und lachend, einnahmen und ihre Stimmen und Manieren, so gut wie möglich, zu verstellen suchten.

Bald begann Spiel und Tanz. Die Anreden, das Geschrei und lustige Gefrage fing nun an, man stieß und drängte sich, flog von einem zum andern und die belebte Menge wälzte sich, inmitten eines durch rauschende Tänze noch vermehrten Lärmes, von Saal zu Saal, von Gemach zu Gemach.

Aus diesem lustigen und thörigten Treiben hatten sich zwei, wie Mönche gekleidete, Masken in eine gewölbte Fensterbrüstung zurückgezogen und, indem sie von hier aus der wogenden Menge zusahen, unterhielten sie sich mit leiser Stimme.

Du hast also meine Befehle ausgeführt?

Ich habe sie gesehen und gesprochen.

Bist Du sicher, daß sie kommen wird?

Ja wohl.

Wie ist ihr Costüm?

Sie geht als Fischermädchen gekleidet, trägt ein grünseidenes Netz, einen Ueberwurf von schwarzem Taffet und ein Häubchen von blauem Sammet mit silbernen Eicheln.

Gut ... Wie heißt das Erkennungswort?

Liebe und Treue.

Sehr schön ... Jetzt entferne Dich ... Halt, noch ein Wort: der Graf von Maulevrier wird nicht kommen! ... Du stehst mir dafür?

Unterthänigst ...

Nichts von Unterthänigkeit, Titulaturen und Ehrfurcht, Du Dummkopf! Willst Du, daß man mich erkenne? Also, sprich klar und bündig.

Nun, ich habe es Ihnen ja gesagt: Sie tragen das Costüm des Grafen ... sie wird Sie für ihn halten.

Sie liebt ihn also sehr?

Sie ist ganz vernarrt in ihn.

Sie ist sehr schön, nicht wahr?

Schön wie ein Engel! Ah, Sie haben guten Geschmack!

Jung?

Achtzehn Sommer zählt sie kaum.

Geh', Teufel, geh'! Du wirst mich in ewige Verdammniß bringen! ... Wieviel Paternoster werde ich beten müssen!

Einer der Mönche entfernte sich und verschwand in der Menge.

Zehn Minuten später verließen zwei Masken den Ballsaal und gelangten, nachdem sie eilig eine Wendeltreppe hinaufgegangen waren, in ein kleines Mansardenstübchen. Es sah aus wie das Zimmer eines Kammerdieners oder Pagen, und war bestimmt das kleinste und abgelegenste Gemach im ganzen

Schloſſe. Die beiden Masken ließen ſich ſogleich auf eine gepolſterte Ruhebank nieder, dann ſagte die eine von ihnen: Der Graf von Meulan hat Ihnen wohl verſprochen, zu ſchweigen, Meſſire?

Bei ſeiner Seele, meine Schöne.

Warum verſtellen Sie alſo Ihre Stimme?

Die Klugheit gebietet es.

An einem ſo geheimen Orte?

Haben wir nicht ein Erkennungswort?

Gewiß; es heißt: Liebe und Treue.

Der Mönch und die Fiſcherin näherten ſich nun einander mehr und unterhielten ſich mit leiſer Stimme.

Die Zeit verging, bald mußte es Mitternacht vom Wachtthurm des Schloſſes ſchlagen und das verliebte Paar machte noch kein Ende ... Die ſchöne Fiſcherin bemerkte es und ſagte ſchmachtend: Aber warum behalten wir immer noch unſre Masken vor dem Geſicht und verſtellen unſre Stimmen? Fürchten Sie, daß wir in dieſem dunkeln Stübchen von irgend Jemand überraſcht werden?

Ich fürchte es nicht, dennoch aber könnte an dem heutigen Faſtnachtstagen ein anderes verliebtes Paar in einem anſtoßenden Gemach verborgen ſein.

Ach, es thut ſo wohl das Antlitz Deſſen zu ſehen, den man liebt und eine Stimme zu hören, die zum Herzen dringt.

Sollten Sie mich ſo ſehr lieben?

Können Sie nach dem Beweis, den ich Ihnen von meiner Liebe gegeben, noch daran zweifeln?

O, nein, mein Engel, mein kleiner Schelm, ich zweifle durchaus nicht daran.

Wenn ich meine Maske abnähme, wenn ich so, wie ich bin, vor Ihnen erscheine, würden Sie dann nicht ein Gleiches thun?

Das soll geschehen, antwortete der Mönch ... Kann ich Ihnen, meine Schöne, etwas abschlagen?

Immer galant, Monseigneur, daran erkenne ich Sie.

Nun, Geliebteste, was hält Sie noch ab?

Ach, Messire, Ihr Gesicht möchte ich so gern sehen ... Gewähren Sie mir diese Gunst; demaskiren wir uns zu gleicher Zeit.

Und sie nahmen beide ihre Masken vom Gesicht.

In diesem Augenblicke warf die Lampe, der es an nöthigem Oele fehlte, ehe sie erlöschte, einen letzten glänzenderen Strahl von sich, welcher die Gesichter unserer beiden Masken beleuchtete, und sogleich erschollen die Worte aus beider Mund: „Der König!“ ...

— Verrath! ...

Die als Mönch verkleidete Maske war Ludwig XI. und die Fischerin war Frau von Sassenages, die Maitresse Sr. Majestät.

Frau Elfriede von Sassenages, ein solches Rencontre erwartete ich nicht ...

Die Gräfin hielt es für das Beste, in Ohnmacht zu fallen, und Ludwig XI. suchte tastend die Wendeltreppe auf, indem er die Worte murmelte: Dieser Schurke, der Olivier, hat mir da einen schlechten

Streich gespielt ... Aber es thut nichts ... Verspielt ist noch nicht verloren ... Mein kleines Bürgermädchen vom Jakobsthor soll deshalb noch nichts verlieren ... Aber der Herr Graf Maulevrier soll erfahren, daß es unklug ist, auf dem Reviere des Königs zu jagen.

Ein Monat war seitdem verflossen. Ludwig XI. bewohnte sein Schloß Montils-les-Tours. Von seiner prachtvollen Maxime „wer sich nicht verstellen kann, kann nicht regieren," Gebrauch machend, hatte er nichts unterlassen, um seine schlechte Laune und sein tiefes Mißbehagen nicht bemerkbar zu machen. Die Gräfin von Sassenages erschien wieder bei Hofe und wurde mit derselben Rücksicht und Ehre, wie vorher, behandelt. Ihr königlicher Geliebter affectirte sogar eine größere Zuneigung für sie ... Wenn er mit ihr sprach, schwebte das freundlichste Lächeln auf seinen Lippen, während er in seinem Herzen den tiefsten Groll gegen sie hegte. Eines Abends wurde die Ankunft des Grafen von Maulevrier angekündigt. Das Gesicht Ludwigs XI. glänzte plötzlich wie von einer unerwarteten Freude. Er ging dem Grafen einige Schritte entgegen und reichte ihm seine trockene und knöcherne Hand. Nachdem die Audienz zu Ende ist, erhebt sich der Graf und bemerkt, vom König begleitet, daß man ihn auf einen andern Gang zurückführt, als der war, durch welchen er zur Audienz ging. An der Schwelle der letzten Thür angekommen, dreht er sich um und verneigt sich tief; der arglistige Monarch, der ihm mit den Augen folgte,

sagte zu ihm: Möge Gott Sie in seinen Schutz nehmen und die Heiligen Ihnen immerdar beigethan bleiben, Monseigneur.

In demselben Augenblicke krachte der sich öffnende Fußboden und der unglückliche Edelmann verschwand mit furchtbarem Geschrei in den Abgrund.

Ludwig XI. ging höhnisch lachend in sein Gemach zurück und bekreuzigte sich mehrmals.

Glücklicherweise, murmelte er zwischen den Zähnen, war die Fallthür gut und das Burgverließ kann nicht reden.

Ein Jahr später cursirte das Gerücht, der Graf von Maulevrier, Großseneschall der Normandie, sei in Sicilien, im Dienste des Herzogs von Anjou, umgekommen.

Ludwig XI. liebte das Schloß von Loches namentlich wegen seiner hohen Wallmauern, tiefen Gräben, starken Thürme und düstern Kerker. Deshalb begab er sich stets dahin, wenn er argwohnte, daß eine Verschwörung gegen ihn im Werke sei. Als die Großen des Reichs in Empörung gegen ihn aufstanden und die Liga bildeten, welche der Bund des öffentlichen Wohls genannt wurde, da beeilte er sich nach Loches, als einem sichern Ort, zu gehen und die ganze Zeit der Conspiration untersagte er Tristan dem Eremiten, den Executor seiner geheimen Befehle, weshalb man ihn den Henker nannte, Niemanden, wer es auch sei, in die Veste einzulassen.

Eines Abends jedoch ging ein junges Mädchen, schön wie ein Engel, raschen Schrittes den Schloßberg

hinauf, und ohne auf den Anruf der Bogenschützen Antwort zu geben, betrat sie die königlichen Gemächer. Sie trug ein einfaches weißes Kleid und ihre blonden Locken wogten auf ihren Schwanenhals hernieder ... Sie weinte, das arme Kind, und die größte Angst prägte sich auf ihrem von Schmerz gebleichten Antlitz aus.

Allein, sich verirrend, lief sie von Thür zu Thür, von Zimmer zu Zimmer, rief um Hülfe und stieß zur Seele dringende Angstrufe aus. Endlich kommt ein Mann auf sie zu.

Was wollt Ihr? fragte er mit rauher Stimme.

Den König sprechen.

Der König ist für Niemand sichtbar.

Wer hat Euch das gesagt.

Ich weiß es.

Aber wer seid Ihr denn, der Ihr dieß so genau wißt?

Und das junge Mädchen maß den Unbekannten mit mißtrauischem Blick.

Ich bin Tristan der Eremit.

O! dann geht, entfernt Euch von mir, Elender! Nahet Euch mir nicht, berührt mich nicht ... Der Henker! Entsetzen ... Derjenige, der meinen Vater morden soll!

Das junge Mädchen eilte davon, und von Neuem ihren wahnsinnigen Lauf beginnend, lief sie treppauf, treppab, überall nach dem König fragend. Ein unglücklicher Zufall führt sie an eine Thür, deren Anstrich die Farbe der Mauer hat; ein unbewußter Trieb

der Auvergne, hat die Flucht des Seigneur du Land begünstigt, der seiner Hut und seiner Verantwortlichkeit anvertraut worden war. Er hat also seine Pflichten verletzt, an seinem Ritterwort gefehlt, daher muß er sterben! . . .

Bei diesen unversöhnlichen Worten zitterte Bianca, ein Schaudern überfiel sie, ihre Füße wankten . . .

Sire, stammelte sie mit durch Schluchzen unterbrochener Stimme, Erbarmen, Erbarmen für meinen Vater, denn er ist immer ein guter und getreuer Diener gewesen! . . .

Hüte Dich, rief der König aus, hüte Dich, junge Thörin, daß ich mich nicht der Vermessenheit erinnere, mit welcher Du bis zu mir gedrungen bist . . . Schnell, entferne Dich, wenn Du willst, daß ich es vergesse . : .

Bianca war vernichtet; sie weinte und wagte den Kopf nicht in die Höh' zu heben und lag noch immer zu des Königs Füßen. Dieser sah sie jetzt prüfend an. Sie war so schön! . . . ihre Thränen, weit entfernt, dem Ausdruck ihrer Augen zu schaden, schienen wie von glänzenden Perlen noch mehr belebt zu sein. Die Reinheit ihrer Seele spiegelte sich auf ihren lieblichen Gesichtszügen, welchen ihr Schmerz noch einen neuen Reiz verlieh. In dieser Lage würde sie Felsen gerührt haben, wenn die Felsen Augen und Ohren hätten. Ludwig XI. dachte einen Augenblick nach; dann, auf sie zugehend, hob er ihren Kopf in die Höhe, und als wenn er von ihrem tiefen Schmerz

überrascht worden wäre, fragte er sie: Du liebst also Deinen Vater sehr?

Ob ich ihn liebe, meinen Vater, meine einzige Stütze, meine letzte Hoffnung! Denjenigen, der mich erzogen hat, der Mutterstelle an mir vertrat, der alle Sorgfalt und Liebe an mich verschwendete! ... Ob ich ihn liebe! ... gern will ich mein Leben für ihn lassen. Gnade, Sire, Gnade für meinen Vater! Ich biete Ihnen dafür mein Leben an, ich überlasse es Ihnen gern, nehmen Sie es!

Nein, Du sollst leben, sagte Ludwig XI., indem er ihre weiche Hand ergriff und sie in seiner kalten und entfleischten drückte; Du sollst leben und, wenn Du willst, soll auch Dein Vater nicht sterben.

Bianca stand auf; ein Freudestrahl glänzte plötzlich auf ihrem schönen Gesicht.

Er wird nicht sterben, wenn ich es will! sagte sie. O! Dank, Sire, Dank! ... Ich hatte doch recht, Hoffnung in Ihre gnädige Gesinnung zu setzen ... Wollen Sie mir Ihre Befehle mittheilen und mir sagen, was ich thun soll, um die Verzeihung meines Vaters zu verdienen.

Hierauf sprach der König leise mit ihr.

Heute, zur Zeit des Abendgeläutes, erwarte ich Dich hier, hatte er zu ihr gesagt.

Und das arme Kind, welches die schändliche Falle, die der arglistige Monarch ihr legte, nicht voraussah, antwortete hierauf: Ich werde kommen.

Der König entließ sie lächelnd. Es war die

Freude des Tigers, welcher der Beute schmeichelte, die er bald verschlingen wird.

Was will er von mir? fragte sie sich, als sie das königliche Schloß verließ; was hat er mir zu sagen? ... Mein Gott! mache er mit mir, was er wolle, morgen wird doch mein Vater frei sein ... Ludwig XI. hat mir sein Wort gegeben!

Am andern Morgen, nach Tagesanbruch, kam ein Weib, das in einen schwarzen Mantel gehüllt war und den Kopf halb verhüllt trug, langsam den Schloßberg herunter gegangen. Nachdem sie die Zugbrücke überschritten hatte, wurde sie von einer Menge Volks aufgehalten. Als sie gesehen wurde, rief eine Stimme: Heda! Hier ist die Lustdirne Johanne; sicher ist es die beliebte Courtisane, die Schloßhure ... Gestern Abend in der Dämmerung ging sie hinauf und jetzt kommt sie aus den Armen der Ueppigkeit ... Nicht wahr, holde Schöne, ist's nicht so? Aber schlage doch Deine schwarze Kapuze ein wenig zurück, damit wir Dein hübsches Gesichtchen schauen können.

Eine andere Stimme überschrie die des Mannes aus dem Volke und zwang ihn zu schweigen: es war die Stimme des Henkers. Auf seiner Schulter trug er ein Beil und in seiner rechten Hand hing ein bluttriefendes menschliches Haupt. Mit rauher Stimme rief er gedehnt aus: Platz für die Justiz des Königs!

Diejenige, welche man Johanne, die Lustdirne, genannt hatte, schlug jetzt ihren Mantel und Schleier

zurück. Es war Bianca von Melün. Die Unglückliche drängte sich durch die Menge hindurch und schritt auf den Henker los.

Verdammniß! rief sie aus, als sie den Kopf ihres unglücklichen Vaters erkannte ... So also hält ein König Wort! ... Entehrung und Tod!

Unter Ludwig XI. wurde das Schloß von Loches, das vorher ein Aufenthalt der Liebe und Anmuth gewesen war, immer mehr in ein strenges Gefängniß umgewandelt. Loches blieb deshalb aber immer königliche Residenz, denn der Monarch liebte es, mit den Opfern seiner Rache unter einem und demselben Dache zu wohnen, aus der Tiefe der unterirdischen Kerker das Schmerzgeschrei, das Wimmern und die herzzerreißenden Seufzer der unglücklichen Gefangenen zu hören.

Uebrigens diente der Donjon (Schloßthurm) schon seit langer Zeit zum Gefängniß. Aber Ludwig XI. gab dem Schlosse eine besondere Bestimmung; er ließ nämlich die Staatsverbrecher und alle jenen vornehmen Personen in dasselbe einsperren, welche seine Rachsucht erregten, weshalb man das Schloß von Loches, unter der Regierung dieses argwöhnischen und grausamen Fürsten, die Bastille jener Zeit nennen kann.

Karl VII., welcher dem Schlosse neue Annehmlichkeiten verleihen wollte, ließ es durch geräumige

Freude des Tigers, welcher der Beute schmeichelte, die er bald verschlingen wird.

Was will er von mir? fragte sie sich, als sie das königliche Schloß verließ; was hat er mir zu sagen? ... Mein Gott! mache er mit mir, was er wolle, morgen wird doch mein Vater frei sein ... Ludwig XI. hat mir sein Wort gegeben!

Am andern Morgen, nach Tagesanbruch, kam ein Weib, das in einen schwarzen Mantel gehüllt war und den Kopf halb verhüllt trug, langsam den Schloßberg herunter gegangen. Nachdem sie die Zugbrücke überschritten hatte, wurde sie von einer Menge Volks aufgehalten. Als sie gesehen wurde, rief eine Stimme: Heda! Hier ist die Lustdirne Johanne; sicher ist es die beliebte Courtisane, die Schloßhure ... Gestern Abend in der Dämmerung ging sie hinauf und jetzt kommt sie aus den Armen der Ueppigkeit ... Nicht wahr, holde Schöne, ist's nicht so? Aber schlage doch Deine schwarze Kapuze ein wenig zurück, damit wir Dein hübsches Gesichtchen schauen können.

Eine andere Stimme überschrie die des Mannes aus dem Volke und zwang ihn zu schweigen: es war die Stimme des Henkers. Auf seiner Schulter trug er ein Beil und in seiner rechten Hand hing ein bluttriefendes menschliches Haupt. Mit rauher Stimme rief er gedehnt aus: Platz für die Justiz des Königs!

Diejenige, welche man Johanne, die Lustdirne, genannt hatte, schlug jetzt ihren Mantel und Schleier

zurück. Es war Bianca von Melün. Die Unglückliche drängte ſich durch die Menge hindurch und ſchritt auf den Henker los.

Verdammniß! rief ſie aus, als ſie den Kopf ihres unglücklichen Vaters erkannte . . . So alſo hält ein König Wort! . . . Entehrung und Tod!

Unter Ludwig XI. wurde das Schloß von Loches, das vorher ein Aufenthalt der Liebe und Anmuth geweſen war, immer mehr in ein ſtrenges Gefängniß umgewandelt. Loches blieb deshalb aber immer königliche Reſidenz, denn der Monarch liebte es, mit den Opfern ſeiner Rache unter einem und demſelben Dache zu wohnen, aus der Tiefe der unterirdiſchen Kerker das Schmerzgeſchrei, das Wimmern und die herzzerreißenden Seufzer der unglücklichen Gefangenen zu hören.

Uebrigens diente der Donjon (Schloßthurm) ſchon ſeit langer Zeit zum Gefängniß. Aber Ludwig XI. gab dem Schloſſe eine beſondere Beſtimmung; er ließ nämlich die Staatsverbrecher und alle jenen vornehmen Perſonen in daſſelbe einſperren, welche ſeine Rachſucht erregten, weshalb man das Schloß von Loches, unter der Regierung dieſes argwöhniſchen und grauſamen Fürſten, die Baſtille jener Zeit nennen kann.

Karl VII., welcher dem Schloſſe neue Annehmlichkeiten verleihen wollte, ließ es durch geräumige

Gebäude vermehren, welche durch ihre Pracht und Schönheit der Dame würdig waren, die er sein ganzes Leben lang so innig liebte. Aber Ludwig XI. ließ das Schloß durch unterirdische Kerker vermehren, einen Thurm, welcher noch jetzt zum Gefängniß dient, und durch eiserne Käfige, diese furchtbarsten Kerker, die dazu bestimmt waren, die unglücklichen Opfer seiner Rache zu peinigen und sie auf die unmenschlichste Weise in fortwährendem Todeskampf zu erhalten.

Diese Käfige, welche durch ihre Einrichtung an denjenigen erinnern, in welchen Bajazet auf Befehl Tamerlans eingesperrt wurde, hatte der grausamste Erfindungsgeist ersonnen. Ihre Construction läßt ein Raffinement von Härte und Barbarei erkennen, welches ganz mit dem Charakter und Geschmack Ludwigs XI. übereinstimmte. Sie waren ohngefähr zwei und einen halben Fuß hoch und zwei Fuß breit, so daß ein Mensch darin weder stehen noch liegen konnte.

Der Geschichtschreiber Philipp von Commines sagt: Es waren strenge Gefängnisse, außen und innen mit Kupferplatten bedeckt und an allen Seiten mit starken eisernen Stangen beschlagen. Der erste, der sie erfand, war der Bischof von Verdün, welcher auch in dem ersten, der gebaut wurde, die Probe abgelegt hat: er schmachtete vierzehn Jahr darin. Viele haben ihn seitdem verflucht, und auch ich, der ich unter dem vorigen König acht Monate in einem solchen Käfig zugebracht habe.

Wie Philipp von Commines es sagt, es war

wirklich ein Bischof, ein heiliger Mann, ein Würdeträger der Kirche, ein Diener Gottes, welcher diese neue Plage der Menschheit erfand ... Ein Diener Gottes? ... wohl eher ein Diener des Teufels! ... Er hieß von Haurancourt; sein Name sei verflucht!

Von Haurancourt, welcher, um seinen Herrn zu gefallen und seine Gnade zu erlangen, alle seine Kräfte zur Erfindung grausamer Zwangsmittel aufgeboten hatte, wurde sehr bald auch dem tyrannischen und argwöhnischen Geiste Ludwigs XI. verdächtig; der Bischof von Verdün wurde in denselben Käfig, den er erfunden hatte, eingesperrt und er selbst empfand zuerst die schreckliche Pein dieser neuen Strafart. Vierzehn lange Jahre konnte Haurancourt mit Muße über die schrecklichen Wirkungen seiner Erfindung nachdenken und berechnen, ob sein dunkler Kerker den unglücklichen Opfern der Rache genug Qualen und Schmerzen bereiten würde.

Mehrere Schlösser, unter anderen Plessis-les-Tours, waren mit solchen eisernen Käfigen versehen. In Loches konnte man deren noch im Jahre 1789 sehen. Es gab zwei daselbst; der eine stand oberhalb der Schloßpforte und der andre in einem untern Raume des Donjon. Die meisten Historiker führen an, daß der zweite Käfig auf Befehl von Johann La Balün, Bischof von Arras und damals Minister Ludwigs XI., gebaut worden sei. Also waren es zwei Bischöfe, die, um dem verderbten Charakter eines verschmitzten und despotischen Monarchen Vorschub zu leisten, die schändliche Mission übernahmen, Werk-

zeuge neuer Menschenpein zu erfinden und zu bauen, die eher verdienten in den Annalen eines wilden Volkes, als in der Geschichte einer durch das Christenthum civilisirten Nation zu figuriren.

Der Bischof wurde für seine Dienste durch den Kardinalshut belohnt; aber sein Glück sollte nicht lange dauern. Sonderbares Geschick! Er mußte dasselbe Schicksal erfahren, wie sein College Harancourt: er weihte nämlich den eisernen Käfig ein, der dem Donjon einen so furchtbaren Schmuck verlieh. Wir wollen hier einige Worte über den Lebenslauf dieses Minister-Bischofs sagen, der unter der Regierung Ludwigs XI. eine ziemlich große Rolle spielte.

Johann von La Balüe war ein von großem Glück Begünstigter. Er war der Sohn eines Schneiders, oder wie andere Historiker sagen, eines Tischlers aus Poitiers. Ein Mönch traf ihn einst auf der Straße, unterhielt sich mit ihm und da er Fähigkeiten in ihm fand, so unterrichtete er ihn in der lateinischen Sprache. Er widmete sich dem geistlichen Stande, und wurde im Hause Juvenals des Ursins, Patriarchen von Antiochien und Bischofs von Poitiers, aufgenommen. Dieser Prälat ernannte ihn zu seinem Testamentsvollstrecker. Es wird versichert, daß sich La Balüe bei der Vertheilung des Nachlasses nicht vergaß, sondern einen hübschen Theil davon für sich behielt. Nun machte er sich mit Johann von Beauvois, Bischof von Angers, bekannt, der ihn mit Wohlthaten überhäufte und dann dafür später verfolgte. Dann schmeichelte er sich bei Karl von

Melün ein, zu der Zeit, wo dieser bei Ludwig XI. in großer Gunst stand. Karl von Melün machte seinen Schützling mit dem Monarchen bekannt, der Geschmack an ihm fand, ihn zum Parlamentsrath, dann zum Bischof von Evreux erhob und ins Cabinet berief. Villaret schildert ihn folgendermaßen:

Er war geizig, trügerisch, sittenlos, rachsüchtig, undankbar und frech. Wer sein Wohlthäter gewesen war, hatte Ansprüche auf seinen Haß; der schwärzesten Perfidie unter der Maske der Frömmigkeit und Aufopferung fähig, kannte er weder Liebe zum Vaterland, zur Religion, noch zu seinem Souverain, und opferte Alles seinen gewissenlosen Interessen und schamlosen Lüsten.

Wenn diese Charakterisirung nicht übertrieben ist, ist La Balüe einer der schändlichsten Menschen gewesen, die es jemals gegeben.

Er wollte sich jede Art von Verdienst zueignen, fährt derselbe Autor fort; mit einem Küraß auf der Brust schwenkte er am Altare das Rauchfaß; mehrmals hat er im Chorrock und Bischofsmantel die Bürgermiliz von Loches die Revüe passiren lassen und ist bei Trompeten- und Trommelschall an der Spitze eines Trupps Soldaten auf die Wache gezogen.

Er war damals Bischof von Evreux. Als ihn eines Tages Chabannes, Graf von Damartin, in solch' einem Aufzug sah, sagte er zu dem König: Sire, ich bitte Ew. Majestät mich nach Evreux zu schicken, um die Geistlichen zu prüfen.

Warum? fragte der Monarch.

Um die Functionen des Bischofs zu versehen, währenddem La Balüe hier die meinigen ausübt, indem er Ihre Soldaten exercirt.

Der König lächelte.

Für jetzt, sagte er, ist es ein guter Teufel von Bischof; was später aus ihm wird, weiß ich nicht.

Ludwig XI., der in La Balüe einen Geist und Charakter fand, der mit dem seinigen vollkommen harmonirte, erhob ihn nach und nach zum Bischof von Angers und von Arras, verschaffte ihm den Kardinalshut, weihte ihn in die Geheimnisse des Cabinets ein und nahm ihn zum Mitglied seiner Regierung auf.

Man bemerkte, daß der König, nebst der Königin und dem ganzen Hofe der Vermählung des Bruders des Kardinals beiwohnten, welcher die Tochter Johann Büreau's heirathete, ebenfalls eines Mannes aus dem Volke, welchen der König, nachdem er sich in Rheims hatte krönen lassen, aus Flandern mitgebracht hatte. Er schlug damals mehrere Herren vom hohen Adel zu Rittern, unter welche er diesen Johann Büreau mischte, was großes Mißfallen erregte; aber Ludwig dem Eilften gefielen diese Vermischungen; er schien damit sagen zu wollen, daß der Wille des Monarchen Alles ausgleichen könne. Auch nahm er zu Ministern und Günstlingen fast immer nur Emporkömmlinge ohne Verbindungen und Stütze in der großen Welt, weil er, wenn er ihrer müde war, sie ohne Gefahr und nach Belieben wieder fortschicken

konnte. Dieß war auch ein Grund, warum er seine Blicke auf La Balüe gerichtet hatte.

Aber dieser, der eben so falsch und treulos war, wie Ludwig XI., verrieth seinen Herrn. Was konnte er auch von einem Minister erwarten, den er seiner schlechten Gesinnungen wegen dazu erhoben hatte und dessen Sittenlosigkeit er täglich zum Werkzeug seiner Pläne machte? Der Prälat, von dem Herzog von Burgund erkauft, unterhielt mit diesem eine geheime Correspondenz. In einigen seiner Briefe an den Burgunder sagte er, daß ihn der König, im vertrauten Kreise, einen unsinnigen Verräther, einen schändlichen Menschen ohne Ehre und Treue, einen Libertiner und Atheisten nenne und daß er ihm alle die schmähenden Namen beilege, welche geeignet waren, die beiden Fürsten auf immer zu unversöhnlichen Feinden zu machen.

Da mehrere dieser Briefe aufgefangen wurden, so ward La Balüe sofort verhaftet, nebst Wilhelm von Haurancourt, den Bischof von Verdün, den der Kardinal zu seinem Vertrauten gemacht hatte, weil er die Gunst des Herzogs besaß. Der Bischof gestand Alles ein, ohne sich lange questioniren zu lassen; der Kardinal jedoch legte sich anfangs fest auf's Leugnen. Als man ihm aber die Beweisstücke vorlegte, die Briefe nämlich von seiner eigenen Hand, da versprach er gleichfalls Alles zu gestehen, wenn man ihm das Leben schenken wolle. Nun wurde eine lange Reihe erstaunlicher Treulosigkeiten entdeckt, unter anderen hatte er dem Herzog von Burgund

fortwährend alle Staatsgeheimnisse mitgetheilt und Zwiespalt zwischen den beiden Fürsten herbeigeführt. Diese Verbrechen verdienten mit dem Tod bestraft zu werden. Der König ernannte eine Kommission, um die Sache zu untersuchen und sandte nach Rom, um von dem Papst mehrere geistliche Richter zu verlangen, die den weltlichen beigegeben werden sollten. Die römische Curie wollte ein Recht aus dieser Willfährigkeit Ludwigs XI. für sich in Anspruch nehmen; sie versuchte sogar das Urtheil allein zu fällen. Man unterhandelte und konnte sich über die bei dem Proceß eines Kardinals zu befolgenden Formeln nicht einigen. Die Procedur zog sich in die Länge; aber das Rachegefühl des Königs schlummerte durchaus nicht ein. Der römischen Curie gegenüber, schien der König den Prälaten die Todesstrafe erlassen zu wollen, aber er behielt sich eine tausend Mal grausamere Strafe, als der Tod ist, vor. Sie wurden nämlich nach Loches geschafft und auf Lebenszeit in die furchtbaren Käfige eingesperrt, die sie selbst erst erfunden hatten.

Tristan der Eremit, Hochprofoß, Capitain der Leibgarde des Königs und Executor seiner Rache, führte in die geheimen unterirdischen Kerker des Schlosses von Loches mehr wie einmal vornehme Herren, die der Majestätsbeleidigung verdächtig oder überführt waren. Von diesen im Donjon von Loches gefangen gehaltenen Seigneurs war unbezweifelt der Herzog von Alençon einer der berühmtesten.

Unter Karl VII. war der Herzog von Alençon

einer der eifrigsten Aufwiegler zur Empörung gewesen. Später hatte er im Einverständniß mit dem Dauphin eine Verschwörung gegen den König angezettelt, an welcher die Engländer, die unversöhnlichsten Feinde des Reichs, theilnehmen sollten. Da aber die Correspondenz des Herzogs mit den Engländern von Denen, welche die Briefe überbringen sollten, selbst an den König überliefert wurde, so ward Alençon verhaftet; die Pairs von Frankreich wurden zusammenberufen und der Proceß sofort eingeleitet. Karl VII. kam zu der schmerzlichen Ueberzeugung, daß Prinzen von Geblüt, Verwandte von ihm, Seigneurs, denen er nie eine solche Handlungsweise zugetraut hatte, sich gegen ihn verschworen und daß sein Sohn, der Dauphin, dieser nagende Wurm seines Herzens, in die Verschwörung verwickelt war. Der Herzog besaß viel Geist, glänzende Eigenschaften und namentlich Beredtsamkeit; er vertheidigte sich mit großer Geistesruhe und Sicherheit; als er aber sah, daß die Aechtheit seiner Briefe constatirt war, da gestand er Alles ein. Seine Advokaten suchten ihn nicht zu rechtfertigen: das richterliche Erkenntniß lautete auf Todesstrafe. Der von allen Seiten mit Bittschriften bestürmte Monarch schenkte ihm das Leben, gab dessen Güter seiner Gemahlin, mit Ausnahme des Herzogthums Alençon, das er mit der Krone vereinigte und ließ den Schuldigen in das Schloß von Loches transportiren, wo er zeitlebens in Haft bleiben sollte.

Nach dem Tode Karls VII. gab Ludwig XI. dem Herzog, seinem Verwandten und Mitschuldigen,

die Freiheit zurück und setzte ihn wieder in den Besitz der eingezogenen Güter.

Aber der Herzog von Alençon zeigte sich für diese Gnade nicht erkenntlich. Ueber den Despotismus und die Grausamkeit, welche Ludwig XI. gegen alle vornehmen Kronvasallen ausübte, empört, setzte er sich mit seinem Schwager, dem Grafen von Armagnac, in Einverständniß und unterhielt geheime Verbindungen mit dem Herzog von Burgund, gegen den der König Krieg führte. Ludwig entdeckte die strafbaren Pläne dieser Herren; er vernahm noch zum Ueberfluß, daß sie sich der Stadt Lectoure bemächtigt und sie zu einem gut befestigten und wohl verproviantirten Waffenplatz gemacht hatten, in welchem sie hoffen durften den Anstrengungen des Monarchen trotzen, oder ihm wenigstens eine vortheilhafte Capitulation entreißen zu können.

Bald breiteten sich die königlichen Truppen über die ganze Grafschaft Armagnac aus, bemächtigten sich aller bedeutenden Orte und zwangen die Verschwörer, sich in ihren letzten Zufluchtsort, nach Lectoure, zurückzuziehen. Nachdem sich diese, sogar mit Erfolg, vertheidigt hatten, dennoch aber immer mehr eingeschlossen wurden, griffen sie zu dem letzten, und wie sie glaubten, vortheilhaften Mittel, nämlich zu capituliren. Sie finden in dem Commandanten der Belagerung alle die Zuvorkommenheit, die sie nur immer wünschen können und er scheint über ihre Vorschläge so übertrieben sie auch waren, durchaus nicht überrascht zu sein. Nachdem der Tractat unterzeichnet

war, wurde mit deſſen Ausführung begonnen. Die Thore wurden nur nachläſſig bewacht; ein Trupp royaliſtiſcher Soldaten, dieſe falſche Sicherheit benutzend, dringen in die Stadt. Sie bemächtigen ſich zuerſt des Herzogs von Alençon, nachdem ſie ihn ſchwer verwundet haben. Alsdann begeben ſie ſich in das Haus des Grafen, dringen mit Gewalt in ſein Gemach und durchbohren ihn mit mehreren Dolchſtichen. Die Gräfin wird in ein nahgelegenes kleines Schloß geſchleppt; ſie war ſchwanger und man zwang ſie einen Trank zu ſich zu nehmen, der ihr das Kind im Leibe tödtete. Sie ſelbſt ſtarb an den Folgen deſſelben. Lectoure wurde der Plünderung preisgegeben und ein großer Theil der Häuſer in Aſche gelegt. Von den bei dieſem Ueberfall verhafteten Seigneurs wurde einer auf den rauchenden Trümmern der unglücklichen Stadt enthauptet, ein anderer ward in Rhodez geköpft und ein dritter in Tours geviertheilt, um, indem man an verſchiedenen Orten des Königreichs dieſe Beiſpiele großer Strenge ſehen ließ, überall Angſt und Entſetzen zu verbreiten.

Karl, der Bruder des Grafen von Armagnac, der ſein Nachfolger in den Majoratsgütern war, wurde zu gleicher Zeit verhaftet und in die Baſtille gebracht, nicht, daß er ſtrafbar geweſen wäre, ſondern wegen ſeiner nahen Verwandtſchaft. Während den vierzehn Jahren, die er eingekerkert war, mußte er alle Arten grauſamer und ſchmachvoller Behandlung erdulden. Von der Decke ſeines feuchten Kerkers tropfte das Waſſer auf den Kopf des bedauernswerthen Ge-

fangenen, der, im wahren Sinne des Wortes, im Schlamm umherging.

Was den Herzog von Alençon betrifft, so wurde er von Neuem in die Veste Loches gebracht und in denselben eisernen Käfig eingeschlossen, den La Balüe kurze Zeit vorher verlassen hatte, um in das Schloß von Montbazon geschafft zu werden. Der Herzog durfte nur während des Mittagessens seine enge Klause verlassen, dann mußte er sofort wieder hinein.

Diese beiden Unglücklichen wurden erst nach der Thronbesteigung Karls VIII. begnadigt; sie bekamen ihre Besitzungen zurück, waren aber nicht mehr in dem Zustande deren Vortheile genießen zu können; sie waren so geschwächt, daß sie sich nicht mehr bewegen konnten und ihre Geisteskraft war durch die raffinirte Grausamkeit, die sie erduldet hatten, völlig zerrüttet geworden.

Unter Karl VIII. behielt das Schloß von Loches die Bestimmung bei, die ihm von dem vorigen Regenten gegeben worden war. Die düstern Kerker und eisernen Käfige sahen nach wie vor die unfreiwilligen Besuche vornehmer Herren. Der Historiker Philipp von Commines, der unter Ludwig XI. Minister gewesen war, wurde, wie er selbst berichtet, acht Monate lang in solch' einen abscheulichen Kasten eingesperrt.

Commines war früher Rath des Herzogs von Burgund gewesen. Nachdem er sich, wie viele an-

here, auf die Seite Desjenigen geneigt hatte, der ihm eine größere Zukunft zu haben schien, verließ er seinen bisherigen Herrn und trat in die Dienste des Königs von Frankreich. Dieser überhäufte den Geschichtschreiber mit Wohlthaten aller Art; er schenkte ihm das Fürstenthum Talmont und mehrere Herrschaften, erhob ihn zu seinem Rath und Kämmerer und machte ihn zu seinem Vertrauten. Er ließ ihn neben sich in seinem Bette schlafen, und diese Familiarität war damals das höchste Zeichen der Ehre, oder der Freundschaft, selbst im Privatleben. Nach dem Tode Ludwigs XI. änderte sich das Geschick Commines' sogleich: eine Regentschaft folgte, Parteien bildeten sich; Commines gab sich den Leidenschaften der Zeit hin und wurde vom Hofe verbannt. In seiner politischen Handlungsweise fehlte es ihm an der gehörigen Klugheit; er hielt es mit dem Herzog von Orleans, der die großen Vasallen zur Empörung angestachelt hatte, um die Prinzessin Anna von Frankreich, die durch das Testament Ludwigs XI. zum Gouvernement berufen war, vor der Regentschaft zu entsetzen.

Als Karl VIII. das Alter der Großjährigkeit erreicht hatte und in dem ehemaligen Minister seines Vaters einen der Hauptanstifter der Unruhen, die das Königreich erschüttert hatten, zu erkennen glaubte, da ließ er ihn nach Loches schaffen und in den eisernen Käfig stecken, den der Bischof von Harancourt erfunden hatte.

Man glaubt allgemein, daß Philipp von Com-

mines in diesem engen Gefängnisse die berühmte Geschichte jener Zeit zu schreiben begann, die, mehr als seine Staatsdienste und sein Unglück, seinen Namen auf die Nachwelt bringen wird.

An einer Wand dieses Käfigs konnte man im Jahr 1789 noch mit Mühe folgende lateinische Worte entziffern, die wahrscheinlich von ihm herrühren: Dixisse me aliquando poenituit ... tacuisse nunquam!

(Ich habe es zuweilen bereut gesprochen, nie aber geschwiegen zu haben.)

Nachdem die Gemahlin Philipps von Commines vom König die Gnade erlangt hatte, daß er von Loches nach Paris versetzt werden dürfe, blieb der beklagenswerthe Gefangene einige Zeit in der Bastille, wo er fortfuhr an seinen Denkwürdigkeiten zu arbeiten; alsdann wurde er durch das Erkenntniß des Parlaments auf eins seiner Güter verwiesen und der vierte Theil seiner Güter zu Gunsten des königlichen Schatzes confiscirt.

Ein anderer berühmter Gefangener des Schlosses von Loches war Ludwig Sforza, Herzog von Mailand.

Ludwig Sforza hatte sich, zum Nachtheil des Herzogs von Orleans, der dieses Herzogthum von seiner Großmutter, Valentine Visconti, geerbt hatte, des mailändischen Gebietes bemächtigt. Als nach dem Tode Karls VIII. der Herzog von Orleans, unter dem Namen Ludwig XII., den französischen Thron bestiegen hatte und nun mächtig genug war

wollte er sein Erbtheil wieder erobern. Er setzte deshalb eine Armee auf die Beine, gab deren Commando dem Herrn von La Trémouille und kam auf diese Weise wieder zu dem ihm entrissenen Lande. Ludwig Sforza, der damals in Mailand residirte, war genöthigt, sich mit seinen Reichthümern zu dem deutschen Kaiser Maximilian zu flüchten.

Indessen, obwohl er von der französischen Armee vertrieben war, wollte er sich nicht für geschlagen halten. Mit Hülfe des Kaisers gelang es ihm eine Armee von dreißigtausend Mann auszuheben und noch einen letzten Versuch zu wagen. Aber das Glück war ihm nicht günstig; seine Armee, die aus Soldlingen zusammengesetzt war, ließ ihn im Stiche und er selbst wurde zum Gefangenen gemacht.

Sforza ward nun nach Frankreich abgeführt, zuerst nach Pierre-Encise, dann kam er in den Thurm von Lys-Saint-Georges in Berry und, vier bis fünf Jahre später, nach Loches.

In diesem letzten Gefängnisse brachte er den Rest seines Lebens zu, aber nicht, wie Paul Jove und Mezerai behaupten, in einem eisernen Käfig, sondern mit der Freiheit seine Zelle, ja selbst, unter Begleitung einiger Wächter, das Schloß zu verlassen. Er hatte die Wände seines Gefängnisses mit Gemälden von seiner eigenen Hand geschmückt, die zwar ohne Kunst gemalt sind, immer aber großen Geschmack verrathen. Dem vergitterten Fenster, das seiner Zelle Licht gab, gegenüber, hatte er an die Wand eine Sonnenuhr gezeichnet, bestimmt die langen Stunden

seiner Haft zu markiren. Auch konnte man noch in spätern Jahren einige auf seine Lage sich beziehende Verse der Psalmen an der Mauer deutlich erkennen, die er darauf geschrieben hatte. Ueber dem Kamine hatte er sich selbst dargestellt, in einer Rüstung, wie sie damals die Ritter trugen, einen Helm mit herabgelassenem Visier auf dem Kopfe und zwischen zwei Kanonen stehend.

Noch jetzt sind diese Gemälde, welche die Wände bis zur Decke hinauf schmücken, zu sehen. Das Geschriebene ist jedoch sehr schwer zu entziffern; aber vor einigen Jahren konnte man es noch sehr gut lesen, ehe die Feuchtigkeit den Anstrich der Mauer zerstört und einen großen Theil der Lettern vernichtet hatte.

Ludwig Sforza starb in seinem Gefängnisse im Jahr 1510.

Wir würden kein Ende finden, wollten wir hier, ins Einzelne gehend, von all' den berühmten Gefangenen sprechen, die in die Gefängnisse von Loches eingekerkert wurden. Nur noch einen wollen wir anführen, dessen wir bereits in der Schilderung des Schlosses Anet erwähnten, den Grafen von Saint-Vallier nämlich, den Vater Dianens von Poitiers, der in die Verschwörung des Connetable von Bourbon mit verwickelt war. Als der Graf in die unterirdischen Kerker von Loches geworfen worden war, bleichten seine Haare, bei dem Gedanken an den ihn erwartenden Tod auf dem Blutgerüste, in einer einzigen Nacht. Diana von Poitiers eilte nach Loches,

um ihrem Vater Troſt zu bringen, dann begab ſie ſich zu Franz dem Erſten, dem ihre Thränen, unterſtützt von ihren Reizen, das Schwert der Gerechtigkeit aus der ſchon aufgehobenen Hand wanden.

Ludwig XII. beſuchte das Schloß von Loches öfter. Er fügte zu den, von Karl VII. für Agnes Sorel erbauten, Gemächern neue, bei weitem prächtigere hinzu, die für Anna von Bretagne, die junge und hübſche Wittwe Karls VIII., beſtimmt waren. Schon als Ludwig noch präſumtiver Thronerbe war, hatten die Reize der Königin tiefen Eindruck auf ſein Herz gemacht; er liebte ſie innig und wagte ihr das Geheimniß ſeines Herzens zu offenbaren. Die Königin war tugendhaft, aber ſie konnte doch nicht umhin, die Gefühle, welche ihr Couſin für ſie hegte, ein wenig zu erwiedern. Daher nahm ſie, nachdem ſie Wittwe geworden war, mit Vergnügen die Tröſtungen an, die ihr der neue König durch die beiden, ſeinem Vorgänger am nächſten geſtandenen, Seigneurs ſagen ließ. Sie waren mit ihr gerührt und weinten mit ihr, und nachdem der erſte Schmerz vorbei war, erſchien Ludwig. Seine ſüßen Worte zerſtreuten nach und nach die düſteren Wolken, die ſich auf ihre Stirn gelagert hatten und bewirkten, daß ihre Augen von einem Glücke ſtrahlten, welches ſie und der Fürſt früher dem Drange mächtiger Umſtände geopfert hatten. Anna begab ſich nach Loches, und als ſie abreiſte, gab ſie dem König ihr Wort ihn zu heirathen, wenn es ihm auf geſetzliche Weiſe gelänge die Feſſeln

zu zerreißen, welche ihn mit Johanna von Frankreich, Tochter Ludwigs XI., verbanden.

Die Eigenschaften des Geistes und Herzens ersetzten bei dieser Prinzessin die ihr fehlende Schönheit. Sie liebte ihren Gemahl auf das Innigste, und obgleich sie von ihm vernachlässigt und sogar zuweilen ungeziemend behandelt wurde, so war sie doch stets eine treuergebene Gattin und ihm oft in den Gefahren dienlich und hülfreich, in die ihn die Empörungen gestürzt hatten. Man hoffte, daß sie sich den Wünschen des Königs freiwillig fügen würde, aber man hatte sich getäuscht; denn Johanna, die bis dahin so zaghaft gewesen war, waffnete sich mit Muth und behauptete mit Festigkeit ihre Rechte.

Das Tribunal, vor dessen Richterstuhl diese Sache gelangte, bestand aus drei Bischöfen, denen noch drei andere Geistliche beigegeben wurden. Einer der Hauptgründe, welche der Anwalt des Königs, um die Trennung zu bewirken, anführte, bestand in der angeblichen körperlichen Untüchtigkeit Johanna's zur Ausübung der Functionen einer Ehefrau. Diese grundlose Behauptung führte im Laufe des Processes zu Offenbarungen, welche die Schamhaftigkeit der Prinzessin verletzten und sie, um sich dagegen zu vertheidigen, nöthigten, die Geheimnisse ihrer Ehe zu entschleiern.

Aber ungeachtet der guten Gründe und der nachdrucksvollen Vertheidigung der Prinzessin, gewann der König den Proceß und die Ehe ward für aufgelöst erklärt. Einige Tage später vermählte sich Ludwig XII. mit der reizenden Wittwe seines Vorgängers.

Anna von Bretagne war eben so gut und tugendhaft wie Johanna, aber die Liebe ist unbarmherzig, denn sie willigte ein, die Unglücksquelle ihrer Verwandten zu werden. Aber dafür stellten sich von Zeit zu Zeit Gewissensqualen ein, weshalb sie, zur Sühne ihrer Liebe, im Schloß von Loches ein prachtvolles Betzimmer, daß sie der Jungfrau widmete, bauen ließ, daß man jetzt noch sehen kann und ihren Namen trägt. Wie Agnes Sorel, suchte auch Anna von Bretagne, durch Bußübungen und reichliche Gaben an die Kirche, die Fehler, die sie begangen zu haben glaubte, wieder gut zu machen.

Nach der Zeit Ludwigs XII. bietet das Schloß von Loches keine merkwürdigen historischen Erinnerungen mehr dar. Unter den spätern Regierungen wurde es von den Königen nach und nach gänzlich als Residenzschloß aufgegeben. Jetzt befindet sich eine Unter-Präfectur und ein Gerichtshof erster Instanz darin, und der Thurm, den Ludwig XI. erbauen ließ, dient als Gefängniß.

Inhalt des zweiten Bandes.

Beaujeu. — Berard, Herr von Beaujelais — Humbert IV. — Der Graf von Monteval. — Jakob, der Todtengräber. — Anna von Beaujeu. — Ludwig XI. — Olivier le Daim. — Johann Coictier.

Loches. — Karl VII. — Agnes Sorel. — Isabelle von Lothringen. — Maria von Anjou. — Johanna d'Arc. — Ludwig XI. — Olivier le Daim. — Die Gräfin von Saffenages. — Der Graf von Maulevrier. — Bianca von Melún. — Der Bischof von Harancourt. — Der Herzog von Alençon. — Philipp von Commines. — Ludwig Sforza. — Der Graf von Saint-Vallier. — Karl VIII. — Anna von Bretagne. — Ludwig XII. — Johanna von Frankreich.